Erich Marcks

Männer und Zeiten

Erster Band

HM6a
M 3196m.2

Männer und Zeiten

Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte

von

Erich Marcks

I. Band

538117
8.4.52

16. bis 19. Tausend
Sechste umgestaltete Auflage

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

[1922]

1922

Alle Rechte vorbehalten

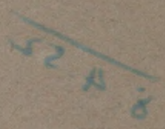
*

Copyright by Quelle & Meyer in Leipzig

*

Druck von Oswald-Schmidt G. m. b. H.
in Leipzig

*



Meiner Frau

Vorwort zur vierten Auflage

Das Vorwort zur ersten Auflage dieser Sammlung hat, in einer an Alfred Lichtwark gerichteten Ansprache (Hamburg, den 12. August 1911), dem Freunde, dem ich es damals als eine Festgabe brachte, Absicht und Wesen des Buches auseinandergesetzt. Ich wiederhole die wichtigeren Sätze: „Weder das Recht und die Eigenart des Essays — des gesprochenen wie des geschriebenen — noch das Recht der Zusammenfügung einer Anzahl von Essays brauche ich vor Ihnen, dem Meister dieser Kunstform, zu begründen. Ich habe Altes und Neues zwanglos zusammengestellt, verschiedenartig im Stoff: Deutsches und Außerdeutsches, Biographisches und Sachlich-Allgemeines, Politisches und Geistiges. Ich habe auch das Ältere so gut wie ganz unverändert gelassen: das scheint mir die notwendige Voraussetzung einer solchen Sammlung zu sein. Ein jedes Stück in ihr muß sein ursprüngliches Gesicht behalten — genug, wenn es es nur eines besitzt, und wenn der Verfasser nur die Absicht, die ein jedes zur Zeit seiner Entstehung belebte, noch zu verantworten vermag. Verschiedenartig ist auch diese Absicht gewesen und ist demgemäß die Form: neben knappen, festgerundeten Vorträgen und Abhandlungen, neben denen, die ihre besondere wissenschaftliche These vertraten, finden Sie Bilder, denen Anschauung und Anschaulichkeit die Hauptsache war, und breitere Zusammenfassungen populären Charakters, die einen großen, allbekannten Stoff einheitlich zu überschauen unternahmen. Auch diese — ich denke an die Jubiläumsaufsätze über das alte Preußen, über die 1848er Revolution, über William Pitt — habe ich hier wiederholt, eben jenes Gesamtbildes wegen, das sie versuchten, und gewisser führender Gedanken wegen, die ich festzuhalten wünsche. Ich habe einen Vortrag über Coligny hier zum erstenmal gedruckt, obgleich er dereinst nur für den Augenblick und für seine Hörer niedergeschrieben war: aber er enthält manches, was ich bisher nicht dazu gekommen bin in umfassenderer Weise auszusprechen. Ich habe, indem ich sammelte und ausschied, wohl an meine Fachgenossen, mehr noch an einen allgemeinen Leserkreis gedacht. Entstehung und Auswahl solcher

kleinen Schriften haben ja stets etwas Persönliches und etwas Zufälliges an sich; persönliche eigene Erinnerung begründet und entschuldigt vielleicht die Aufnahme der Plaudereien von den Stätten der Hugenottengeschichte und von Friedrichsruh. Dieses und jenes mag aus dem vorherrschenden Gesamtcharakter der beiden Bände ein wenig heraustreten: aber auch der Leser trifft ja in solcher Sammlung wieder seine Auswahl, wie er mag. Diese Sammlung als ein Ganzes wird, so hoffe ich, vielgestaltig wie sie ist, doch ihre persönliche und vielleicht auch ihre sachliche Einheit besitzen: aber das zu erweisen muß ich ihr selber überlassen. Für den einzelnen Essay ist es ohne Zweifel das entscheidende Gebot, geschlossene literarische Form mit geschlossener und womöglich mit anregungskräftiger Selbständigkeit des Inhalts zu verbinden: ob die hier dargebotenen es erfüllt haben — über diese Frage ihres Daseinsrechtes müssen sie vor Ihnen, lieber Freund, und vor anderen, minder wohlwollenden Urteilern sich ebenfalls, wenn sie es können, selber ausweisen. „Akademisch" werden sie ja wohl alle sein, auch wo sie Gegenwartsfragen berühren: Erzeugnisse lediglich eines Professors, dem allerdings wissenschaftliche Erkenntnis und künstlerische Gestaltung auch innerlich immer untrennbar gewesen sind; lediglich eines Historikers, dem aus Vergangenheit und Gegenwart wohl auch das eigene Lebensideal für Nation und Persönlichkeit immer belebend und erwärmend entgegenleuchtet, dem aber auf seinen Wegen die historische Gerechtigkeit und das nachfühlende, erklärende Verständnis für alles Menschliche die oberste Pflicht und das Ziel bleiben, das die Sittlichkeit seines Berufes ihm vorzeichnet."

* * *

Seitdem sind zwei Neudrucke nötig geworden, im Dezember 1911 und im November 1912; der zweite wurde durch zwei Stücke (die Nachwirkung Friedrichs des Großen, und Wettiner und Hohenzollern) vermehrt. Heute, wo ich, zu meiner dankbaren Freude, die vierte Ausgabe zu gestalten habe, muß ich tiefer eingreifen. Ich habe sechs Stücke (die Kritik Kervyns de Lettenhove und die fünf Bilder aus dem Kreise der deutschen politischen Historiker, von Dahlmann bis Treitschke) herausgenommen und dreizehn neu eingefügt: im I. Bande die über Nordamerika und über Lichtwark, im II. vier über Bismarck, alle vom Jahre 1915, und sieben

zum gegenwärtigen Kriege. Denn das allgewaltige Gebot dieser Tage muß auch einer Aufsatzsammlung wie dieser seinen Stempel aufdrücken. Sie war stets zu einem Teile zugleich auf die Gegenwart gerichtet; jetzt leitet sie, durch die Eindrücke und Gedanken der letzten beiden Jahre hindurch, unmittelbar und rückhaltlos in die Kämpfe hinein, die heute unser ganzes Herz erfüllen. Sie wird, denke ich, auch so sich selber nicht ungetreu: die neuen Stücke führen, in innerlicher Anknüpfung, die älteren einfach weiter. Das freilich kann nicht ausbleiben, daß Gesichtspunkte und Ton dieser Schlußaufsätze stärker politisch sind als der früheren. Wer dürfte sich in diesen Wirrnissen des Vollbesitzes jener über den Dingen schwebenden ruhigen Gerechtigkeit vermessen, so wie wir sie sonst vor allem erstreben? Erstrebt wird sie auch hier: aber auch der Historiker atmet die Luft des großen Kampfes und bekennt sich zu ihm. Genug, wenn er auch hier stets von der Geschichte herkommt und ernsthaft trachtet, die Gegenwart mit ihr zu verbinden und mit ihr zu durchdringen; wenn er, bei aller Stärke des inneren Anteils und des einseitigen Willens, statt bloßer Anklage auch hier doch zu begreifen trachtet. Sich dieser ungeheuren Gegenwart zu entziehen würde er vergeblich versuchen, und er soll es auch nicht wollen.

Ausgangspunkt aber und Hauptinhalt dieser Bände bleibt historisch: Männer und Zeiten. „Der erste Band hält, so konnte das frühere Vorwort sagen, sein Angesicht vielleicht mehr der Vergangenheit, der zweite vielleicht mehr der Gegenwart zugekehrt.“ Im Ganzen ist es auch jetzt so geblieben. Aber es ergab sich jetzt von selber eine neue, systematischer geklärte Anordnung. Ich habe sechs Gruppen geschieden. Die beiden ersten enthalten historische Bilder und Reihen in zeitlicher Folge, die erste ausländische, die zweite deutsche bis an die Schwelle der Gegenwart heran. Die dritte begleitet Erscheinungen und Probleme der geistigen Kultur durch die letzten Menschenalter bis in die Gegenwart und an die Schwelle der Zukunft. Die vierte wendet sich mit dem Vortrage über „Goethe und Bismarck“, den ich früher als das Herzstück des Ganzen bezeichnete und der es auch jetzt noch bleibt, Bismarcks Persönlichkeit zu, mit Beiträgen von 1893 bis 1915, und mündet zuletzt in den Weltkrieg ein. Dessen allgemeinerer Vorgeschichte gelten die Stücke der fünften, ihm selber die der sechsten Gruppe. Ich habe diese letzte mit einer Reichsrede vom Januar 1914 eingeleitet, in der sich die

deutsche Stimmung vor dem Losbruch, wenn ich nicht irre, einigermaßen spiegelt: das Bewußtsein der Gefahr, die Ahnung der möglichen Erfüllung, und eine wache und stolze Bereitschaft, aber zugleich noch die Hoffnung, daß uns der Daseinskampf vielleicht doch erspart bliebe, und die Ungewißheit, wie ganz nahe er war. Und auch die folgenden Reden und Betrachtungen, so scheint mir, entsprechen den Phasen unsrer Erlebnisse seitdem; sie selber suchen deren Bedeutung und geschichtliche Zusammenhänge überschauend zu ordnen. Noch während des Druckes habe ich, als Beilage und Schluß, eine mir soeben vom Tage aufgedrungene Auseinandersetzung hinzugefügt, die mit einer vielleicht nicht unwichtigen, schiefen Auffassung gleichermaßen von Vergangenheit und Zukunft abrechnet.

Das Wachstum in der Zahl der Aufsätze hat es mit sich gebracht, daß einem und demselben Gegenstande gelegentlich mehrere Stücke gewidmet worden sind, die sich inhaltlich notwendigerweise berühren und hier und dort wiederholen. Das gilt für die Studien über England, über den Krieg, über Bismarck. Ich darf bemerken, daß es sich auch dann um eine Beleuchtung derselben Sache aus dem Gesichtspunkte verschiedener, manchmal ziemlich weit auseinanderliegender Jahre handelt, die manchmal eine bedeutsame Entwicklung trennt — wie bei England in den Abhandlungen von 1900 und 1910, bei Bismarck in den Reden von 1898 und 1915, in den Überblicken von 1901 und 1915; und überdies um eine Beleuchtung verschiedener Seiten des Gegenstandes, aus verschiedener Absicht heraus: im Grunde doch immer um eine verschiedene Beleuchtung überhaupt. So habe ich auch diese Parallelstücke mit voller Absicht ruhig nebeneinander gestellt, ohne Scheu selbst vor dem Leser, der diesen Bänden etwa die Ehre antun sollte, sie ganz zu lesen. Im übrigen rechne ich, heute wie 1911, bescheidentlich mit der Wahrscheinkeit einer springenderen Auswahl, die der Einzelne vornehmen wird, der Auswahl heute dieses und morgen jenes Stückes, wie es Recht und Schicksal solcher Sammlungen ist; für die innerliche Einheitlichkeit des Ganzen stehe ich, über diese Wahrscheinlichkeit hinaus, auch heute noch ein.

* * *

Mein Buch ist 1911 drei herzlich verehrten Hamburger Freunden gewidmet worden: mit Lichtwark, dem Museumsleiter und dem Schriftsteller zusammen, dem Maler Grafen Leopold von Kalckreuth und dem Kaufmanne Hermann Tietgens. Ihre Dreizahl bleibt mir eine untrennbare Einheit und wird mir lebenslang einer der teuersten und schönsten Lebenswerte bleiben. Aber jene Widmungstafel hat inzwischen der Tod zerschlagen, ich vermag sie weder zu wiederholen noch zu verengern. Das neugewordene Buch lege ich heute der in die Hände, die das Werden aller seiner Teile miterlebend begleitet hat — als Dank und als Wunsch.

Universität München,
den 12. August 1916. Erich Marcks.

* * *

Mein Buch darf heute in sechster Auflage erscheinen. Die fünfte (Sommer 1918) war beinahe unverändert geblieben; ich hatte ihr zwei historische Stücke (Luther und 1813) neu eingefügt und zwei andere (Straßburg, die Wettiner) dafür ausgeschaltet. Heute habe ich das Gewicht der historischen Reihe noch verstärkt. Ich habe jene zwei ausgeschalteten wiedereingesetzt und die Rede über Ostdeutschland hinzugesetzt, auch das Schlußstück des Gesamtwerkes, die Rede über das Deutsche Reich von 1871—1921, gehört als natürliches Schlußstück zugleich dieser Reihe zu. Die zweite Gruppe, die der neueren deutschen Geschichte bis an den Eingang des 20. Jahrhunderts, ist so in sich selber einheitlicher und, in ihrer Umfassung entscheidender Hauptrichtungen dieser Geschichte, einigermaßen vollständig geworden; und der I. Band ist, mit der dritten Gruppe, jetzt in den der Gegenwart unmittelbarer zugekehrten II. hinübergewachsen. Doch habe ich auch diesem sein eigenes Recht belassen: der Sammlung als Ganzem, wie sie sich zu meiner frohen Überraschung in diesen elf Jahren ihren Platz errungen und ihn anscheinend auch in veränderten Zeiten behauptet hat, sollte ihr Charakter unverändert verbleiben. Nur habe ich von den Bismarckaufsätzen zwei (der Aufbau von Bismarcks Leben, Bismarck und der deutsche Geist) der Einhaltung des Gesamtumfanges geopfert, und von den Stücken zur Vorgeschichte und Geschichte des Weltkrieges einige gestrichen, die mir heute ver-

gangen oder entbehrlich schienen (das österreichische Bündnis, die Reichsrede von 1914, die englische Weltmacht, neue Horizonte, vom Erbe Bismarcks); ich habe sie durch zwei neue (jene Reichsrede von 1921 und einen historisch-publizistischen Ausblick vom gleichen Jahre) ersetzt. Ihren inneren Zusammenhang hat auch diese Reihe durch diese Kürzungen nicht eingebüßt; sie reicht jetzt über das Kriegsende in die Nöte unserer jüngsten Tage hinein. Die Absicht meines Buches bleibt, im alten Sinne historisch lebendiger Erfassung und der Treue gegen unsere Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart aneinander zu erleuchten und zu erwärmen.

Universität Berlin,
den 12. August 1922.

Inhalt

Vorwort IX

Erste Gruppe

König Philipp II. von Spanien 1
Im England der Elisabeth 23
Gaspard von Coligny 45
Coligny und die Ermordung Franz von Guises . . 63
Von den Stätten der Hugenottengeschichte 81
Ludwig XIV. und Straßburg 91
Der jüngere Pitt und seine Zeit 109

Zweite Gruppe

Ostdeutschland in der deutschen Geschichte 141
Luther und Deutschland 175
Das Königtum der großen Hohenzollern 203
Die Nachwirkung Friedrichs des Großen 243
1813. Ideen und Kräfte der deutschen Erhebung . . 259
1848 279
Kaiser Wilhelm I. 325
Albrecht von Roon 341
Wettiner und Hohenzollern 381
Baden, Preußen und Deutschland in Großherzog Friedrichs I. Geschichte 403

Nachweise 424

* * *

König Philipp II. von Spanien

Antrittsrede Freiburg i. Br. 1893.

Dem Historiker, dem diese Stunde das Recht gibt, sich mit einem Worte seiner Wissenschaft in den weiten Kreis dieser Universität einzuführen, würde es übel anstehen, theoretisch zu Ihnen darüber zu handeln, worin er Ziele und Wege seiner Wissenschaft erblickt — zu viele seiner Fachgenossen, und nicht die schlechtesten, sind an dem Versuche solcher Systematik traurig genug gescheitert. Der Historiker wartet seines eigensten Amtes besser, wenn er anschaut, wenn er sich an das konkrete Leben geschichtlichen Stoffes hält. Die Art der Auffassung, der Begründung, des Verständnisses und des Urteils, wie ich mich bestrebe, sie zu üben und zu verfechten, sei es mir erlaubt, an einem Gegenstand praktisch zu entwickeln, der dem engeren Felde meiner Arbeiten benachbart ist, und der, wenn ich gleich in den kurzen Minuten dieser Rede das Tatsächliche seines Inhalts nur eben erinnernd wieder vor Ihr Auge rufen kann, sicherlich den einen Vorzug hat, ein Problem, ja eine Fülle von Problemen in sich zu bergen und alsbald hervorspringen zu lassen. Es ist die Geschichte und die Persönlichkeit König Philipps II. von Spanien.

Wenige geschichtliche Gestalten haben so sehr das Mißfallen aller Parteien auf sich gezogen wie dieser Philipp II. Der protestantische Republikaner Motley hat ihn nicht ärger verurteilen können als der ständisch-konservative belgische Katholikenführer Kervyn de Lettenhove. Wie ist nun Philipp in Wahrheit gewesen? Wie ist seine Persönlichkeit innerhalb seiner Umgebungen, seiner Zeit, seines Volkes zu begreifen? Wie groß ist das Maß persönlicher Schuld, das ihm wirklich etwa zukommt? Aber weiter noch: dieser König hat 40 Jahre lang die Geschicke Europas auf das tiefste beeinflußt, er wirkt in ihnen nach bis in den heutigen Tag hinein. Wem verdankt er das? seiner Macht? seinem Genius? der Idee, die er verfocht? Das Land, das er beherrschte und führte, Spanien, ist bald nach seinem Tode von der Höhe einer ersten europäischen Großmacht in eine jammervolle Auflösung sondergleichen hinuntergestürzt — eine der ergreifendsten und rätselvollsten Entwicklungen so großen Stiles, welche die Geschichte kennt. Ist Philipp II., der den Spaniern selber für den Gipfel ihrer nationalen Geschichte galt und gilt, für dies Unheil verantwortlich? und ist er es allein?

Persönlich wie allgemein-geschichtlich stellt das Leben dieses

Fürsten ernsthafte Fragen, die den Betrachter jedesmal in den großen Zusammenhang des europäischen Lebens hineinführen. Ich suche in beiden Richtungen diesen Fragen nachzugehen.

Im Jahre 1556 hat Philipp II. aus den ermattenden Händen seines Vaters, Kaiser Karls V., die Regierung des spanischen Weltreichs übernommen.

Eine große, an Macht wie an Aufgaben und Schwierigkeiten überreiche Erbschaft.

Das Haus Habsburg überschattete seit den Tagen Maximilians I. Europa durch eine beinahe unermeßliche Länderfülle. Die deutsch-habsburgischen Lande, das werdende Österreich, hatten sich als eigene Macht aus ihr geschieden. Überwältigend viel war auch so noch der spanischen Linie des Kaiserhauses geblieben: die Niederlande und die Freigrafschaft Burgund, der Besitz Neapels, Siziliens, Mailands, die Herrschaft über Italien; dazu dann Spanien selber und jenseits der Meere die schrankenlos weiterwachsende neue Welt. Länder, die kein innerliches Band vereinte, verschieden an Lage und Stammesart, an Geschichte und Interessen. In sich gespalten war das Hauptland Spanien selbst: nur eine Personalunion schloß seit der Ehe Ferdinands und Isabellas Aragon und Kastilien zusammen; Aragon hielt sich, auf seine starke, vorwiegend adlige Sonderverfassung gestützt, unbotmäßig genug zur Seite; die Macht des Königs war hier gering. Das eigentliche Kernland der Krone bildete nur Kastilien mit seinem von den Städten allein beschickten Reichstag, den Cortes, die sich dem Königtume immer vollständiger unterordneten; jedoch auch hier, und vollends über ganz Spanien hin, fehlte es der Krone an fester, finanzieller Organisation; in Spanien war der moderne Staat fundiert — ausgebaut war er noch keineswegs. Innere Aufgaben harrten hier des Königtums in Menge.

Und neben diesem halbfertigen spanischen Hauptreich die Fülle der Nebenreiche, auseinanderstrebend, über Europa verstreut! Ihr Herr ist der Nachbar und Rival jedes europäischen Fürsten, jeder italienischen, deutschen, britannischen Staatsgewalt: überall hat er Feinde, überall begegnet er insbesondere dem großen Nebenbuhler, den die spanischen Gebiete so bedrohlich umspannten, dem Könige von Frankreich. Frankreich bestreitet ihm die Hegemonie, bestreitet ihm den Besitz der burgundischen Grenzlande und Italiens: zwei

Jahrhunderte lang hat der spanisch-französische Gegensatz die europäische Politik beherrscht.

Und zu der inneren spanischen, zu dieser äußeren, der europäischen, der französischen Last erbt der Nachfolger Karls V. ein Drittes. Karl V. hatte die Kaiserkrone getragen: er hatte sie tragen wollen als Weltkaiser, als wirkliches, gebietendes Haupt der Christenheit im größten mittelalterlichen Sinne. Für diesen Traum hatte Karl gerungen und war er gefallen. Die nationalen Kräfte hatte er in die Bande seiner kaiserlichen und katholischen Einheit schlagen wollen: sie hatten die Bande zersprengt. Frankreich war aufrecht geblieben; die Ketzerei Martin Luthers hatte sich in Deutschland behauptet; der gemeinsame Feind aller Christenheit, der Türke, mit dem der Vater ein Menschenalter lang gekriegt, rüstete sich zum Angriff auf den Sohn, auf das verwandte Österreich, auf die Küsten Italiens und Spaniens. Auch mit dieser dritten, der universalen Erbschaft hatte Philipp abzurechnen.

Man sieht es wohl: die Gefahren und Arbeiten, die seiner warteten, waren groß. Aber freilich, groß waren auch seine Mittel. Seine Kreise waren geschlossener als die seines Vaters: an Deutschland wie dieser seine Kraft stetig zu erschöpfen lag Philipp nicht ob. Seine Reiche waren ohne Einheit — aber mächtiger, glänzender als die irgendeines Herrschers in Europa. Sein spanisches Reich war das erste der Zeit. Und auf Spanien blickte bereits der europäische Katholizismus als auf seine Vormacht. Neben breitem Schatten also helles und blendendes Licht.

Ich habe den Boden rasch beschrieben, auf den Philipp II. zu treten hatte. Welche Persönlichkeit brachte nun er, der Herrscher, seinem Werke hinzu?

Dem 27jährigen Kaiser Karl war Philipp im Mai 1527 als erstes Kind geboren worden — geboren auf spanischer Erde, er selber durch seine Großmutter, Johanna die Wahnsinnige, von spanischem Geblüt. In Spanien wuchs er unter der Hut seiner edlen Mutter Isabella heran; ausgezeichnete Lehrer bildeten ihn in Wissenschaften und Künsten, in Hof- und Waffendienst. Aber der Infant Philipp nahm wenig von außen her an. Man hat beobachtet, daß sein Vater in den Zeiten, denen Philipp das Dasein verdankte, auffallend apathisch und trübe erscheint. Es ist der Zug, der später den früh gealterten Weltherrscher in den Frieden des

Klosters von S. Yuste getrieben hat, ein Zug von lethargischer Mattheit, der den spanischen Habsburgern eigen blieb, bis ihr Stamm in Schwäche erlosch: wie ein Stück Erbteil der wahnsinnigen Juana. Prinz Philipp hatte ihn ganz.

In sich gekehrt, würdevoll, langsam, ohne Jugendlichkeit: so zeigte er sich als Knabe. Als 12jähriger verlor er seine Mutter; sein Vater, wund und müde, durch seine europäischen Kämpfe oft und lang von ihm getrennt, zielt seitdem dahin ab, seinen Sohn früh an die Staatsgeschäfte zu gewöhnen, sich seinen Nachfolger zeitig heranzuziehen. Er läßt ihn unter dem Beirat tüchtiger Minister Spanien als Statthalter verwalten; er unterweist ihn durch Denkschriften, Briefe, Gespräche. Er gibt ihm frühe die Gattin: mit 16 Jahren wurde Philipp Ehemann, mit 18 war er Vater und Witwer. Dann zog Karls Weltpolitik ihn in ihre weiten Kreise. Zweimal hat der Infant Jahre lang außerhalb Spaniens geweilt. Beim ersten Male versuchte Karl ihm vergeblich die Erbschaft im Kaisertum zu sichern, beim zweiten Male mußte, im Jahre 1554, der Prinz der katholischen Königin Maria von England die Hand reichen zu einem Ehebunde, der auch England in die habsburgischen Länder einreihen, den französischen Feind so gänzlich umfassen und erdrücken, überdies die britische Insel dem Protestantismus entreißen sollte. Philipp hat diese große Aufgabe mit Klugheit und Maß ergriffen; aber der Plan scheiterte an den Verhältnissen. Königin Maria starb, ohne ihrem Gemahl einen Erben zu hinterlassen, England fiel der protestantischen Elisabeth, fiel dem Protestantismus anheim; schon war es zwischen Spaniern und Engländern zu ernsten Reibungen gekommen. Philipp hatte dabei die englische Art eifrig und geschickt umworben: auf die Dauer war auch dies erfolglos geblieben. Auch Niederländern und Deutschen war er bemüht sich anzuschließen; er suchte seine spröde, vornehme Weise dem derben Wesen der germanischen Nordländer anzupassen, — es gelang ihm nicht; man spürte die Absicht und ward sich der inneren Fremdheit doppelt bewußt.

Trotz allem waren diese „Lehrjahre" des Spaniers geeignet, alle Hoffnung zu erwecken. Auf seines Vaters europäische Gedanken ging er verständnisvoll ein, er lernte große Politik begreifen und handhaben; er nahm Karl V. den französischen Krieg aus den Händen und führte ihn 1559 erfolgreich zu Ende: Frankreich opferte

ihm das Streitobjekt Italien. Als erster Fürst der katholischen Christenheit, sieggekrönt, kehrte Philipp 1559 in seine spanische Heimat zurück. Sein Vater war im Vorjahre gestorben; schon hatte Philipps persönliche Politik sich überall betätigt. Die Zeitgenossen erwarteten eine große Regierung.

Erst 1559 aber brach in Wahrheit die eigentlichste Herrscherzeit Philipps II. an. Er hat den spanischen Boden niemals wieder verlassen. Seine Anfänge stehen unter dem Zeichen Karls V. — die 40 Jahre, die ihm noch blieben, sind ganz ihm selber eigen und zugleich ganz spanisch. Er war damals 23 Jahre alt. Als er starb, zählte er 71. Es versteht sich von selber, daß er sich in so langer Zeit, unter Erlebnissen, die die Welt erschütterten, auch innerlich fortentwickelt hat. Indessen, die Grundzüge seiner Persönlichkeit waren bereits damals gezogen. Seine Umgebung, sein Wesen blieben in allen Hauptsachen abgeschlossen. Man kann den Philipp dieser vier Jahrzehnte in einem einzigen Bilde darstellen.

Inmitten des südlichen Lebens seiner spanischen Lande führt König Philipp einen prächtigen und stolzen Hof. Er zieht die Granden Kastiliens in dessen Kreise: nur als seine Diener sollen sie etwas bedeuten. Er vereinigt am Hofe die zentralen Behörden für seine vielgestaltigen Länder — am liebsten stellt er ihnen allen Kastilianer an die Spitze. Kastilianer pflegen auch die Mitglieder seines eigentlich höchsten Kronrates zu sein, des königlichen Staatsrats. Da stehen sich viele Jahre lang die Parteien gegenüber, die sich die Gunst des Monarchen streitig machen: der eiserne Herzog von Alba auf der einen Seite, stolz, hart und ehrgeizig, ein wahrer spanischer Grande, die rechte Verkörperung des spanischen 16. Jahrhunderts, würdevoll und düster, ganz königlich und ganz katholisch. Er vertritt die volle Unbedingtheit der Autorität in Politik und Glauben; er ist der Feldherr, der ihr mit seiner gefürchteten Waffenkunst zu dienen weiß. Ihm gegenüber der geschmeidige Hofmann Ruy Gomez, Fürst von Eboli, Philipps Geschöpf und sein Günstling; in den Welthändeln ein Mann der Vermittlung, des Friedens, der Kompromisse. Dem König ist es offenbar lieb gewesen, die zwei Minister und ihren Anhang einander befehden zu sehen: um so freier blieb seine persönliche Stellung; denn in Wahrheit, so sehr er auf sie hörte und sie ausnutzte, stand Philipp doch über beiden. Er hütete diese seine Stellung mit Eifersucht. Die Sitzungen des

Staatsrats besuchte er selten; er ließ beraten, abstimmen, sich Bericht erstatten; er hörte den Vortrag seiner Räte, nahm ihn am liebsten schriftlich: dann zog er selber sich in seine Stille zurück und entschied allein. Häufig erteilte er Audienzen, dann hörte er freundlich, was man ihm sagte; er liebte es, zu Boden zu blicken, nicht dem Unterredner ins Auge zu sehen; er sprach leise und wenig, eine Entscheidung erteilte er unmittelbar fast nie. Sie kam erst wieder aus der Heimlichkeit seines Schreibzimmers heraus. Denn sein Schreibzimmer war seine Welt. Sein Hof mußte prächtig sein — der König lebte in seiner Mitte wie ein Einsiedler. Nicht daß er die Freuden der Welt gehaßt hätte: er spaßte mit seinen Narren, er war den Frauen sein Leben lang eifriger zugetan, als sich manchmal mit seiner ehelichen Treue vertrug. Allein all das fiel zu Boden gegenüber seiner Arbeit. Tag um Tag, Stunde um Stunde saß der König, lesend, schreibend über den Akten. Fleißiger ist niemals ein Herrscher gewesen. Philipp war zarten Körpers und bedurfte reichlichen Schlafes; er hielt Haus mit seiner Kraft, aber er wandte sie auf das eine Ziel. Nur wenn er mußte, reiste er, so wenn er die Landtage seiner spanischen Reiche besuchte; sonst ging er lediglich in engem Kreise von einer Residenz in die andere, in seine Schlösser, deren größtes und charaktervollstes er selbst erbaute, den riesenhaften, düstern Mönchspalast des Eskorial, sein rechtes Werk und Wahrzeichen, groß, massig, einförmig, sein steinernes Denkmal inmitten der Hochebene Kastiliens. Er besuchte seine Landhäuser, denn er liebte die Ruhe des Landlebens; die Feste verbrachte er andächtig im Kloster — aber, wo immer er war, zog er sich zurück, und überall folgten ihm die Papiermassen seines Kabinetts. Alles, was einlief, aus Nähe und Ferne, wollte er lesen; auf den Rand der Berichte warf er dann in gekritzelten Zügen seine Anmerkungen, seinen Bescheid.

Und da greifen wir den Kern seines Wesens.

Es ist ganz einheitlich, aber langsam und stumm.

König Philipp II. war ein schlanker Mann von kleiner Mittelgröße. Er kleidete sich mit der schlichtesten Vornehmheit in schwarzes Seidentuch, er ging, nicht ohne Anmut, mit königlicher Würde einher. Seine getreuesten Bildnisse zeigen ein Haupt von angenehmen Zügen: hellblondes Haar, einen schmalen, blonden Vollbart; die Nase ist wohlgeformt, über dem vorragenden Habsburger

Unterkinn steht, wie bei seinem Vater, der Mund geöffnet. Die Stirn ist gefurcht und kraus gefaltet, die Augenbrauen ziehen sich drohend nach oben. Und drohend ist doch der Ausdruck des ganzen Gesichts: zwei schwere, starre, blaue Augen, die langsam und trübe blicken; es ist gar nichts Dämonisch-Tyrannisches in alle dem, aber eine lastende Unbeweglichkeit.

Und so war Philipp II.: der treue Diener einer einzigen, eisern festgehaltenen Idee, die ich gleich entwickle; in ihrem Dienst war er logisch unerbittlich, konsequent, getreu, ja getreu bis in die Ermattung und in den Tod. Aber eine Natur ohne Schwungkraft des Geistes. Er war seines Vaters Sohn, trübe wie Karl V. floß ihm das Blut durch die Adern; Philipp hat sich nicht, wie Karl, noch lebend aus den Mühen seines Berufes geflüchtet, aber er hatte auch nicht die zufahrende Kraft, die jener in seinen besten Mannesjahren besaß. Er zog nicht an der Spitze seiner Heere in den Krieg: er saß und schrieb.

Er ist darum verhöhnt worden von seinen Tagen bis in die unsrigen. Der Historiker will ihn lieber begreifen. Er wußte, daß er langsam dachte und sich langsam entschloß, und er fürchtete den übermächtigen Einfluß begabterer Räte: deshalb hörte er alle und entschied dann in ungestörter Stille allein. Er hat das getan, so gut er es vermochte und genau entsprechend dem Gebote seiner Natur. Wie viele Stücke habe ich selbst in Händen gehabt, deren freies Papier die königliche Feder mit ihren unsicheren Buchstaben bedeckt hatte! Fast immer, wo ich es verfolgen konnte, hat er so entschieden, wie sein großes Prinzip es gebot, immer mit klarem, etwas trockenem Menschenverstande — freilich auch immer langsam und recht oft zu spät. Denn seine Art brachte es mit sich, daß er, da er alles selber machen wollte, alles verschleppte, das Größte nicht minder als das Kleinste; er fürchtete den Entschluß; Größe, Kühnheit, geniale Wageluft — der eigentlichste Schwung des Herrschertums lag ihm weltenfern. Einsam und ängstlich, bienenfleißig und matt, so hat er gearbeitet, ein mittelmäßig beanlagter Mann; so hat er pflichtgetreu das Seine getan und dennoch unendlich dazu beigetragen, durch die Fehler seiner Art sein eigenes Werk zu bedrohen und zu zerstören.

Man sieht wohl, diese Persönlichkeit mit den bleiernen Füßen — ich gebrauche einen Ausdruck jener Zeit — ist von dem Philipp

der Legende, ja der Dichtung verschieden genug. Von grausamen Härten seiner Politik habe ich noch zu handeln — seinem persönlichen Wesen aber war die verbrecherische Energie des großen Despoten eigentlich ganz fremd. Er war, gleich dem anderen Logiker Robespierre, weit mehr Pedant als Dämon. Dennoch bleiben einige blutige Flecken auch auf dem Bilde seiner Persönlichkeit haften. Gegen die, die ihm am nächsten standen, die ihn in der Selbständigkeit seiner Macht zu beengen schienen, war er tückisch und hart: eben weil er keine suveräne Natur, weil er auf seine Vertrautesten zugleich eifersüchtig war. Und selbst den Mord hat er in solcher Angelegenheit nicht vermieden: den schuldlosen Sekretär seines Halbbruders Don Juan d'Austria, den Escovedo, hat er, soweit wir urteilen können, sicher ermorden lassen: er sah in ihm den Helfer und Anstifter von Don Juans gefährlichem Ehrgeiz. Die Lehre seiner Zeit erlaubte dem Fürsten nun zwar, einen ungetreu gewordenen Untertanen auch heimlich aus dem Wege zu schaffen. Aber gewiß, im allerbesten Falle wäre es dann ein Justizmord, dessen Philipp schuldig bliebe. Die häßlichsten Folgen seiner versteckten Art, zu sein und sich zu wahren, treten in dieser Tragödie und ihren Nachspielen an den Tag.

Ihn überhaupt und im ganzen zu richten, reicht diese eine harte Schuld nicht aus. Und eine andere müssen wir ganz von seinem Haupte nehmen: diejenige, die unserm allgemeinen Gefühle am nächsten liegt, in deren düsterem Scheine wir Philipp von Jugend auf zu sehen gewohnt sind. Dem Don Carlos gegenüber hat eine voraussetzungslose Beurteilung Philipp II. so gut wie nichts vorzuwerfen. Ich kann es nur in zwei Worten sagen: zwischen Don Carlos und Philipp handelt es sich nicht um das Ringen zweier Weltanschauungen, zweier Generationen, wie bei Friedrich Wilhelm I. und seinem Kronprinzen Fritz. Don Carlos war von Anbeginn her ein Kranker, ein Schwachsinniger, dessen tolles und haltloses Treiben die Geduld seines Vaters jahrelang auf das Grausamste quälte und den kein König als seinen Nachfolger auf dem Throne eines Weltreiches, ja auf irgendwelchem Throne überhaupt hätte dulden können und dürfen. Es mag sein, daß der lange Kampf mit den unbezähmbaren Unarten dieser kranken Natur in dem trüben Philipp schließlich die Vaterliebe zu eisiger Kälte hat erstarren machen; aber getan hat er gegen seinen Kronprinzen nur,

was er mußte; als er endlich einschritt, da — so lesen wir — sprach er zu seinen Vertrauten, „wie niemals ein Mensch gesprochen"; nicht ohne bittere Tränen hat er diese seine Pflicht erkannt; erfüllt hat er sie kühl und mitleidslos, aber wohl ohne Schuld. Der Tod, den Carlos im Gewahrsam seines Vaters fand, scheint nach ärztlichem Urteil den Besonderheiten seines Gemütsleidens völlig entsprochen zu haben, nicht dem Könige fällt er zur Last.

Es war sein einziger Sohn, den der damals 41jährige Philipp damit verlor; es ist eine Torheit, zu glauben, der König würde ihn hingegeben haben ohne Not. Und Philipp II. war, wo er es sein konnte, ein durchaus zärtlicher Vater. Ja, vor seinen Kindern vermochte er, was ihm sonst nirgends gelang: er vermochte es, offen und warmherzig aus sich herauszugehen. Seine dritte Gemahlin, Elisabeth von Valois, die ein Tendenzroman mit dem Don Carlos in eine schlechterdings falsche Verbindung gebracht hat, hatte ihm zwei Töchter geboren; den beiden Prinzessinnen hat Philipp in seinen fünfziger Lebensjahren eine Reihe von eigenhändigen Briefen geschrieben, die uns erhalten sind. Als sie bekannt wurden, haben sie selbst milde Beurteiler des Königs in Erstaunen versetzt. Denn der Philipp, wie er da mit seinen halbwüchsigen Töchtern plaudert, hat von dem Tyrannen, der angeblich in seinem Leben nur einmal, nur bei der Kunde von der Bartholomäusnacht, gelacht haben sollte, doch allzuwenig. Liebenswürdig entrollt er seinen Kindern ein buntes Allerlei; keine Sache ist ihm zu gering, er geht freundlich und herzlich auf sie ein; er scherzt behaglich, sendet Geschenke, freut sich von Herzen auf das Wiedersehen mit einer geliebten Schwester, und mehr als all dies — König Philipp II. gesteht den Seinen aus dem entfernten Lissabon: wonach ich mich am meisten sehne, das ist der Gesang der Nachtigallen in Aranjuez.

So mischen sich auch in dem Vielgescholtenen und Fehlerreichen die widerstreitenden Züge zur Einheit des wirklichen Lebens. Wer den Menschen richten will, wird den ganzen Menschen kennen müssen, und auch, wer Philipps sachliche, geschichtliche Stellung ermessen will, bedarf der Anschauung seiner Persönlichkeit.

Nun wird freilich diese Persönlichkeit, die uns als Ganzes zwar gar nicht unmenschlich, aber eng und klein erscheint, erst durch ihre historischen Aufgaben erhoben und geadelt. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sich in Philipps Dasein mit allen Mängeln seines

eigensten Wesens eine wirkliche Größe der geschichtlichen Wirksamkeit vereint.

Ich habe die Aufgaben beschrieben, die sich ihm, nach innen und nach außen hin, darboten: die Regierung Spaniens, die Gegnerschaft gegen Frankreich, gegen die Ketzerei, gegen den Muhammedanismus.

Philipp ergriff sie alle von Anfang an. Seit er in Spanien ist, kämpft er mit dem Islam, fechten seine Flotten auf dem Mittelmeere gegen die Galeeren des Sultans; der größte Sieg der damaligen Christenheit über die Türken, der Seesieg von Lepanto im Jahre 1571, war zugleich Philipps stolzester Triumph über den östlichen Erbfeind. Und nicht geringer war Philipps Erfolg schon seit den sechziger Jahren Frankreich gegenüber. Der französische Nebenbuhler ward durch inneren politisch-religiösen Zwist gelähmt: Philipp steht als der Mächtigere über ihm, und getreu seiner religiösen Idee greift er in die französischen Wirren als der Vorfechter der katholischen Partei tief und entscheidend ein. Der Funke des Ketzertums, in Deutschland entglommen, nach Frankreich übergesprungen, zündete seit 1560 auch in den Niederlanden, in Philipps gefährdetsten Gebieten. Auch dort nahm er den Kampf unmittelbar auf: er hat ihn von da ab bis an seinen Tod nicht wieder von sich wälzen können. Nirgends hat Philipp so viele Fehler begangen, wie in den niederländischen Fragen. Solange Nachgiebigkeit möglich schien, wollte er sie nicht gewähren; als allein noch die gesammelte Energie rücksichtslosester Anspannung helfen konnte, hat er die Kraft nicht gefunden, alles zu konzentrieren. Es trat da zutage, was sein Schicksal war, daß der internationale Charakter seiner Reiche ihm Gegner an allen Enden schuf: alle seine Rivalen griffen in den Niederlanden feindselig ein; er konnte sich nicht entschließen, das Hauptland seiner Macht, Spanien, zu verlassen und persönlich in dem niederländischen Außenlande die Verhältnisse zu ordnen: seine Schwerfälligkeit wie die allgemeine Weltlage, beides fesselte ihn an Spanien. Persönliche Mängel und sachliche Schwierigkeiten wirkten so zusammen, ihn zu lähmen. Er hat sich an diesem Kampfe verblutet. Ist er für den Starrsinn seines Verhaltens wesentlich verantwortlich? Nein! Den Ausschlag gab zwischen ihm und seinen aufrührerischen Untertanen vielmehr ein anderes, ein höheres Moment als die Fehler und der Eigenwille Philipps, ein

Moment, das übergewaltig über beiden Parteien lag: der Gegensatz zwischen ihnen war in sich selber unüberwindlich. Zwischen Philipp und den Holländern gab es keinen Vergleich und kein Verständnis. Die wesentlichsten Eigenschaften eines jeden der beiden Teile machten es ihm unmöglich, mit dem andern fortzuleben. Die starke örtliche Selbständigkeit und die schroffe, niederdeutsche Stammesart der Holländer ließ ihnen in Philipps absolutem und romanischem Weltreiche keinen Platz: vor allem aber, der herrschende Gegensatz des Zeitalters ergriff sie und trieb sie in einen Widerstand, den nur die Vernichtung selber enden konnte. Es war der religiöse Gegensatz. Für ihn haben sie alles an alles gesetzt, und nicht vermocht sich zu fügen. Und auch Philipp hatte dasselbe getan: auch er konnte nicht anders als fest bleiben. Es ist der große Kampf zweier gleichberechtigter Ideen, der den holländischen Aufstand historisch so mächtig macht. Der tiefste Inhalt des Zeitalters drängt sich in ihm an den Tag.

In der Tat: die Größe wie die Tragik von Philipps historischer Stellung liegt in seinem Bunde mit der Idee seiner Zeit.

Martin Luther hatte das religiöse Banner über alle anderen Gegensätze seiner Tage hinweg entrollt; in der Geschichte Karls V., des größten Gegners, den Luther gefunden, wirken politische Interessen und das religiöse Streben eng ineinander. Im Zeitalter seines Sohnes, in den Jahrzehnten, die man allgemein-geschichtlich das „Zeitalter Philipps II." taufen darf, erhält das religiöse Element über die politischen die Führung. Die streitbare unter den protestantischen Kirchen, die eiserne Kirche Johann Calvins, sendet ihre Boten über Westeuropa hin; der aufgerüttelte Katholizismus besinnt sich auf sich selber, stählt seine Kräfte, reinigt sich nach innen und schließt sich nach außen hin kriegerisch ab: die Gegenreformation erhebt sich zu imposanter Wirkung. Und das Ringen der beiden Gewalten, des Calvinismus und der Gegenreformation, erfüllt und beherrscht die Welt. Es ist eine der Epochen, wo ein Gegensatz ganz Europa scheidet — wie in den Tagen der großen Revolution, wie heute der Sozialismus es predigt; nationale Zusammengehörigkeit schwindet vor der Einheit der internationalen Partei. Das war die Lage, in die Philipp nur eintrat: er schuf sie nicht etwa willkürlich, er wurde nur ihr Organ. Er wurde ihr historischer Ausdruck, der mächtigste Vertreter ihrer Gedanken, der Führer des streitenden

Katholizismus und so über Europa hin das Haupt aller eifrigen Katholiken allerorts. Ein katholischer Franzose hat es einmal Philipp II. gegenüber ausgesprochen: „ehedem schied sich Freund und Feind nach Landesgrenzen: man nannte sich Italiener, Deutscher, Franzose, Spanier, Engländer; heute muß es heißen: Katholik oder Ketzer. Ein katholischer Fürst hat heute alle Katholiken aller Länder zu Freunden und Untertanen, ein ketzerischer alle Ketzer, seien es seine Vasallen oder diejenigen anderer."

In diesen Worten spiegelt sich die Idee des Jahrhunderts. Was man Philipp zurechnen könnte, das wurzelt im eigensten Leben seiner Zeit. Und weiter: noch tiefer wurzelt es im Innersten seines spanischen Volkes. Sieht man in Philipps kirchlicher Politik eine Tyrannei, so ist mindestens Kastilien sein Mitschuldiger. Die Cortes billigen ausdrücklich, daß man an die Niederwerfung der niederländischen Unruhen alle Mittel setze; sie verdammen diesen Aufruhr wider Gott und den König.

Es kann nichts Ausgeprägteres und Packenderes geben, als den spanischen Geist des 16. Jahrhunderts. Sicherlich enthält er widerstreitende Richtungen wie ein jeder Volksgeist: aber eine wiegt in ihm ganz überraschend stark vor. Niemand hat sie schärfer und geistreicher erfaßt, als der teure und unvergeßliche Mann, den wir jüngst verloren haben, als Hermann Baumgarten[1].

In langem, unablässigen Ringen auf Leben und Tod hatte das spanische Mittelalter den Islam Schritt für Schritt aus der Halbinsel zurückgedrängt. Es hält schwer, die Züge, die das spanische Wesen am Einbruche der Neuzeit zeigt, anders als aus dieser gesamten Vergangenheit zu erklären: einen Geist des Krieges und des Glaubenskrieges, der Verachtung gegen den Stammfremden und Andersgläubigen, wie er so feurig, so leidenschaftlich und ausschließlich nirgend sonst sich erhielt. Erst 1492 hatte ein letzter Kreuzzug die letzte Maurenherrschaft vom spanischen Boden hinweggefegt — mit der frischen, kriegerisch katholischen Inbrunst dieses Kampfes trat man in das neue Jahrhundert ein. Und nun wollte es das Geschick, daß dieses eben erst geeinte Spanien durch Wendungen der europäischen Politik sich nach Italien hinübergelockt sah: Neapel,

[1] Gestorben zu Straßburg 19. Juni 1893; vgl. meine Einleitung zu seinen Aufsätzen und Reden, 1894, S. 124.

Sizilien, Mailand wurden spanisches Eigen; ein spanischer König erbte zugleich Burgund und erwarb die Kaiserkrone; spanische Waffen schritten auf allen Kampfplätzen des Erdteils unbesieglich voran; spanische Schiffe entdeckten die märchenhafte neue Welt, spanische Abenteurer und Helden eroberten Mexiko und Peru. Wo war die Grenze dieses Wachstums? An den Krieg gewöhnt, von so viel Erfolgen berauscht, aus langen Nöten plötzlich in die weiteste Helle des Sieges, der Macht hinausgerufen — so lebte sich das spanische Volk mit glühender Phantasie in den Traum einer spanischen Weltherrschaft ein. Es erschien ihm recht und natürlich, daß Spanien überall voranstehe; es verachtete, wie erst den Mauren, so nun jeden Fremden, es drängte in alle Weiten hinaus, — mit dem Schwert: und mit dem Kreuz. Denn beides war dem Spanier eins, nationaler Ehrgeiz und lodernder Katholizismus verschmolz sich in ihm: der Geist der Maurenkriege blieb in dieser Verbindung lebendig. Auf solchem Boden ist als die Schöpfung eines spanischen Offiziers die kriegerische Gesellschaft Jesu, das „Fähnlein" Christi erwachsen, spanisch-katholisch, gegründet zur Eroberung der Welt für die Kirche. Auf solchem Boden steht auch Karl V., steht vollends Philipp II. und seine katholische Weltpolitik.

Sie ist ganz spanisch, ebenso wie sie ganz dem Geiste der europäischen Gegenreformaton entspricht. Mit dem stolzen spanischen Selbstbewußtsein steht Philipp da; auch dem Papste gegenüber vergibt er diesem nationalen und staatlichen Gefühle nicht das Geringste; seine spanische Kirche, die reinste der damaligen katholischen Welt, will er beherrschen; römische Eingriffe weist er hart zurück. Aber er stellt seine Weltmacht dafür in den Dienst des heiligen Stuhls. Er fühlt sich als das politische Haupt der katholischen Christenheit, als ihr gewappneter Arm; ist der Papst ihm zu lau, so rüttelt er ihn rücksichtslos auf; spanische Größe und katholische Propaganda werden ihm eins. Was seiner spanischen Macht schadet, das ist ihm auch gottlos; auch Politisches, Materielles tritt ihm unter den einen Gesichtspunkt; in voller Ehrlichkeit — und wenn man will: Beschränktheit — setzt er sein Reich und die Weltkirche gleich, an deren Verteidigung und Erweiterung, an die Vernichtung des ketzerischen Drachens wie des ungläubigen Türken wagt er sein Alles. Politik und Religion geht ineinander auf. Die Nation folgt dem großen Zuge dieser Glaubenspolitik: sie will ihn, es ist ihr

Herzschlag darin. Und gewiß bleibt es eine historische Erscheinung von großem Stile; an die ganz verwandte Persönlichkeit und Wirksamkeit des Zaren Nikolaus von Rußland und seinen lebenslangen Kampf mit der europäischen Revolution kann sie gemahnen: von der einen Grenze Europas her führt Philipp den Streit über den Erdteil hin, der Hort aller Altgläubigen, der Todfeind alles Neuen; sein Spanien ist die Hochburg wider Ketzer und Türken.

Am Meerbusen von Neapel, auf der Halbinsel von Sorrent und Amalfi grüßen den Besucher, dicht über dem Meer, eine Reihe schwerer, lastender Wachttürme, die, jetzt in sich zerbröckelnd, noch immer trotzig und ernst, jeder eine kleine Festung, über die Fluten schauen. Das sind die Vorposten, einst von den spanischen Statthaltern Neapels ausgestellt zur Wehr des christlichen Landes gegen die Schiffe der Ungläubigen. Ähnliche Türme, erzählt man mir, ziehen sich an Spaniens eigener Ostküste entlang. Sie sind wie ein steinernes Sinnbild jener großen Monarchie: sie erinnern den Nachlebenden an das, was dieses Spanien einmal geleistet hat, als eine Wacht in stürmischer Zeit — sie sind ein Sinnbild zugleich ihres unheilbaren Zerfalls.

Denn das großartige katholische Weltstreben Spaniens, auch das muß ich sofort hinzusetzen, ist zugleich der Quell von Spaniens Tod. Spanien ist an ihm gestorben.

Nichts wäre falscher, als wollte man in dem Spanien Philipps II. ein lebloses Land vermuten, über dem die Ruhe des Kirchhofs waltet, in dem die Inquisition allen Geist bleiern darniederhält. Bleiern und grau mag man die Gleichmäßigkeit nennen, die Philipp den andersartigen Nebenlanden seines Reiches, seinen germanischen Provinzen aufzwingen wollte: dorthin paßte die spanische Weise nicht. In Spanien selbst aber flutete das ganze reiche Geistesleben eines südlichen Volkes rauschend dahin: die allereigensten Ideale der großen spanischen Literatur mit ihrer glutvollen Glaubenstreue und Königstreue, es sind genau die Ideale Philipps II., und seine eigene Epoche gebar diese große Literatur; nicht nur Cervantes hatte bei Lepanto mitgefochten und war stolz darauf, sondern auch Lope de Vega hat auf Philipps Flotte gegen das ketzerische England gedient. Das Spanien Philipps II. entfaltete auch geistig seinen vorbildlichen Einfluß auf alle Völker Europas. Und die besten Kräfte Spaniens betätigten sich ganz in Philipps Dienst: der kleinere

Adel gab ihm die besten Soldaten und Offiziere der Zeit, der hohe Adel vortreffliche Feldherren und ausgezeichnete Diplomaten, auch diese die ersten ihrer Welt.

Aber eben hier liegt der kranke Punkt. Die besten Elemente Spaniens waren Soldaten und Staatsmänner. Geht man tiefer hinab, so trifft man auf den Mangel, so berührt man die tödliche Wunde im spanischen Körper. Die Fremden, die Spanien besuchten, schildern es im 16. Jahrhundert als ein Land voller Prunk und Macht — aber ohne wirtschaftlichen Halt. Die Handarbeit ist verachtet. Der Spanier ist voll des Stolzes, der sprichwörtlich geworden ist. Auch habsüchtig ist er. Aber arbeiten will er nicht. Arbeit verringert den Wert des freien Mannes, arbeiten mag der Maurensprößling, der Fremde, der Tiefstehende, ehrenvoll ist nur die Arbeit mit dem Schwert. Adelig oder aber geistlich will ein jeder sein, der etwas auf sich hält. Es war jene Anschauung, den Jahrhunderten des Maurenkrieges entsprossen: zu Spaniens Unheil blieb sie bestehen. Als Spanien nach 1740 geeinigt wurde, war es ein wirtschaftlich zerrissenes und ein wirtschaftlich schwachentwickeltes Land, der Ackerbau gering, das Gewerbe ganz unerheblich, der Handel meist in ausländischen Händen. Die Herrscher, die es geeinigt, Ferdinand und Isabella, suchten es wirtschaftlich zu heben, durch Pflege der Landwirtschaft, durch Erleichterung des inneren Verkehrs, durch antreibende Unterstützung der Industrie und Abschluß gegen die erstickende ausländische Konkurrenz. In der Tat begann das materielle Leben zu erstarken, sich zu bereichern. Aber eins taten die beiden katholischen Könige nicht: den nationalen Hang, der in Waffen- und Glaubensdienst das einzige Gut sah, haben sie nicht bekämpft. Die Ausschließlichkeit des spanischen Hochmutes, der alles Fremde mißachtet und nur die spanische Eigenheit durchsetzen will, haben schon sie vielmehr gesteigert: Ferdinand lenkte die Tatenlust seines Volkes nach Italien ab; und nun folgte unter Karl V. jene beispiellose Dehnung des spanischen Reiches, der spanischen Weltmacht, von der ich eben gesprochen. Die Einseitigkeit des Spaniertums wurde dadurch unendlich erhöht: die spärlichen Keime wirtschaftlicher Mühen werden vernachlässigt, wieder und jetzt erst recht gilt nichts als Schwert und Kreuz — die innerlich noch halbfertige Nation wirft sich in die europäischen Kämpfe, stellt ihre Leidenschaft ganz in den Dienst einer Weltpolitik, die für Spanien

viel Ruhm und Ehre, wohl auch Beute an Gold, aber keine innere Kräftigung brachte. Indem der noch im Wachstum begriffene jünglingshaft schmächtige Leib des spanischen Volkes derart an der natürlichen Weiterbildung seiner Organe behindert, indem seinen noch schwachen Schultern vor der Zeit die Last einer erdrückenden und zwar einer unnatürlichen Rüstung aufgezwungen wurde, ist dieser Körper seiner Entwickelung entzogen und jener Schwindsucht ausgeliefert worden, die dann so furchtbar, viele Menschenalter hindurch, an ihm gezehrt hat. Ferdinand hat das begonnen, Karl V., der Weltkaiser, hat Spanien für seine weiteren Pläne ausgenutzt und das Werk somit fortgeführt: daß unter ihm die spanische Wirtschaft sich wirklich und wesentlich gehoben habe, hat man kürzlich, soviel ich sehe, vergebens zu erweisen gesucht. Die amerikanischen Kolonien, die eine Menge Kräfte aufsogen und die innere Vergiftung steigerten, brachten, als ein neues Absatzgebiet, zugleich eine vorübergehende Belebung in Gewerbe und Handel des Mutterlandes; dann entdeckte man die Minen von Potosi, das Edelmetall der neuen Welt strömte nach Spanien; aber die Organe der spanischen Volkswirtschaft vermochten es nicht zu halten, es steigerte lediglich alle Preise, ertränkte so die Ansätze spanischer Arbeit und flutete weiter in die entwickelteren Nachbarländer. Das ist der Prozeß unter Philipp II. Philipps Regierung setzt nur die Sünden der Vorgänger fort. Philipp hielt auf eine vortreffliche, streng sachliche Rechtspflege; die Verwaltung seiner kastilischen Länder war darin besser als die des ständisch regierten Aragons; er drängte die veraltenden Vorrechte des Ständetums weiter zurück — allein die gemehrte absolute Macht seines Staates wandte er *nicht* darauf, das spanische Leben zu befruchten und zu erziehen. Im Gegenteil, eben er ging ja ganz auf im Kultus des schroffsten Spaniertums und Kirchentums und in weiten europäischen Unternehmungen. Seine Kriege verschlangen ungeheure Summen; seine Finanzwirtschaft war schlecht, die Steuern stiegen und stiegen, die Anleihen wuchsen erschreckend hoch auf; er mußte den fremden Geldmächten die unheilvollsten Vorrechte über die spanische Wirtschaft einräumen. Zwei Staatsbankerotte zeigten den Verfall und besserten nichts. Als Philipp starb, lag der wirtschaftliche Niedergang Spaniens hell zutage, das Land war in sich ruiniert.

Philipp hat sich in den wirtschaftlichen wie in den politischen

Dingen der Zustimmung der Cortes zu erfreuen gehabt; er hatte lediglich, und nur mit erhöhter Einseitigkeit, vollendet, was seine Vorgänger angefangen hatten. Er steht auch hier ganz innerhalb der Reihe. Nicht ihn allein trifft die Schuld.

Aber freilich, eine Schuld trifft ihn. Denn eben die Hingabe an jene nationale Einseitigkeit, an das Laster der Verachtung der Arbeit, an die hergebrachte Verschleppung der wirtschaftlichen Lebensinteressen: das ist eine Schuld. Der moderne Absolutismus, der vom endenden Mittelalter her bis an unser Jahrhundert heran die Geschicke Europas wesentlich gelenkt hat, hat deshalb bestanden, weil er Aufgaben löste, weil er Pflichten erfüllte, weil er die europäische Menschheit vorwärtsschob. Überall hat er die Völker zu wirtschaftlichen Körpern zusammengefaßt, Handel und Gewerbe gepflegt, die oftmals widerstrebenden Untertanen zur Unternehmung erzogen, und sei es mit Zwang; er hat wirtschaftlich und sozial erweiternd, ausgleichend, er hat im hohen historischen Sinne pädagogisch gewirkt. Die großen preußischen Könige, die großen französischen Minister, die das getan, haben dabei auch kämpfen müssen: nicht immer das Volk brachte ihnen die Bereitschaft zum Fortschritt entgegen. Daß die spanischen absoluten Herrscher dieses größte Werk des Absolutismus nicht geleistet haben, es vernachlässigt haben, als ihr Land eben auf der Stufe angelangt war, wo es dieser Erziehung und Erweiterung bedurfte — das ist eine Sünde von schwerster Wucht. Sie sind die Mitschuldigen der Fehler ihres Volkes; sie, die berufen waren, es zu erziehen und zu leiten, trifft diese Schuld: denn sie hatten eine Pflicht und haben sie nicht erfüllt. Die Hingabe an die einseitigen Ideale ihres Volkes hat sie den Untergang Spaniens gewaltig fördern lassen. Sie sind der rechte Ausdruck der ungesunden Entwicklung geworden, dieses tragischen Schicksals einer hochbegabten Nation, die nur den einen Zug ihres Wesens hypertrophisch ausgestaltet und so in langen Qualen vergeht.

Freilich, wie glänzend erscheint diese spanische Einseitigkeit! Das Spanien der habsburgischen Könige formt sein Leben so großartig und einheitlich aus; wie charakteristisch ist diese Monarchie, ist diese Literatur, in der Königtum und Glaube sich verherrlichen! Gleichberechtigt scheint es den germanischen Nationen der Zeit gegenüberzustehen, dem England der Elisabeth, das so anders war, dessen riesenhafte individualistische Entwicklung, derb, real, ganz

germanisch, sich uns in William Shakespeares starken Menschen spiegelt; es ist, als sei in dem einen Lande die germanische, in dem andern die romanische Besonderheit zur höchsten typischen Erscheinung ausgeprägt. Das kritische Urteil über dieses Spanien und seinen König verstummt beinahe, wenn wir in der Gesamtheit des damaligen spanischen Wesens eben nur die Entfaltung der nationalen Grundeigenschaften, in dem Werke dieser einen Epoche und des einen Mannes nur das Glied einer langen Kette zu erblicken meinen.

Das bleibt doch deutlich: das Leben war nicht auf der Seite des spanischen Volkes und Reiches — das Leben war bei Frankreich, bei England, bei den Niederlanden, selbst bei dem zerfallenden Deutschland, das soeben dem Dreißigjährigen Kriege entgegentrieb; da überall wirkte der pulsierende Geist, die natürliche, allseitige, freie Kraft. Spanien aber starb hin.

Und das Maß der persönlichen Mitschuld seines spanischesten Herrschers tritt wieder klarer hervor, wenn wir mit einem letzten Blick den Ausgang von Philipps persönlichen Kämpfen überschauen.

Wir haben ihn oben bis in die 1570er Jahre begleitet. Seine größte Zeit kam später. Diese langsame Natur entfaltete ihre ganze Wucht erst, als sie die Höhe des Mannesalters hinter sich hatte. Erst als 60er hat Philipp im Innern absolutistischer durchgegriffen; erst als 60er führte er nach außen hin den großen Stoß, der seine Lebensarbeit folgerecht vollenden sollte. Frankreich war durch den Religionskrieg gelähmt; sein spanischer Rival wuchs dadurch weiter empor. Unter spanischem Fittich drang überall in Europa der Katholizismus aufwärts: von Schweden und Polen bis in den ganzen Westen des Erdteils wirkte Philipps Diplomatie, sein Geld, seine Macht. Der Augenblick schien gekommen, die Ketzerei ganz zu zertreten: über das gebeugte Frankreich, über die fast erliegenden Niederlande hinweg reckte Philipp 1588 seine Hand nach der letzten Hochburg des Protestantismus und des allgemeinen Spanierhasses aus, nach England. „Die Geschicke der Menschheit", sagt Ranke, „lagen auf der Wagschale." Wieder haben dabei die persönlichen Mängel des Monarchen verhängnisvoll eingewirkt. Aber großartig war dieser Schlag: es war ein Höhepunkt der europäischen Geschichte.

Der Schlag ging fehl. Die Armada zerschellte. Spanien, tief erschüttert, setzte alles an alles. Noch schien einmal die Eroberung

des französischen Thrones selber zu winken. Aber jede neue Anstrengung brachte neue Niederlagen. Die individuellen Kräfte des aufstrebenden Frankreich und der protestantischen Welt erhoben sich und zerschmetterten den Zwingbau des alten spanischen Königs. Philipp II. sah nach zehnjährigem Widerstande, daß sein Angriff gescheitert war. Er begriff seinen Gott nicht, der seinen Dienst nicht hatte annehmen wollen. Das Papsttum kehrte sich von ihm ab, sein Volk begann zu murren. Philipp II. bestellte sein Haus, schloß Frieden mit seinem größten Gegner, dem siegreichen Heinrich IV.; er hinterließ seine Riesenaufgabe einem unfähigen Knaben, dessen Unfähigkeit er erkannte.

In diesen Jahren, von 1580—1598, regierte Philipp II. ganz allein. Die Größe wie die Übertreibung in seinen einzelnen Taten, beides ist sein Eigen. Und unverändert schritt er seinem Grabe entgegen. Was den Schwergetroffenen innerlich bewegt haben mag, wissen wir nicht. Würdig hat er, nach reiflicher Vorbereitung, seine letzte Stunde getragen — er war überzeugt, daß er seinem Gotte gedient habe nach seinem besten Willen; nicht auf staatlichem Gebiete suchte er die Sünden, die er zu bereuen habe. Aber er starb als ein gebrochener, ein geschlagener, ein von der fortströmenden Geschichte gerichteter Mann.

Freilich, den Katholizismus in Europa zu sichern, den Protestantismus zurückzudrängen, hat er Unendliches getan. Die gewaltige Erhebung der Gegenreformation bleibt an seinen Namen gekettet. In Deutschland, Belgien, in Frankreich hat er die konfessionelle Entwicklung stark, vielleicht für immer entscheidend, mitbestimmt. Seine Nachwirkung ist, wie die seines Vaters, darin unermeßlich groß.

Und gewiß bleibt er, mit dem kein Mensch einen Kult zu treiben versucht sein wird, eng und düster, wie er ist, dennoch eine große geschichtliche Gestalt. Und in dieser Gestalt des stummen Königs mit dem nordischen Aussehen verkörpert sich, wunderbar genug, die Tragödie seines heißen südlichen Volkes. Wie er selber aus Familie und Zeit und Nation sich begreift, das habe ich zu entwickeln gesucht; ein zusammenfassendes, schlagendes Urteil über ihn zu sprechen, entfällt dem Historiker, der ihn so im großen Zusammenhange anschaut, einigermaßen der Mut. In der Grabkirche des Escorial, die er erbaut hat, wird noch alljährlich in verschollener

Einsamkeit das Totenamt für Kaiser Karl V. gehalten, dereinst gestiftet von Philipp II., seinem Sohn: man möchte darin ein Zeichen sehen. Die Spur seiner Tage ist geblieben, aber nicht am Lichte unserer Sonne tritt sie sichtbar hervor; er war ein Mensch, der gefehlt und gekämpft hat gleich anderen: in der Gesamtheit seines Daseins aber erscheint er mehr als eine Kraft des Todes denn des Lebens.

* * *

Im England der Elisabeth

Vortrag Leipzig 1896.

Wer hat nicht einmal, wenn ihn der Weg an die ostfriesische Küste trug, mit hellem Staunen in dem prächtigen Rathause der guten Stadt Emden, dem Nebenbuhler beinahe des benachbarten Bremischen, und in der Fülle ihrer zierlichen Bürgerhäuser mit dem Rot und Weiß ihres Ziegelbaues den lebendigen Atem einer lange schlummernden Vergangenheit gespürt? Auch Emden hat dereinst, damals, als diese Zeugen holländischer Nachbarschaft aus seinem feuchten Boden emporwuchsen, seine großen Tage gehabt — damals, als hier im nordwestlichen Niederdeutschland der Kampf geführt ward gegen Philipp II. von Spanien und seine katholische Weltpolitik. Durch eine Nebentür treten wir ein in jenes stürmische Zeitalter. Hier in Emden erschien im August 1592 Graf Friedrich zu Mümpelgart, ein kleiner süddeutscher Fürst also, der indessen bereits die Anwartschaft auf den würtembergischen Herzogshut besaß: ein Jahr darauf ist er Herzog geworden; ein rechter Deutscher jener Tage, dessen Gesicht uns, über dem reichgestickten, modischen Wams mit seinen geschlitzten Puffärmeln, aus dem breiten, spanischen Kragen behaglich entgegenschaut: rund, würdevoll, gewichtig, mit einem erquickenden Ausdruck von gutem Appetit und gesundem Durst; aber die Augen blicken lebendig und leidlich selbstbewußt. Er hatte schon vor längerem einmal den Osten und Norden Deutschlands besucht; er war jetzt auf der Fahrt nach England; später — nachdem er wieder Atem geholt und Geld gespart — hat er auch Italien in langer Reise durchzogen. Mehrere seiner Edelleute, ein Kapitän, ein Barbier, ein Sekretär, einige Diener geleiteten ihn, der Sekretarius Rathgeb hat dann den Bericht der Reise aufsetzen und anno 1603 in Druck geben dürfen. Reiselust und Wissensdurst hat bei diesem Herzog mit dem hohen Ehrgeiz zusammengewirkt, den englischen Orden vom Hosenbande für sich zu erringen: dreimal hat er später in eigenen Gesandtschaften darum gebettelt, bis er ihn bekam. Dies erstemal aber war ihm wohl die Reise das Wichtigste. Schon begann damals in Deutschland die Sitte sich anzubahnen, daß ein junger Kavalier die Hauptländer Europas kennen lerne; aber herrschend war sie noch nicht; die Reiseberichte fließen damals noch nicht eben reichlich, und vollends England als Reiseziel begegnet nicht allzuoft. Vorher, im Jahre 1584, ist ein pommerscher Edelmann, der gern die weite Welt durchzog, Lupold von Wedel, kurz nach diesem, 1585, ein

junger Ulmer, Samuel Kiechel, über den Kanal gezogen; später, 1598, der Mentor eines schlesischen Junkers, der seinem Zögling die Welt gezeigt und dann seine Erfahrungen in einer Art von Reisehandbuch ausführlich niedergelegt hat, der Jurist Paul Hentzner. So haben wir aus 14 Jahren vier Schilderungen, jede aus anderem sozialem Kreise und unabhängig für sich. Bekannt sind sie längst; aber es lohnt sich doch vielleicht, ihren Wegen einmal nachzugehen und aus ihren Erzählungen und Betrachtungen, eng und etwas schwerfällig, wie sie uns zunächst erscheinen, ein anspruchsloses Bild zusammenzusetzen — eine historische Plauderei also nur, die doch vielleicht hier und dort zu Charakteristisch-Lebendigem hinführt und vielleicht sogar einen Ausblick öffnet in freiere und ernste Weiten.

Schließen wir uns, wie es sich für loyale Deutsche geziemt, zuerst dem Grafen oder, sagen wir gleich, dem Herzoge Friedrich an. Er hat etwas an die Erweiterung seines Weltbildes gewagt: denn gefahrlos war das Reisen anno 1592 nicht. Da stand Heinrich IV. von Frankreich, mit den Niederlanden, den „Staaten", vereint, gegen Philipp II. in Waffen; überall wogte der Krieg, auch England stand seit Jahren mitten in dem Bunde gegen den katholischen König. Schon im Schwarzwald hatte der Herzog eine arge Panik erlebt, kurz vor Emden war er im Wirtshause von holländischen Soldaten überfallen worden, die Seine Herzogliche Gnaden durchaus als einen Spanier ausrauben wollten und erst nach stundenlanger Belagerung „mit vielem Schwören und Gotteslästern" und tapferem Trunke weitergingen. Die Emdener entschädigten den Gast, indem sie ihm zeigten, was sie noch heute zeigen, ihr neues Rathaus und ihre Rüstkammer, die sie kurz zuvor in dessen Oberstock ausgebreitet hatten. „Und hielten — so heißt es leider bei Rathgeb — die Ratsherren hernach ihren Fürstlichen Gnaden einen Untertrunck, dergestalt, daß sie selbsten alle sehr wohl bezecht wurden": das war das Deutschland von 1600! Dann aber begann wieder der grimme Ernst des Lebens: die Meerfahrt. Denn die See beherrscht der Freibeuter, Holland wie England führen ihren Krieg wider Spanien mit zuchtlos organisierter Räuberei. Am vorsichtigsten, man geht gleich selbst auf solch ein Kaperschiff. Dem Herzog wurde es besser: der Rat von Emden verschaffte ihm sichere Überfahrt. Wie sie sonst gelang, davon will ich schweigen: Hin- und Rückfahrt hat

Rathgeb, die Landratte, beweglich beschrieben; es war so, „als wenn wir auf dem hohen schweizer Gebürg daher fuhren"; sie fürchteten, „daß wir unser Begräbnis etwan in dem Bauche eines erschröcklichen Meerwunders suchen sollten", und sie wurden krank und vermeinten zu sterben. Nur der Herzog blieb, wie es seine Würde forderte, immun. Und dann die Landung in Dover; dort, wie in allen Hafenplätzen, die eingehendste polizeiliche Untersuchung: schon „viel Verratherey" der Katholiken wider Königin Elisabeth, versichert Kiechel, sei dadurch an den Tag gekommen. Von Dover geht es nach London: denn eigentlich dort allein sei für den Fremden etwas Rechtes zu holen.

Sehen wir nun, was in England unseren Landsleuten vor 300 Jahren bemerkenswert erschien: es ist bei allen ungefähr das Gleiche. Wir betrachten es hier mehr des Gegenstandes, als der Beobachter halber.

Sie freuen sich der trefflichen englischen Post und ihrer Relaispferde; der Regel nach reitet der Reisende, nur in feierlichen Fällen wird ihm ein Staatswagen, eine „Gutsche" zur Verfügung gestellt; er sieht den Frachtverkehr der großen zweirädrigen „Karren" die Landstraße füllen; er muß aber wohl aufpassen, daß ihm selber nichts zustößt: die Straßen sind abends nicht sicher, zumal im Südosten des Reiches. Selbst Herzog Friedrich sieht sich einmal „von einem Engländer mit bloßer Wehr" verfolgt, der „stark hinder uns hergerennt" und offenbar auf Spießgesellen rechnete; auch Hentzner wird vor Räubern gewarnt. Alles Lobes voll ist man für die englischen Gasthäuser; unerhört: eine Gesellschaft, die zusammen reist, erhält hier, wenn es angeht, ein eigenes Schlafzimmer für sich. Nur leider, die Wirte stehen manchmal im Kartell mit den Räubern, signalisieren ihnen einen guten Fang. Dabei sind die englischen Städte auffallenderweise ohne Mauerring: der Deutsche kann sich das nur aus der sonst allzugefährlichen Freiheitsliebe der Einwohner erklären; im Grunde erwies es doch gerade die Friedlichkeit der englischen Verhältnisse — einen der großen natürlichen Vorzüge des Inselandes vor dem stets von Feinden heimgesuchten Kontinent.

Unsäglich imponiert London den Reisenden: „eine große, fürtreffliche und gewaltige Gewerbstatt; ist eine sehr volkreiche Stadt, daß Einer schier auf den Gassen vor dem Gedreng nicht gehen kann":

das sprang also schon damals in die Augen, und auch die Londoner Taschendiebe zeigten den Besuchern schon sehr nachdrücklich ihre Kunst. Ihr Staunen erregt im übrigen die Reinlichkeit und der Glanz der Straßen, die unter- und die neue oberirdische Wasserleitung: ein deutscher Techniker hatte diese angelegt! Sie bewundern die Auslage der Goldschmiede in deren glänzendem Viertel, die Pracht der Kleider; sie betrachten treuherzig alles, was man ihnen zeigt — und wieder sind es oft genug dieselben Dinge wie heutzutage. Sankt Paul (damals freilich noch die alte, gotische Kirche) und die Westminsterabtei mit ihren Königsdenkmälern; der Tower mit seinem Kronschatz, seiner Rüstkammer und seinen unheimlichen Gewölben: wer da als Staatsgefangener hineinkommt, kommt selten wieder heraus! Das war damals noch finstere Wirklichkeit; ein wenig parodistisch berührt es daneben, daß der Besucher schon damals beim Eintritte abgeben mußte, was er an Handgepäck bei sich trug: nur waren es dazumalen die Degen. Es scheint, daß die Londoner den Fremden ihre Bewunderung nicht immer gut gelohnt haben; besonders der Handwerker, klagt unser Schwabe Rathgeb, verlacht alle ausländischen Nationen, und macht der Verspottete gar Miene, sich zu wehren, so sammelt sich das Volk und prügelt ihn jämmerlich. Und doch sehen wir, daß immer ein ganzer Kreis solcher Ausländer sich zusammenfand: Deutsche von Adel und deutsche Kaufleute, dazu etwa ein dänischer, ein böhmischer Edelmann mit seinem Begleiter; sie wallen vereinigt den Sehenswürdigkeiten nach. Und wie viele sind deren noch zu nennen! Die Paläste der Großen, der Themse entlang, bis Westminster; die Schlösser und Gärten der Königin, Whitehall, St. James; dann die Börse, die Thomas Gresham begründet hat, der Mittelpunkt des Warenverkehrs und des persönlichen Verkehrs der Kaufleute; auch das Haus der Hansa, der Stalhof, damals schon ein Zeichen vergangener Tage, wird noch erwähnt. Über die Londoner Brücke mit den stattlichen Häusern, die sie nach mittelalterlicher Art bedeckten, über die Themse hinweg, die von Schwänen reich belebt ist, kommt man zum Prachtschiffe der Königin, das man besichtigen darf; auch Francis Drakes berühmtes Schiff, auf dem er (es war noch ganz frisch, 1577—80!) die Erde umsegelt hatte, hob man sorglich als ein nationales Ehrenstück für die Nachwelt auf. Das alles spiegelte Reichtum und Glanz; erstaunlich war es, den Festzug des Lord Mayors, die Spiele, die er gab, sein

reiches Bankett zu betrachten. Dann aber, in jähem Wechsel, lange Jahre hindurch festgehalten, der furchtbare Blutschmuck des Turmes auf der Londonbrücke: auf seinen Zinnen drohen die 34 abgeschlagenen Häupter von adligen Verschwörern wider Königin Elisabeth: wir kennen sie aus den Versen der Maria Stuart. Unseren Landsleuten blieb es nicht der fremdartigste und nicht der wichtigste Eindruck. Vielmehr von ganz eigener „Kurzweil" der Londoner haben sie zu erzählen. Vor der Hauptstadt, über die Brücke hinweg, auf dem Südufer, in Southwark, liegen die Theater, in denen unter gewaltigem Zulaufe alltäglich Lust- und Trauerspiele gegeben werden; besonders lustig zu sehen sind der Königin Komödianten, obwohl, wie Kiechel überraschend anmerkt, „einem frembden, der dü sprach nicht kan, es verdrüslich ist, das ers nicht verstöht". Besondere Gebäude sind es, drei Gänge übereinander, und die Einnahmen groß, zumal an Tagen, wo ein neues Stück agiert wird: dann sind die Preise verdoppelt. Da kann man denn zum Schlusse Tanz und Musik mitgenießen; man kann sich daran ergötzen oder ärgern, wie dreist die Stutzer den anwesenden Frauen den Hof machen; man kann sich in diesen Theatern Obst, Wein, Bier kaufen und das wunderliche Schauspiel ansehen, das die Zuschauer geben: denn überall, wo Engländer sind, da bedienen sie sich des indianischen Krautes Nicotiana, nach amerikanischer Benennung Tabak geheißen: sie trocknen es, stopfen es in Tonpfeifen, zünden es an, ziehen den Rauch durch den Mund ein und stoßen ihn durch die Nase wieder aus, wie durch einen Schornstein; es soll für Magen und Kopf ausnehmend gesund sein und insbesondere den Schnupfen trefflich heilen.

Das etwa hören wir, in buntem Durcheinander, über London; aber ein pflichtgetreuer Reisender geht weiter. Er beschaut sich die königlichen Schlösser in Windsor, Hamptoncourt, Greenwich, und verzeichnet, was sich da an kostbaren Tapeten und Bildern, an ausländischen, überseeischen Seltenheiten, an sonderbarem Laub- und Baumschmuck der Prachtsäle, an künstlichen Grotten und wohlgegliederten Renaissancegärten findet. Er wandert durch Oxford und Cambridge und nimmt eine lange, langweilige Liste ihrer reichen Kollegien, wohl auch den Eindruck der Eigenart englischen Studentenlebens mit nach Hause. Ein Ehrgeiziger träumt wohl gar von einem Ausfluge nach Schottland: aber die Pest schreckt ihn

davon zurück. Wagt er ihn dennoch, so bringt er wunderliche Bilder mit heim von dem armen, kinderreichen, schmutzigen Nachbarreiche, von seinem dürftigen Könige, seinen inneren Streitigkeiten, von der Stadt Edinburgh und ihren düsteren Königsschlössern; wie eine Legende schwebt über alledem die entsetzliche Ermordung Darnleys, die Buhlschaft der schuldigen Königin Maria, ihre Gefangennahme, ihre lange englische Haft — in der lebte sie ja noch bis 1587!

Inzwischen hat der Reisende das grüne englische Land mit seinen Hecken und Weiden kennengelernt; er hat auch die Eigentümlichkeit der Bewohner zu fassen gestrebt. Die Frauen natürlich hat er beobachtet: ist er höflich, wie der junge Kiechel, so weiß er zu melden, die englische Frau sei schön: „ein holdsälig und von natur mechtig schön weibsbildt, als ich mit meinen Augen kaum gesehen"; sie bemale und pudre sich nicht, meinte, im Gegensatz zu andern Zeitgenossen, dieser Ulmer Idealist; wohlgefällig berichtet er aber auch, daß in eines Bürgers Haus der Gast das Recht hat, die begrüßende Hausfrau oder Tochter zu umarmen und zu küssen: „welches des lands gebrauch; tut es Einer nicht, so wird es ihm für einen Unverstand und Grobheit geachtet und zugemessen". Reservierter hielt sich der fürstliche Sekretarius Rathgeb: die Weibsbilder — das Wort ist natürlich ganz respektvoll gemeint — haben viel mehr Freiheit als anderwärts, gehen prächtig geschmückt daher, „seind gleichsam als die Meister", so daß das Sprichwort sagt: „England sei der Weiber Paradies". Freilich gibt es auch Hexen die Menge und daher viel Hagel und Unwetter. Frei und selbstbewußt aber ist nicht nur die Frau. Hentzner zählt die englischen Eigenschaften auf: Ernst, Prachtliebe, dabei Beweglichkeit, Lust an Tanz und Musik; sie essen appetitlicher als die Franzosen; sie sind kriegsgewaltig, freiheitsliebend und derb. Man sieht, die Attribute taumeln ein wenig durcheinander; aber was den Darstellern besonders wichtig schien, erkennt man doch: es ist die Fülle des englischen Lebens. Im Äußerlichen ist es reichlich — viel Fleisch, viel Zucker, viel Bier und ausländischer Wein, vortreffliche Austern, und im Hause möglichst viele Bequemlichkeit. Innerlich ist es saftig und grob: sie lieben den Lärm, Kanonenschüsse, Trompetengeschmetter, Glockengeläut. Ist einer in London ein wenig angeheitert, so klettert er, nach P. Hentzner, auf einen Glockenturm und bimmelt stundenlang. Aber über die Analyse des englischen Charakters hinaus, die sie selber reichlich un-

beholfen versuchen, führen uns doch die tatsächlichen Angaben, die unsere Gewährsleute überliefern. Wir sind ihnen ja auf die Landstraße, die Londoner Gassen, in die Theater gefolgt; wir hören sie von der Menge der Hinrichtungen reden: 300 gebe es alljährlich in London; 18 sind neulich mit einem Male gehenkt worden; ihre Freunde beschleunigen dann, durch eigenen Eingriff, gnädig ihren Tod. Wir sahen die abgeschlagenen Köpfe auf Londonbridge, und dicht bei den Theatern, in denen Shakespeare spielte, war die Bühne für Bären und Stiere. Da geht es derb her, auch gegen die Menschen: eine Rakete in Rosenform läßt Obst unter das Volk fallen, daß es sich darauf stürzt und darum schlägt, dann explodiert sie und überstreut den Menschenknäuel mit feurigen Schwärmern, daß es lustig zu sehen ist. Aber die Hauptsache gilt den Bestien: die bindet man an, hetzt Doggen auf sie und freut sich der blutigen Kämpfe; ja, ein Bär wird geblendet und dann von Menschen gepeinigt; es geht auf Leben und Tod. Dem guten Herzog Friedrich bot Elisabeth das Schauspiel dieser Bärenhetze als besondere Freundlichkeit dar. Es ist ein rohes, nordisches Gegenbild der spanischen Arena, der rechte Spiegel der englischen Art, wie sie damals war.

Und wie imponierten den Deutschen die gewaltigen und gewaltsamen englischen Seefahrer. Schon 1585 ist von Franz Drake die Rede: Kiechel hört „Zeitung wüe das der capitan Draco abermalen eine stattliche Beutt bekommen, ein groß Schiff so aus India kam und nach Spanien wollt, welches er erobert“: Gold, Silber, in Barren und Münze, kostbare Waren, wertvolle Gefangene bringt er ein. Der Seeraub stand geradezu im Vordergrunde des nationalen Lebens und vereinigte — halb Raub und Handel, halb religiöse Fehde und nationaler Krieg! — in seinem Wesen große Richtungen der englischen Zukunft.

Auch von der Wirtschaft hören wir dies und das: von der Weidewirtschaft und dem Reichtum an Wolle, von der Tuchindustrie, den Bergwerken, und eben dem Handel, der Schiffahrt, der Börse. All das geht wenig tief; auffallender noch ist, wie wenig uns vom Staatswesen erzählt wird. Wohl wird einmal die Selbstverwaltung geschildert; vom Parlament ist so gut wie gar nicht, und jedenfalls, auch wo es genannt ist, niemals charakteristisch und zutreffend die Rede. Es ist, als ob die an Landstände und Reichstag gewöhnten

Deutschen diese englischen Reichsstände für etwas Selbstverständliches gehalten hätten — oder ist vielmehr das Gegenteil der Fall, und bemerkten sie unter Elisabeths überstrahlendem Königtume die Institution überhaupt nicht? Was sie bemerken, ist einmal der Unabhängigkeitssinn, den sie den Engländern im ganzen doch zuschreiben; im übrigen jedoch ist es nur Elisabeth und der Ruhm ihrer großen Siege. Von denen aber ist die Luft auch noch ganz erfüllt. Als die Würtemberger den Kanal durchsegeln, kommen sie über den Ort, „da vor wenig Jahren (1588 war es ja erst gewesen) die sehr starke spanische Armada von der Englischen Schiffmacht gegegriffen, geschlagen und getrennt worden war": noch lagen etliche Wracke am Ufer. Unter der Kriegsflotte der Königin bewundert man „das große Schiff, den Englisch Löw genannt, von welchem der spanischen Armada vergangener Jahre großer Schaden zugefügt worden", und Drakes Fahrzeug steht in höchsten Ehren. Das Hochgefühl gewaltiger Erfolge schwellt das nationale Empfinden: welcher Feind jetzt England ganz bezwingen wollte, so rühmen die Herren bei Hofe, der müßte sich auf acht Feldschlachten gefaßt machen, in jeder gegen 30—40 000 Mann.

Dieser Stolz aber verkörpert sich in Königin Elisabeth. Dreimal wallfahrtet Kiechel zu ihr, ehe er sie zu Gesicht bekommt, Wedel sieht sie bei Aufzügen, im goldenen Wagen, in heller Pracht, anzuschauen, „wie man die Gottinnen malen pfleget"; am nächsten kommt ihr Herzog Friedrich; er wird am Hoflager empfangen, vom Grafen Essex festlich begrüßt, dann tritt er vor die Königin selbst. Sie spricht ihn freundlich und gnädig an; ja, der französische Gesandte bringt „Ihre Majestät mit kurzweiligem Gespräch so weit, daß sie eines auf ihrem Instrument, welches Saiten dann von Gold und Silber seind, sehr lieblich und kunstreich geschlagen". „Denn ohngeachtet, schreibt der Sekretär, daß J. M. damalen auf die 67 Jahre alt — da tut er ihr unrecht, sie war noch nicht 60 —, ist sie doch nach Gelegenheit ihrer Person noch solchen Ansehens gewesen, daß sie einem Jungfräulein von 16 Jahren nicht viel nachzugeben. Hat ein ganz gravitätisch königlich Ansehen und regiert ihr Königreich mit großer Bescheidenheit, in erwünschtem Frieden, Glückseligkeit und Gottsforcht; hat ihren Widerwärtigen mit göttlicher Hilfe und Beistand bishero wohl zu begegnen gewißt": die Armada bezeugt es. Wenn Gott für uns ist, wer will wider uns sein? den

Spruch wiederholte sie auch dem Herzoge: auch mit ihm redet sie von der spanischen Niederlage. Recht persönlich hat sechs Jahre später Hentzner sie beobachtet, wie sie in Greenwich Audienzen erteilt. Das Zimmer ist prächtig mit kostbaren Tapeten behängt; geistliche und weltliche Würdenträger harren ihrer; in aller Fülle des Pompes tritt sie ein — die Ritter ihres höchsten Ordens gehen vor ihr her, Szepter, Schwert, Siegel werden vorangetragen, schöne Damen folgen ihr nach, 50 hochgeborene Leibwächter mit vergoldeten Hellebarden stehen zur Seite. Sie selber schritt majestätisch dahin, im ausgeschnittenen Seidenkleid, wie es der Unvermählten zustand, mit Mantel und langer Schleppe, mit Kette und Halsband. Der Schlesier, nicht ganz so galant wie sein schwäbischer Landsmann, fand, daß ihr längliches, weißes Antlitz voller Furchen sei, das Auge klein, aber dunkel und freundlich, die Nase leicht gebogen, die Lippen zusammengepreßt, die Zähne schwarz, das Haar rotblond, aber unecht. Sie redete im Einherwandeln liebenswürdig in mannigfachen Sprachen diesen und jenen an; der Angesprochene beugte das Knie, wohin sie blickte, sank alles nieder; einem bot sie die Hand zum Kusse: die war länglich und schmal und funkelte von Ringen und Steinen. Das Volk rief ihr zu: Gott segne Königin Elisabeth, sie antwortete ihm: ich danke dir, mein gutes Volk. So streng und hoch war das Zeremoniell; selbst der leeren Galatafel Ihrer Majestät naht das Hofgesinde nur unter Kniebeugungen: im Nebenzimmer speist sie selber; das sehen zu dürfen, ist höchste Gnade.

Das sind Äußerlichkeiten — tiefer geht die Beobachtung und das Urteil unserer Gewährsmänner nicht. Aber diese Äußerlichkeiten sind für das elisabethische England unendlich bezeichnend. Nicht jeder wird sich diese beinahe göttliche Verehrung der Herrscherin vorgestellt haben, die dem — wir haben es gehört — so freiheitstrotzigen Britenvolke gebot. Und doch tritt uns darin und in alledem, was ich bisher aufgereiht habe, das eigentlichste Leben der Zeit in sprechender Frische entgegen. Unsere Deutschen sahen nicht geistreich oder tief; aber was sie sahen und niederschrieben, das gibt in seinen harten Holzschnittlinien ein echtes Bild der Wirklichkeit: eine Nation, stolz, emporstrebend, leidenschaftlich und roh, von rücksichtsloser Lebenskraft, selbstsüchtig und weltlich, in unaufhörlicher Erweiterung aller ihrer Kreise begriffen, in Eroberung und

Gewinn daheim und draußen in der Welt. Aus blutigen inneren Fehden des fünfzehnten Jahrhunderts, aus jenen Rosenkriegen, die wir aus Shakespeare kennen, in denen sich der wilde, spätmittelalterliche Hochadel zerrieb, in denen aber auch England, seine Macht, sein Wohlstand, sein Handel fast versank, aus ihnen hat sich England langsam wieder aufgerichtet; ein starkes Königtum hat ihm zuerst diktatorisch das Notwendigste, den Frieden, geschafft, und unter dem Königtume der Tudors ist ein doppelter Mittelstand in Stadt und Land kräftig emporgeblüht: hier ist der Kaufmann, dort der Landedelmann stark geworden, beide einander und dem Könige verbündet, beide in heftigem Ringen siegreich über mancherlei Gegner. Die Kirche hat der König national und staatlich gemacht, ihr Gut hat ihn und jene beiden neuen Stände bereichert. Die Wirtschaft hat sich aus schweren inneren Krisen schließlich hindurchgerungen; unter Elisabeths Regiment erntet man die ersten neuen Früchte. Der Lebensstrom des sechzehnten Jahrhunderts, der modernen Zeiten, bricht auch in England hervor, flutet auch nach England hinein, hat erst jetzt England in die Reihe der großen Wirtschafts-, der Handelsvölker hinaufgehoben. Man hat das Joch fremder Handelsherrschaft — auch der Hansen — abgeschüttelt, ist selbständig geworden in Handel und Gewerbe, steigt von Jahr zu Jahr freier und höher empor. Man hatte um 1580 und 1600 das Gefühl eines ungekannten Wohlstandes; man zählte auf, wie alles anders und reicher wurde, Tracht und Wohnung, Bettstatt und Tapete, Speise und Trank, wie das Glas die Fenster sicher verschloß, die Luxuswaren des Auslandes die Tafel herrlich zierten. Schon streckte man die Arme verlangend über die Meere aus, zunächst in die Nähe, in die Nord- und Ostsee, über die Nordsee hinüber nach Deutschland, dann griff man weiter, auf den Ozean und über den Ozean weg, nach den Schätzen der neuen Welt. Dem Geschlechte, das all diese Wandlungen geschaut, erschien nichts mehr unmöglich. Mit seinen Kaufleuten im engsten Bunde ist das Königtum vorangeschritten, den englischen Handel erst zu befreien, dann ihn hinauszuführen in alle Länder; überall faßt man Boden; die Fernen einer weltweiten Zukunft tun sich auf. Inzwischen aber genießt man die Gegenwart; alte Fesseln der Wirtschaft wie des Geistes werden gesprengt, der einzelne dringt selbstherrlich in beidem vorwärts. Die alte Kirche ist gebrochen worden, und noch hatte bis

1600 keine erneuerte und gereinigte Religion sie bereits voll abgelöst. Der offizielle Protestantismus des englischen sechzehnten Jahrhunderts ist sicherlich nicht ohne religiösen Inhalt und Zug und ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in sich tiefer und reiner geworden; aber sein Ursprung lag doch wesentlich in der Gewalt und im Staate; das lähmte seine Wirkungskraft; noch waren die oberen Schichten der englischen Gesellschaft nicht wieder durch neue und starke, innerliche Seelenmächte gebändigt und gebunden. Rücksichtslos, ohne inneres Hemmnis, durften gerade sie noch vorwärts eilen; die alte Zucht war zerfallen, eine neue bildete sich erst allgemach. Der junge Edelmann geht nach Italien, in das Italien der Hoch- und Spätrenaissance, und saugt dort aus den überreifen Früchten einer gesteigerten und krankhaft übertriebenen, einer innerlich zersetzten, aber noch immer glänzenden Kultur vielseitige Anregung und süßes Gift; eigentümlich wird der alte Kern tiefeingeborener nordischer Wildheit von diesem raffinierenden Einflusse südlichen Wesens umzogen. Am Hofe — so urteilt ein trefflicher Geistlicher, der um 1580 sein Heimatland liebevoll schildert, ein ehrlicher und ernster Mann von gesundem Humor und redlichem Empfinden, William Harrison — am Hofe sei man wohl reich an fürstlicher Pracht und auch an feiner Bildung: die Damen verstehen, der Königin gleich, Griechisch, Lateinisch und die Sprachen der westeuropäischen Völker; sie wissen Krankheiten zu heilen, lieblich zu musizieren und dennoch auch zu kochen. Auch die Herren des Hofes sind hochgebildet — aber wie lasterhaft sind sie zugleich! Und wir haben vom englischen Hofe und Adel hundert Beispiele vor Augen: brutale Genußsucht, widerliche Ränke und blutige Kämpfe, Drama an Drama, ein heißes und hinterlistiges Ringen um die Macht, von den Rosenkriegen und dann wieder von Heinrich VIII. ab, durch die Tage der Johanna Grey und der katholischen Maria hindurch, bis in den langen, mörderischen Zweikampf zwischen Elisabeth und Maria Stuart, bis in die Kette der Attentate und Verschwörungen hinein, die damit zusammenhingen, bis zu den höfischen Tragikomödien, die die Königin stets umspielten, zu dem Ringen des königlichen Geliebten, Lord Leicester, mit seinen Rivalen, wobei der Dolch so manchmal aus dem Dunkel blitzte; bis zu jener Alterstragödie der Elisabeth selbst, da die gereizte Herrin ihren jugendlichen Liebling Essex in offener Ratssitzung eigenhändig in das

Antlitz schlug und dann zuletzt den stolzen, hitzigen Mann auf das Schafott trieb — überall, welch eine Fülle rücksichtsloser Gewalttat, schrankenlosen Strebens, zorniger und wilder persönlicher Leidenschaft: alte Eigenschaften mit einem neuen Zuge der Renaissance, und alles dramatisch gefaßt und dramatisch gesteigert. Und nicht anders das Volk: unser Volk, so sagt Harrison, ist stolz, frei, verschwenderisch an Leben und Blut. Furchtbar hart sind die richterlichen Strafen; dennoch wirft sich das zuchtlose Gefolge der jungen Edelleute raublustig auf die Straße; überallher erschollen die Klagen über den Verfall der Sitten; daß es ein Geschlecht von derber Genußkraft und derber Faust ist, welches sich seine Gesetze nur selber geben will, das tritt aus allem hervor. Schon aber erhebt sich aus der Tiefe der Nation der neue Geist, der diese Wirtschaft der Sünde, der Selbstsucht, der entsittlichten Persönlichkeit und ihrer Lüste zertrümmern will: der religiöse Genius, der dieses europäische Jahrhundert von innen her durchdrang, und der demokratische Groll verbinden sich gegen die herrschende aristokratische Welt dieser Renaissance, und durch den Lärm und Schimmer des Hofes, der Städte, der Edelsitze schallt immer hörbarer, drohend und streng, die ernste Predigt, das dunkle Singen, der heiße Protest des Puritaners. Auch unsere Deutschen haben diese Stimmen gehört, und Paul Hentzner erzählt von der neuen Sekte mit ihrem genferischen Geist: was sie bedeutete, wie sie das englische Leben mit ungeheurer Kraft ergreifen und umbilden sollte bis in den Grund hinein, das ahnte er nicht.

Gewiß, eine Wiedergeburt durften diese Propheten fordern: die Sünde dieser Welt war offenkundig und groß. Und dennoch — war die Welt von 1580 und 1600 etwa vermodert? war sie, bei allem Drange persönlicher und weltlicher Willkür, etwa regellos und ordnungslos? Nein! sie war fest und mächtig und groß trotz alledem. Nicht bloß, daß sie lebendig und kräftig war, frisch bis in ihr Innerstes, unaufhaltsam wachsend, nichts an ihr klein, alles, auch die Sünde, saftreich, durchdrungen von einem starken, ja einem heroischen Zuge — nicht nur das; sie fühlte sich auch einheitlich und beherrscht. All ihr Leben wird von einem starken nationalen Bewußtsein zusammengehalten. Ihre Wirtschaft strebt zum Ganzen, zum Nationalen; ihre Gesetzgebung ergreift die zuströmenden Aufgaben der neuen Verhältnisse fest und klar und hat ihnen damals

für 200 Jahre haltbare, wirtschaftlich-rechtliche Formen geschaffen; ihre Politik sichert im Innern die Autorität, trotz aller Wildheit und Selbstsucht, und führt nach außen hin Englands Geschicke unabhängig frei, in stetigem Aufstiege empor. Indem alles da sproßt und gedeiht, so spürt man überall, daß alles miteinander zusammenhängt, daß ein einheitlicher, gesunder, nationaler Staat die englischen Kräfte wahrt und heilsam leitet. Unsere Historiker haben es mit Recht betont, wie sehr im Aufschwunge des englischen Welthandels der Staat die führende Gewalt gewesen ist, wie dieser Einheitsmacht und den ihr verwandten, übrigen nationalen Staaten West- und Nordeuropas die zersplitterten Kräfte unseres machtlosen deutschen Vaterlandes auf dem Weltmarkte, und ebenso dann im innersten deutschen Leben, haben weichen müssen; und Dietrich Schäfer hat die Lehre, die sich für unser heutiges Dasein daraus ergibt, besonders eindrucksvoll herausgearbeitet. Der heutige Deutsche kann vielleicht manchen Ähnlichkeiten nachhängen, die unser Volks- und Staatswesen in den Jahrzehnten nach 1871 mit dem England der Elisabeth verbinden: an nationalem und monarchischem Hochgefühle, an Siegen und an Gefahren und wachsender Opposition, an politischen wie an wirtschaftlichen und moralischen Erscheinungen wird er vielleicht, bei vieler und tiefer Abweichung, doch auch Wesensgleiches finden, das ihn zum Nachdenken aufruft — das ihm zum mindesten, wenn nichts anderes, so das anschauende, mitfühlende Verständnis des elisabethischen Englands erleichtern wird.

Des elisabethischen! Denn das bleibt eben wahr, daß alle jene positiven, einigenden und vorwärtsführenden Kräfte seines Zeitalters sich dem Engländer damals verkörperten in seiner Herrscherin: was unsere deutschen Reisenden da sahen, war nur der laute Ausdruck innerlichsten Bewußtseins. Nicht leicht gibt es in der Geschichte eine kompliziertere Gestalt als die der Elisabeth. Vielleicht niemals wieder haben sich in einer Persönlichkeit schreiende menschliche Schwächen so eigentümlich mit historischer Größe gepaart. Die Tochter des Despoten und der Frau, um derentwillen er mit Rom gebrochen und die er dann selber dem Henker ausgeliefert hat; in ihrer Jugend von hundert Gefahren umringt, in den Tower geworfen, nur eben begnadigt; durch Geburt und Geschichte die notwendige Verbündete aller nationalen und antikatholischen Gewalten in ihrem Lande, als sie dann, 25jährig, den Thron bestieg; 45 Jahre

lang Königin und ebensolange anscheinend und wirklich die Trägerin eines Prinzips, das damals in Europa um sein Dasein rang, des Prinzips der geistigen und politischen Selbständigkeit der germanisch-protestantischen Völker. Sie selber dabei ganz Frau — wahrlich nicht in dem hohen Sinne des Wortes; ohne Adel und Wärme des Herzens und des Geistes, unrein und heiß in ihrem persönlichsten Fühlen, von der wilden Leidenschaftlichkeit des Tudorblutes in Wille und Genuß, so sehr sie mit dem Ehrennamen der jungfräulichen Königin kokettierte; ihre Leben lang eitel bis zur Lächerlichkeit, nur daß ihre Eitelkeit denen, die sie umgaben, sehr ernsthaft das Leben bedrohen konnte; beinahe grotesk in dem Spiele, das sie ihr Leben lang mit allen möglichen Eheplänen trieb, die sie nie ernst nahm — denn sie wollte frei bleiben — und doch nie erlöschen ließ, halb aus Diplomatie, halb aus Gefallsucht; irreligiös und abergläubisch durch und durch; dabei geizig bis zur Verzweiflung ihrer Staatsmänner, feige und entschlußlos, bis ihr das Wasser zum Halse stieg, eine Kette, an der ihre großen Minister, der maßvoll kluge Cecil-Burleigh, der calvinistisch hitzige Kämpfer Francis Walsingham, immer wieder entsetzlich schwer zu tragen hatten; in alledem mehr eine Geistesverwandte der Katharina Medici, als desjenigen Gegners, dem sie doch über die halbe Welt hin den Widerpart hielt, des spanischen Königs, den sie an Klugheit überragte, aber an Zauderlust fast übertraf, Philipps II.: er verkörpert ein gewaltiges religiös-politisches Prinzip; sie erscheint aus der Nähe fast als eine Summe von Launen und Schwächen. Und doch wurde sie die Trägerin alles Großen, das ihr England damals barg, die Führerin seines Lebens, die Freundin wirklich alles dessen, was in England lebendig war und vorwärts strebte; und doch glich die Größe der ihr zufallenden und von ihr ergriffenen Arbeit alle einzelnen Erbärmlichkeiten überwältigend aus. Eifersüchtig und unberechenbar, hat sie ihren großen Helfer Burleigh doch 40 Jahre lang festgehalten. Sie hat im weiteren alle die Aufgaben wirtschaftlicher und politischer Art erkannt und gepackt, die sich dem Königtume Englands boten; sie hat im einzelnen doch stets noch den allerletzten Augenblick abwartend erfaßt, an dem es galt, nach unendlichem Schwanken rücksichtslos zu handeln. So hat es sich, und trotz allem keineswegs ohne ihr Verdienst, gefügt, daß sie ihrem Volke, trotz hundertfältiger Ungeduld und Klage, im ganzen doch jederzeit der

Inbegriff des Landes, seiner endlichen Einheit, seiner lange bedrohten Freiheit, seines Wohlstandes war: wir haben die unbeholfenen Worte gehört, in denen Rathgeb die Wahrerin des Friedens und die Siegerin über die Armada pries. Ihr Interesse und das englische gingen genau denselben Weg; sie fühlte es und wollte nur mit ihrem Volke vermählt sein, und das Volk wußte es auch. Der ernste Pfarrer Harrison rühmt sie und die Damen ihres Hofes; ein Puritaner, wie es doch Edmund Spenser, der Dichter, war, ein rein und hochfühlender Mensch und eifriger Politiker, verkörpert in ihrer Gestalt das Beste, was seine Heimat und seine sittliche Gedankenwelt ihm darbietet; der andere Puritaner, dem sie die Hand abschlagen läßt, mit der er ein Pamphlet gegen die Charakterlosigkeit ihrer religiösen Politik geschrieben hat, schwenkt mit der linken den Hut und ruft: hoch lebe die Königin! Das Gefühl unverbrüchlicher Einheit überwand allen Gegensatz. Und wie strahlt uns diese Glorie vom Haupte noch der Verstorbenen herüber in dem letzten Drama, das William Shakespeares Namen trägt, in Versen, in denen, wenn nicht er selbst, so der mitarbeitende Vollender dieses Dramas die neugeborene Tochter Heinrichs VIII. durch Prophetenmund verherrlichen läßt:

Du wirst dereinst
Ein Muster aller Kön'ge neben dir
Und die nach dir erscheinen.... Der Glaube nährt sie;
Geliebt wird sie, gefürchtet sein, gesegnet
Von ihren Freunden;
Die Feinde zittern gleich geschlagenen Halmen,
Gebeugt das Haupt im Gram. Heil wächst mit ihr,
Des Friedens heitere Klänge tönen rings;
Gott wird erkannt in Wahrheit....
Sie wird zu Englands schönstem Ruhm gesegnet
Mit hohen Jahren, viele Tage sieht sie
Und keinen doch ohn' eine Tat des Ruhms.

Wohl ist das höfische Poesie. Aber daß sie unehrlich, ja auch nur, daß sie unrichtig sei, darf man nicht sagen; es ist die höchste Sprache für das, was doch auch aus den hölzernen Worten unserer deutschen Besucher uns vernehmlich entgegenklang. Und so führen auch diese wieder den, der ihrer Schilderung nachsinnt, zu jenem Namen hin,

der uns freilich noch voller und allgegenwärtiger als die große Königin, — denn als das erscheint sie, wenn nicht dem Auge des Kammerdieners oder der Kammerfrau, so doch zuletzt dem Auge des Historikers — zu dem Namen, sage ich, der uns am vollsten das England ihrer Tage in sich zusammenfaßt: dem Namen Shakespeares.

Gewiß sind jedem schärferen Auge längst, bei alledem, was ich erzählt und erörtert habe, immer von neuem die Gestalten; oder ist ihm auch die eigene Gestalt des Dichters emporgestiegen: Elisabeths England ist uns doch einmal Shakespeares England; weil es das ist, kennen wir es körperhaft von Jugend auf, und darf auch ich zu Deutschen davon reden, beinahe wenigstens, wie von einem Zeitalter unserer eigenen Vergangenheit.

Lassen Sie mich zum Schlusse die Verbindungslinien zwischen unseren Schilderungen und Shakespeare ziehen.

Da müßte ich nun freilich einmal alles einzelne wiederholen: wir haben von den Theatern und ihrer herrschenden Bedeutung gehört; vielleicht hat Shakespeare auf der Bühne gestanden, als Hentzner sie studierte. Auf den Landstraßen, in den Wirtshäusern sind wir gewesen: überall bekannte Gesichter! Zwischen Rochester und London, gerade in denselben Gegenden, wo Herzog Friedrich nur eben einem Überfalle entging, nicht weit von der Stelle, wo auch Hentzner und sein Zögling Räubern zu begegnen meinten — ebenda plündert Sir John Falstaff mit seinen Spießgesellen die Kaufleute aus; es ist kein groteskes Phantasiestück, es stammt aus der täglichen Wirklichkeit. Folgen wir Falstaff in die Bürgerhäuser zu Windsor, so treffen wir Wohlstand und Gerät, Bewirtung, Sitte genau so, wie im Berichte unserer Deutschen, und Frau Flut begrüßt — wie ja auch Julia den unbekannten Romeo — den Gast vor allen Leuten mit dem schicklichen Kusse. Gerade in den „Lustigen Weibern" übrigens werden dem Gastwirte seine Pferde durch „deutsche" Fremde gestohlen, und diese Deutschen haben vorgeschützt, sie wollten nur ihrem „Herzog" entgegenreiten, der die Königin eben besuche — das geht, ich kann es nicht leugnen, wirklich auf unseren Schwabenherzog, als dessen angeblicher Gesandter ein schlauer Schwindler inzwischen allerlei Unsauberkeiten begangen hatte. Und so führen uns hundert Züge auf den alltäglichen Hintergrund der Dramen hin: auch die Karrenführer nicht zu vergessen mit ihren

groben, die Gerichtspersonen mit ihren albernen Reden, die Bärenhetze, die Börse mit ihren Antonios und Shylocks, die Shakespeare in London vor Augen sah — und vieles mehr. Wir finden weiter den Hof und den Adel wieder, wie wir sie oben geschaut haben; den Junker, der sich aus Italien Kultur und Sünde holt; die Hofherren, die in den modischen Formen der geistreichelnden, italienisch-literarischen Bildung ihre Gefühle und ihre Sätze drechseln und schrauben: die älteren höfischen Lustspiele Shakespeares sind ja von Geschmack und Geschmacklosigkeiten, von Esprit und Preziosität dieser aristokratischen Lebewelt ganz durchdrungen, und man weiß, wie nahe der Dichter selbst hochgeborenen Angehörigen dieser Kreise gestanden hat. Aber mehr als dies: der Hof und die Krone sind ihm England. Er hat es in seinen Historien oft genug ausgedrückt: Auflehnung gegen das Recht des Königs ist ihm Verbrechen; er predigt ein reines und machtvolles, ein englisch gemäßigtes, aber ein starkes Herrschertum. Monarchisch-aristokratisch ist sein ganzes Empfinden, wie es der Hof und die Regierung der Elisabeth war; die Masse verachtet der Dichter des Cäsar und des Coriolan abgrundtief; er lebt und webt in der Atmosphäre der Elisabeth. Sie war die persönliche Gönnerin, die Trägerin auch der reichen Literatur ihrer Tage: aber das ist es nicht allein: der sachlich nationale Stolz der Siege bricht glänzend bei Shakespeare durch; er verherrlicht die Kriegsgewalt seiner Heimat, und wenn er den großwortigen Spanier verspottet, so gibt er ihm den Namen Don Armado.

Weit höher indessen steht Shakespeares unbewußte Tendenz. Er ist, er als Ganzes, einfach selber das Spiegelbild jener Epoche im ganzen. Natürlich ist er als schaffender Dichter vor allem er selbst; es wäre kindisch, den Riesen in kleine Stückchen zerschlagen, ihn in die Eigenschaften der Zeit unpersönlich auflösen zu wollen. Aber gerade die Stärke seiner Persönlichkeit macht ihn fähig, alle Kraft und Überkraft des gewaltigen Zeitalters — und darum handelt es sich hier — zu spiegeln, zu verkörpern. Wie bricht in seiner Dichtung aus aller italienischen Übertünchung immer naturgewaltiger der mächtige Kern dieser Epoche hervor: wilde, starke Menschen von nordischem Zuge, ganz auf sich selber gestellt, persönlich bis zur Erhabenheit und zum Verbrechen. Wie schwält in Antonius und Kleopatra und so oft sonst noch die Glut der Verderbnis, die der Hof hinter prächtiger Hülle auch barg! Wie entspricht das ungeheure

Drängen der Shakespearischen Helden nach Macht, Besitz, Selbstdurchsetzung, das kolossale Austoben kolossaler Leidenschaften alledem, was dieses England, nicht nur zur Zeit seines Richard III., sondern gerade in Shakespeares eigenem Jahrhundert, geschaut hatte und immer von neuem schaute! Hat man doch gemeint, durch die Gestalten seiner Tragödie zeitgenössische Männer, Tragödienhelden wie Essex und Raleigh, fast bildnismäßig hindurchscheinen zu sehen. Als einen politischen Dichter hat man Shakespeare gerühmt: er ist es in ganz bestimmtem Sinne. Gewiß, die staatlichen Hergänge ziehen ihn, den Sohn eines lebendigen Staatslebens, bedeutsam an, und wir sahen, er nimmt politisch Partei, als englischer Monarchist; aber er faßt Politik, wie die Renaissance es überall tut, lediglich und allein als ein Spiel starker Einzelmenschen und ihrer natürlichen Triebe auf, abgelöst vom Hintergrunde der Zustände in Gesellschaft oder Verfassung, der allgemeinen Gewalten, der allgemeinen Ideen. Die Einzelnen sind alles; jeder eine Welt für sich, bestrebt, sich auszuleben bis an die Grenzen und über die Grenzen des Menschlichen hinaus, derb und rauh, tatkräftig und machtvoll. Und was für sein Weltbild das Letzte und Wichtigste ist: es ist, wie reinpersönlich, so auch rein-weltlich bis auf den Grund. Nirgends ein eigentlich religiöser Hauch: im theologischen sechzehnten Jahrhundert ist Shakespeare ein Dichter nicht geistlicher, sondern nur menschlicher Kräfte. Wenn er die Sünde, die Begier, die Ungleichheit des Besitzes, die Herzenshärtigkeit anklagt, wie in den erschütternden Reden des irren Lear, so dringt wohl tiefes menschliches Mitgefühl und Urteil hindurch: ein religiöses Sich-Beugen nie. Wo er die Verderbnis so bitter geißelt, wie in „Maß für Maß", verteidigt er doch das Recht des natürlichen Menschen gegen die Selbstüberhebung pharisäischer Strenge. Die Philosophie der Zeit hat ihn sicherlich berührt: aber nur mit den Gedanken der Renaissance. Er selber hat die feinsten seelischen Organe, er sieht und sagt das Zarteste; er hat, zumal im Hamlet, Helldunkeltöne, die an Rembrandt gemahnen: auch in ihm ist die Erbschaft aller der inneren Verfeinerung des Gefühls, die das christliche, germanisch-romanische Mittelalter der modernen Menschheit vermacht hat. Aber dennoch gehört er ganz der Renaissance. Wir betonen heute, wie sehr die Renaissance aus dem Mittelalter heraus entstanden ist, und gehen auch der Vorgeschichte der Renaissance-Persönlichkeit in das Mittelalter hinauf

nach. Was dabei doch jederzeit, auch in der Frührenaissance, an Neuem, an Gegensätzlichem, an Antikem vorhanden gewesen ist, ist hier nicht zu verhandeln: ganz sicher aber tritt in dieser nordischen Hochrenaissance an allen Stellen der starke Einfluß dieses Neuen, des Antiken, des Zeitgenössisch-Italienischen beherrschend zutage. Shakespeares königlicher Bösewicht Gloster spiegelt sich wohlgefällig in der Suveränität seines Verbrecherwillens und ruft den Machiavelli in die Schranken: die Persönlichkeit stellt sich hier längst mit losgebundenem Selbstgefühle ihrer Umgebung, den allgemeinen Mächten, gegenüber als Macht. Das ist doch vollste Renaissance. In Shakespeares eigener Gesamterscheinung übertönt die Stärke alle die anderen Seelenkräfte, die er auch besitzt: der „männische" Zug seiner Epoche durchdringt und bezeichnet auch seine Dichtung. Was schildert er an seinen Frauen wirklich genau und scharf? die hinreißende Leidenschaft, die Größe der Sünde, die Größe der Gefühle und der Taten, das Reife und das Starke. Das Mädchenhafte aber, und beinahe das zart Frauenhafte selber hat er fast immer nur skizziert, fast niemals wirklich ausgemalt; wie vieler Deutungen sind Ophelia und selbst Desdemona fähig und teilhaft geworden! Es ist, als ob er erst zu allerletzt, da er sich von der Stätte seines eigentlichen Wirkens, von der Stätte, wo das englische Leben sich sammelte und wild und dramatisch stieß, von dem bewegten London in sein Stratford zurückgezogen hatte, aus dieser männischen Härte der Zeit in reinere Luft und weicheres Empfinden hinübergelenkt wäre: in die zeitlosere Poesie seiner versöhnungsvollen Abschiedsdramen. Sonst aber ist es in allem das Gleiche: seine Welt ist die Welt der Elisabeth, sie ist die weltlich-persönliche der Renaissance. Und wenn man dieses Urteil — das ja nicht neu ist — wiederholt, so wird man hinzufügen dürfen: es ist der Gipfel aller Renaissance, den Elisabeths England und Shakespeares Dichtung für uns darstellt. Sie steht, inmitten ihrer Hauptstadt und ihres Hofes, sie selber ganz von der Welt- und Geistesbildung, von allen Einseitigkeiten der Renaissance beseelt, neben Lorenzo von Medici und Papst Julius II., neben Franz I. von Frankreich als die gleichhohe und die letzte der tragenden fürstlichen Gestalten dieses Weltalters da. Ihm aber gesellt sich unter den Künstlern nur der allergrößte zu, der einzige Michelangelo; und fast erscheint uns die ganze Fülle des Renaissancegeistes und seiner Schöpfungskraft in dem Briten

wie in all dem Leben, das ihn umwogte, noch freier und noch vollendeter als in dem Italiener, der zerknirscht sein Haupt zuletzt im Schoße der gegenreformatorischen Kirche barg. Ganz gewiß aber ist dieses England und sein Dichter der Gipfel zum mindesten der germanischen Renaissance gewesen: wie germanisch in der derben Reckenhaftigkeit, der überflutenden Kraft ihres Daseins und ihrer Figuren! Den Einfluß der Reformation spürt man bei Shakespeare, ganz wie bei Elisabeth, im wesentlichen nur mittelbar und negativ: von ihrer befreienden Wirkung, der Loslösung von der Weltkirche, mag auch Shakespeare, wie der englische Geist seiner Tage, bereits berührt sein — aber seine Kraft lag nicht in der Reformation. Und was damit bereits gesagt ist: von der katholischen Gegenreformation ist er erst recht frei und ist ja auch sein Vaterland immer frei geblieben. Es liegt so nahe, ihn mit Rubens zusammenzustellen, dessen hinreißende Ausdrucksmittel, dessen rauschende sinnliche Pracht und mächtige dramatische Energie ihm so ähnlich sind: wie unendlich aber überragt Shakespeare den katholischen Vlamen, den eigentlichen Maler der germanischen Gegenreformation, der ein Schüler der Renaissanceform, aber nicht ihres eigensten Geistes bleiben konnte, an Freiheit und Reichtum der Persönlichkeit, an Tiefe und eigenem inneren Leben! Nicht deutsch ist Shakespeare, zu dessen Höhen unsere bescheidenen reisenden Landleute von 1600 uns allmählich hinaufgeleitet haben — nicht deutsch, obwohl er und seine weltlich-unbefangene Zeit dem deutschen Denken später verwandter geworden sind, als dem puritanisch beeinflußten seiner eigenen Heimat. Er bleibt mit seiner Herrscherin zusammen der größte Ausdruck einer starken, harten und schöpferischen Epoche seines Volkes: nur innerhalb dieser Epoche und auf dem Boden seines Landes ist er ganz zu verstehen. Er selber aber trägt das Bild jener Zeiten und seinen eigenen Reichtum, hoch über die Königin, in deren Schatten er einst stand, hinweg, auf ewigem Fittich in alle Zukunft unseres Geschlechtes hinüber.

* * *

Gaspard von Coligny

Vortrag in der Generalversammlung des Deutschen Hugenottenvereins
Berlin 1892

Von Gaspard von Coligny, dem Admiral, soll ich zu Ihnen sprechen. Der Mehrzahl unserer Gebildeten wird, wenn sie den Namen hören, das Blutbad der Bartholomäusnacht vor dem Geiste aufsteigen. Ihrem Kreise ist er näher vertraut. Einer Gemeinschaft von Hugenotten, ob nun im engeren, ob im weitern Sinne, lebt die Geschichte des alten Hugenottentumes noch; innig fühlen die fernen Nachkommen sich den Zeiten und den Männern verbunden, an die sich die Entstehung und die beste Entwicklung des französischen Protestantismus knüpft. Mir selbst ist, wie ich ja wohl aussprechen darf, Gaspard von Coligny im Herzen lieb und wert, denn seiner und der Seinigen Geschichte gilt seit Jahren meine eigene Arbeit. Zu Ihnen darf ich von ihm reden wie von einem Ahnherrn, der Ihnen allen gemeinsam ist.

Als den vollsten Ausdruck des ursprünglichen Hugenottentumes hat man den Admiral wohl gerne bezeichnet. An der Spitze seiner hugenottischen Reiter oder inmitten der Dienerschaft seines Palastes, mit der er verkehrt wie ein Patriarch — so erscheint seine ernste Gestalt, in Schwarz gekleidet, gestrenge und getreu.

Ihn etwas körperhaft und farbenreicher vor Ihnen aufstehen zu lassen, in der Wärme seines Lebens, das wäre für die kurze Stunde, in der ich Ihnen von Coligny handeln darf, mein Wunsch. Seinen Lebensgang gleichmäßig zu beschreiben, geht nicht wohl an: die Persönlichkeit möchte ich schildern, und die Aufgabe, die seiner Persönlichkeit sich stellte und der dieser Mann seine historische Größe dankt. Ich versuche dies in breitern Zügen zu tun in einem Buche, dessen erster Band in diesen Tagen erscheinen soll; einige der wesentlichen Fragen zur Anschauung zu bringen, um deren Lösung der Admiral zu ringen hatte, ist mir in dieser Stunde das Ziel.

Ich erinnere zuvor in kurzen Worten an das Äußerliche seines Lebens.

Es umfaßt nicht mehr als 53 Jahre. 1519 ist Coligny, unter König Franz I., zu Chatillon am Loing geboren worden, der Sprößling eines vornehmen Geschlechtes, das nicht zu den ersten in Frankreich zählte, wohl aber zu den geachteten und sichtbaren. Sein Vater war Marschall von Frankreich, er starb frühe; seine Mutter entstammte dem glänzenden Hause der Montmorency, und der Mutterbruder, Anne de Montmorency, war es, unter dessen väterlichem Schutze die jungen Coligny den Weg in das große Leben

fanden. Am Königshofe wuchsen sie auf; früh ward der älteste zum Kardinal der römischen Kirche erhoben, die zwei jüngeren aber, Gaspard und Franz, widmeten sich dem militärisch-politischen Berufe, wurden Kavaliere, Soldaten, Männer des Hofes, des Krieges und der Verwaltung. Gaspard nahm den Namen des Stammschlosses Chatillon an, Franz den einer burgundischen Nebenbesitzung, Andelot. Und nun folgten die zwei jungen Edelleute, von ihrem mächtigen Oheim gefördert und geleitet, der regelrechten Laufbahn ihres Standes. Sie machten unter Franz I. ihre ersten Feldzüge mit, dann starb der König 1547; unter seinem Nachfolger Heinrich II. wurde ihr Oheim leitender Minister, auch den Neffen fielen rasch wichtige Ämter, fiel freilich zugleich die höfische Feindschaft der Gegner Montmorencys zu. Denn Montmorency rang mit dem Hause der Guisen um die Macht. Erfolge und Niederlagen hingen seitdem für Coligny von den Schwankungen der höfischen Kämpfe ab. Er wurde Generaloberst des französischen Fußvolkes, organisierte und erzog seine Truppen, kommandierte in bedeutsamen Stellungen, wurde Statthalter zweier Provinzen und erhielt zuletzt, ein Dreiunddreißigjähriger, das hohe Kronamt eines Admirals von Frankreich; mit dem Meere brachte es ihm nicht viele Beziehungen, unter den Dienern seines Königs hob es ihn an einen der ersten Plätze. Er diente nun als Feldherr und Verwaltungsmann und als Diplomat, schloß zwei Verträge ab, die ihm den Dank des Königs und den Tadel der Guisen eintrugen. 1556 reißen die Guisen Heinrich II. auf ihre Seite, Coligny fällt in eine Art Ungnade; er sucht vergeblich seinen Abschied nach und tut als Statthalter der Grenzprovinz im neu ausbrechenden Kriege seine Pflicht. Er hält die Festung St. Quentin mit bewundernswerter Ausdauer gegen die Spanier Philipps II.; schließlich fällt sie doch, und der Admiral muß in den Gewahrsam niederländischer Schlösser gehen. Erst 1559 wird er befreit. Nach Frankreich heimgekehrt, ist er Protestant — ich komme darauf zurück; und er findet sein Vaterland in der Erwartung der heftigsten religiösen Reaktion. Schon hat der 40jährige König Heinrich II. den Arm zur Verfolgung seiner reformierten Untertanen erhoben, da trifft ihn ein jäher Tod im Turniere, und die Reihe schwacher Regierungen bricht an, in der, von 1559 bis 1589, die letzten Valois einander folgten: ein Menschenalter voll heißer, religiös-politischer Kämpfe, Frankreichs nicht minder furcht-

barer 30jähriger Krieg. Der erste unter diesen Söhnen Heinrichs II. hat als Franz II. nur 17 Monate lang regiert: die Herrschaft führten statt seiner die Oheime seiner Gemahlin, die gewaltigen Guisen. Gegen sie sammelte sich die Gegnerschaft der katholischen Montmorency und der protestantischen Bourbonen, der Verwandten des Königshauses, die Gegnerschaft des erregten Adels und der blutig verfolgten Reformierten; gegen den Druck der Guisen schien der Widerstand erlaubt; er brach zuerst in ungeordnetem, wüstem Aufruhr hervor, 1560. Sowohl die Gewaltsamkeit wie die Kopflosigkeit dieser Angriffe aber verlieh den Guisen erst recht die Vollmacht und die Möglichkeit, sich mit siegreichen Waffen endgültig zu befestigen. Da, als sie eben daran waren, all ihre Feinde in starkem Netze zu fangen, starb im Dezember 1560, jäh und plötzlich wie sein Vater, König Franz II. Das Regiment der Guisen sank dahin, mit dem unmündigen Karl IX. hob die Epoche Katharinas von Medici an. Sie regiert ihren Sohn, den König, sie müht sich, zugleich Frankreich für ihn zu regieren, sie sucht, mit aller ängstlichen Feinheit der Frau, der schlauen Florentinerin, mit Vorsicht und Furcht und jeglichem Mittel virtuoser, diplomatischer Kunst, aber ohne einen großen Gedanken und ein hohes sachliches Bestreben, zwischen den Parteien sich hindurchzuwinden und nur eines allezeit in ihren Händen zu behalten: die Macht.

Vom ersten Augenblick ihrer Regierung an steht Coligny aufrecht neben ihr als Führer der Protestanten. Nur auf die äußerlichen Umrisse der Hergänge, die nun folgten, weise ich zunächst hin. Das Jahr 1561 vergeht unter wachsendem Einflusse des Admirals und seiner rasch geschlossenen, rasch sich erweiternden Partei. Die Königin neigt sich, den übergreifenden Guisen im Herzen feind, ihm zu; der Protestantismus überströmt den königlichen Hof, eine erste klare staatliche Anerkennung der bisher verfemten Ketzerei, im Januaredikt von 1562, ist der Ausdruck und der Erfolg dieses Verhältnisses. Aber auch die Katholiken sammeln sich und finden an Philipp II. von Spanien einen europäischen Rückhalt. Sie beschließen, dem Ärgernisse der Hugenottenmacht am Hofe ein Ende zu machen, im März 1562 rückt Herzog Franz Guise mit Truppengewalt vor; der Bürgerkrieg bricht aus. Prinz Ludwig von Condé schart die Hugenotten um sich; die Seele aber seines Feldlagers wie seiner Kanzlei ist Gaspard von Coligny. Und von nun ab gehört dessen Leben dem

innern Kampfe. Im ersten Religionskriege ist Coligny, nachdem Condé Guises Gefangener geworden, zuletzt das einzige Haupt der Protestanten, Guise ihm gegenüber, sein engster Jugendfreund und der Todfeind seiner Mannesjahre, das einzige der Katholiken. Guise fällt von Mörderhand, der Mörder war ein Spion Colignys: nur als Spion hatte dieser ihn ausgeschickt, Coligny selber ist an der Mordtat unschuldig, allein er erklärt vor der Welt, er freue sich dieses Todes und er würde, falls er die Tat von seinem Sendling erwartet hätte, ihn dennoch ausgesendet haben.

So furchtbar strömte die blutige Leidenschaft des Bürgerkrieges, des Glaubenskrieges über die Fluren Frankreichs, über die Seelen der besten dahin.

Der Haß der Guisen blieb Coligny unversöhnlich zugekehrt. Aber der Tod des großen Herzogs Franz brachte den Frieden: einen bewaffneten Frieden, einen Waffenstillstand wenigstens. Coligny blieb auch fernerhin der Leiter seiner Religionsgenossen. Ihre Organisation läuft in seinem Schlosse zusammen, er vertritt sie bei Katharina von Medici. Aber diese entzieht sich nunmehr, nachdem sie einem ersten inneren Kriege ohnmächtig gegenübergestanden hat, argwöhnisch der Einwirkung auch des Admirals. Sie durchreist mit dem Könige Frankreich, begegnet sich an der Grenze mit dem Abgesandten Philipps II., sucht so und in allem die eigene Macht fester zu stützen. Die Hugenotten folgen ihr mit scharfsichtigem Mißtrauen, fürchten von ihr und den Spaniern einen neuen katholischen Anschlag und beschließen nach mehr als vierjähriger aufgeregter Ruhe, dem vermeintlich unvermeidlichen Schlage der beiden Kronen durch eignen Angriff zuvorzukommen. Aber es mißlingt ihnen, sich des Königs und seiner Mutter wirklich zu bemächtigen, und der Erfolg ist lediglich der Ausbruch neuen, heftigen, andauernden Krieges (1567). Wieder zieht das katholische Europa den Katholiken, ziehen niederländische und deutsche Protestanten den Hugenotten zu Hilfe. In bitterem Streite verliert Coligny fast alle, die ihm nahestehen, durch den Tod: seine tapfere Gattin, sein Bruder Andelot, sein Genosse Condé sinken in das Grab. Ihm allein fällt die Führung zu, die kriegerische wie die politische; unter seiner Leitung reitet der junge Bourbone, Heinrich von Navarra, der dereinst Heinrich IV. werden sollte, ins Feld. Zwei große Schlachten gehen verloren, dennoch bleibt der Geschlagene unbesiegt. Seine unerschütterliche

kühle Energie bindet ein zusammengewürfeltes Heer, das Heer einer Partei, mit stählernen Ketten an seinen Befehl; seine Spannkraft wetzt die Scharten der Feldschlacht durch weite, kühne Reiterzüge aus: er ist nicht zu beugen, und so setzt denn zuletzt die Königin den Frieden mit dem fürstlichen Edelmanne durch, im August 1570 wird er abgeschlossen. Und nun beginnt jene berühmte Wendung der französischen Politik, die allgemach den Hof, den König, die Königinmutter in immer schärferen Gegensatz wider die katholischen Weltmächte treibt, bis die Geusen, die Oranier, aus den spanischen Niederlanden und ihre Freunde, die Hugenotten, aus ihrer Trutzfeste la Rochelle am Hofe erscheinen und hervortreten, bis der ehedem geächtete Ketzerführer Coligny selber in den Rat seines Königs zurückkehrt und dort die neue, protestantische Richtung bis ans Ende durchzusetzen ringt. Krieg gegen Spanien, Befreiung und teilweise Eroberung der Niederlande — Krieg also für den Protestantismus, gegen die Vormacht des alten Glaubens in Europa, das ist die Losung. Coligny sucht die deutschen, die englischen Glaubensbrüder an sich zu ziehen, König Karl IX. für seinen Krieg zu gewinnen; er wird für Katharina von Medici der erste gefährliche Rivale in der Herrschaft über ihren Sohn. Die Königin will die Herrschaft über Karl behalten, sie will keinen offenen Krieg unter ketzerischer Führung; die europäischen Mächte reden mahnend auf Karl IX. ein, ein erster Schlag der Hugenotten gegen die Macht des Herzogs von Alba in den Niederlanden geht fehl — aber die Hugenotten bleiben fest. Da tritt die Katastrophe ein. Eben war die Hochzeit zwischen Katharinas jüngster Tochter und dem Protestanten Heinrich von Navarra als ein Versöhnungsfest gefeiert worden, da fällt der Schuß, der die Königinmutter von dem unbequemen und gefährlichen Nebenbuhler befreien soll, am 22. August 1572. Coligny wird nur verwundet; die Hugenotten werden unruhig, man ahnt die Anstifterin der Tat; neuer Kampf, neuer Bürgerkrieg wird nun erst ganz unausweichlich. Da schreitet die Medicäerin weiter: sie hatte die Annäherung an die Hugenotten nicht deshalb gesucht, um diese ins Netz zu locken; aber an die Möglichkeit, die neuen Freunde von 1570 auch einmal, wenn sie unbehaglich würden, um so sicherer zu überfallen, hat sie gewißlich mehr als einmal gedacht. Jetzt ist der Augenblick gekommen; die Gefahr ist da, die Führer hat sie alle in Paris beisammen. Sie ruft die Guisen, die katholischen

Häupter auf: deren Absichten kommen ihr entgegen; sie wendet sich an den wilden katholischen Fanatismus der Stadt Paris. Die Bartholomäusnacht, das Morden vom 24. August, ist die Frucht; Gaspard von Coligny fällt als deren erstes und vornehmstes Opfer, und Tausende sterben dem Führer nach.

* * *

Das sind in rascher Zusammenfassung des Bekannten die beherrschenden Ereignisse dieses tragischen Lebens. Was aber ist dessen eigentlicher Inhalt? Wir haben ihn aufsteigen, kämpfen, führen, sterben sehen. Was aber war er? und was erstrebte er? Wie wuchs mit den Jahren und den Ereignissen die Persönlichkeit? und aus welchem Grunde der Individualität sproß sie auf? Dazu: wie war das Ziel, für das sie sich einsetzte, für das sie in blutigen Leiden rang und fiel? Diese Fragen des Einganges wiederhole ich als die eigentlich erst wichtigen, und suche sie nun innerlicher zu beantworten.

Das eine ist bereits hervorgetreten: unter dem Einflusse vielseitiger Bildung ist Coligny aufgewachsen. Er wird am Hofe Franz I. zum Jünglinge und Manne. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß seine Jugend vom vollen Sonnenscheine der französischen Renaissance und daß sie von der ganzen Wärme des französischen Monarchismus bestrahlt und durchdrungen wurde, wie sie sich an den Namen des glänzenden Königs Franz anschließen. Der helle Reichtum italienischen Geisteslebens und italienischer Kunst flutete damals in Frankreich ein und verschmolz sich mit der französischen Eigenart zu einem Gebilde voller Anmut und Schimmers. Der Hof dieses Königs war die Stätte des neuen Wesens, König Franz selber war seine Blüte, sein Gipfel. Dem Könige gab sich die junge Welt seiner Edelleute feurig und fraglos zu eigen. Und zugleich gewannen sie in seiner Schule den Schliff der neuen Zeit.

Gaspard Coligny hat das alles in sich aufgenommen. Humanisten und Edelleute erzogen ihn; in freier, umfassender Weltbildung gestaltete er sein Wesen aus: früh ward sein Blick geschärft, verfeinert, früh über die Grenzen hinausgelenkt auf das Getriebe ganz Europas. Freilich auch der fressende Unsegen dieser glanzvollen Jahrzehnte, die prahlende Frivolität des leichtherzigen Königs ist an dem zukünftigen Calvinisten nicht ganz vorbeigegangen: sie hat ihn berührt, indessen nicht dauernd vergiftet. Dann folgte die

weitere Schule unter Heinrich II. Ganz allseitig ward erst da die Ausbildung vollendet: und schon zeichnen sich die Züge des werdenden Mannes schärfer und eigener ab. Von seinem Oheim hat er gelernt, zu organisieren; er muß Belagerungen und Schlachten mitmachen und manchmal leiten; da setzt er rückhaltlos tapfer sein Leben ein. Er verwaltet Provinzen, schirmt sie, vertritt in ihnen den König. Nur bleibt es ihm versagt, in rein sachlicher Hingabe an den Dienst leben zu dürfen. Der höfische Parteikampf berührt ihn, seine Leistungen werden durch die Gegner, die Guisen, angegriffen, er glaubt sich zurückgesetzt. Was tut er da? wir hören aus seinem Munde scharfe, herbe Worte, und mehr noch: er entweicht auf sein Schloß, er grollt. Gaspard von Coligny war keine Natur für den höfischen Wettstreit; er war nicht schmiegsam genug, er wußte sich nicht zu beugen. Und noch ein Zweites spiegelt sich in diesem schmollenden Fernbleiben des damals Dreißigjährigen. Das ist die Leidenschaft des Königsdienstes. In diesem geht er auf, die Gnade seines Herrn gilt ihm über alles; wo sie ihm wider Billigkeit geraubt scheint, da ist sein ganzes Wesen in heißem Aufruhr, und er verbirgt ihn nicht. Das war im Jahre 1550. Damals trat eine volle Versöhnung ein. Aber sechs Jahre später wiederholte sich der Zwist. Ich habe oben auf ihn hingedeutet, Coligny hat mit Karl V. und Philipp II. Frieden geschlossen; die Guisen sprengen diesen Frieden, und Coligny erbittet den Abschied. Heinrich II. gewährt ihm den nicht, und der Admiral diente weiter — aber mit tief verwundeter, tief enttäuschter Seele. Ein Brief von 1556 spiegelt sein Empfinden. Er kann es nicht verschmerzen, daß sein König sich, nachdem er durch Coligny den Vertrag geschlossen hat, so rasch von Treu und Glauben und von seinem Diener abkehrt. Coligny leidet unter dieser Ungunst und leidet unter dieser Untreue seines Herrn. Dieser Konflikt hat ihm die Freudigkeit seines Königsdienstes zerstört. Wohl blieb er im Dienste, wohl leistete er eben jetzt erst sein Höchstes als Offizier — aber mit bitterem Herzen, das sich in bitteren Worten kundgegeben hat.

Das ist der Augenblick, wo die tiefste Bewegung des Jahrhunderts die Seele des reifen Mannes ergriffen hat. In jenem Briefe zuerst hebt er den Blick von der Gnade seines irdischen Herrn, die er über alle Güter der Erde stellt, doch höher empor zu der Art, wie Gott belohne. Wir sind damit an die Geschichte seiner innerlichen Wandlung herangetreten. Colignys Mutter war mindestens keine

schroffe Katholikin gewesen; ein milder, aber noch nicht offen protestantischer Humanist hatte die Kinder erzogen. Seitdem waren sie den Fortschritten des französischen Geistes, der damals auch in der Kunst ernster und fester wurde, mit lebhaftem Anteile gefolgt. Und der Jüngste zuerst, Franz von Andelot, hatte dann, als Gefangener der Spanier, in langer Haft seinen Sinn der Bibel, den beherrschenden Lebensfragen seines Zeitalters zugewandt. Gaspard mag früher mit Milde auf die verfolgten Protestanten geblickt haben: ihrem Geiste zugänglich ward er, soweit wir sehen können, erst jetzt, als das unreine Streben innerhalb seiner Welt seinen ernsten Blick verletzt und nach innen getrieben hatte.

Von diesem Herbste des Jahres 1556 ab gären nun die neuen Empfindungen in Colignys Innerem. Schon tritt er mit Genfer Calvinisten in Berührung, wird er als einer der Protestantengönner am Hofe genannt; aber die Pflicht des Dienstes reißt ihn wieder an sich. Die Belagerung von St. Quentin schleudert auch ihn in spanisches Gefängnis. Da hat er Ruhe, da sammelt er sich von neuem, da liest er die Bibel und die Genfer Bücher, die sein Bruder Andelot ihm zuschickt; geistlich ernste Worte der Ergebung, die an die Ideenwelt Calvins gemahnen, kommen aus seinem Munde. Allein Gaspard von Coligny war ein Mann langsamer innerlicher Arbeit. Er wog seine Entschlüsse lange und streng; um wieviel mehr diesen höchsten und tiefsten aller Entschlüsse! Um Protestant zu werden, mußte er brechen mit seiner Vergangenheit, seinem Königsdienste; er setzte sein altes Geschlecht, Weib und Kind, Hab und Gut und schließlich das Leben selber auf das Spiel. Aber mehr noch: auch aus der innerlichen Welt all seiner Vorfahren, all seiner Freunde mußte er scheiden. Das Zeitliche und Ewige, beides war in Frage; nicht ohne tiefes Ringen faßt eine schwerflüssige Seele voll Ehrlichkeit und Strenge in solcher Sache ihren Entscheid. So ist denn Coligny ganz allgemach erst durchgedrungen; Calvin sprach ihm zu; schon hielt er sich von der Messe zurück, schon drohte auch ihm Heinrichs II. katholischer Zorn; aber noch tritt er nicht handelnd hervor. Da begegnet uns eine Kraft der allernächsten Beeinflussung: seine Gattin, die tapfere Charlotte von Laval, ward vor ihm erklärte Protestantin; sie drängte ihn, bot ihm ein jedes Opfer irdischen Gutes freudig dar. Und während die Guisen straff katholisch über Frankreich walteten, entschloß sich nun der Admiral. An den Aufständen

von 1560 nahm er nicht teil; er blieb im Königsdienst, aber seine innerliche Stellung ward klar. Auch jetzt noch will er alles bis auf den Rest in sich verarbeiten: die Abendmahlslehre Calvins ergreift er spät und nach erneuter Prüfung. Aber dann schreitet er vor. Unter Franz II. macht er sich zum offenen Fürsprecher der verfolgten und verdammten Ketzer im Angesicht der Majestät; die Rache der Guisen will auch ihn treffen, und er weicht ihr, stolz und königstreu, wie er ist, nicht aus: zum zweitenmal rettet ihn eines Königs jäher Tod. Es war am 5. Dezember 1560, als Franz II., ein 17jähriger Knabe, entschlief. Wir hören, daß sich da der Admiral in tiefem Sinnen zurückzog: er saß in der Winterkälte am Kamin seines Zimmers und ratschlagte mit sich selbst; er achtete es nicht, daß seine Schuhe Feuer fingen über der Flamme: er war versunken in den Ruf, den dieses Königs rasches Sterben an ihn, den Gläubigen, richtete. In diesen Stunden entschied sich sein Leben: hatte er bisher Schritt für Schritt sich dem neuen Glauben genähert, dann sich ihm angeschlossen, offen zu ihm bekannt — jetzt stellte er sich stolz und sicher vor die Reihen. Er folgte fürder den Ereignissen nicht mehr. Er fühlte den Auftrag seines Gottes in sich. Er wurde der Führer, er ergriff die Dinge und suchte sie zu lenken: er wurde der erste unter den Staatsmännern des französischen Calvinismus.

Die Art dieses langen innerlichen Umschwungs, sie enthält die ganze Eigenart dieser treuen und gestrengen Seele. Gaspard von Coligny war damals an die 42 Jahre alt. Wir besitzen Bildnisse, die sein Äußeres beschreiben und sein Inneres spiegeln. Er war mittelgroß, schlank von Wuchs, von kränklichem und dennoch zähem Körper. Wir hören, daß er anmutig ging; sein Wesen war gehalten, aber freundlich. Sein längliches Antlitz umrahmte ein dünner, blonder Vollbart; aus einem ernsten Gesicht blickten zwei klare, graue Augen bestimmt und fest in die Welt. Oder doch eigentlich nicht in die Welt hinaus; vielmehr hat man den Eindruck, daß sie mehr noch innen schauen. Sie sind nachdenklich, ein herber Zug von Leiden, von starker innerer Arbeit, von durchgekämpfter Resignation liegt in ihnen; sie öffnen das Antlitz nicht, nicht voll und freudig strahlt die Seele dieses Vielgequälten in das Leben aus. Es ist das Gesicht eines überlegsam Prüfenden; davon zeugen die Falten der straffgespannten Stirn, die geschlossenen Lippen, die tiefen Linien um Nase und Mund. Man sieht es bald: diesem Manne gelingt

nichts mühelos, und siegreicher Schwung wird seine Bahnen nicht bezeichnen; aber es ist ein durchgebildeter Mensch, ein ganzer Mann, ein Mann des langsamen, aber starken Willens. Dabei ein Mann von vornehmem Zuge: der Grandseigneur vom französischen Hofe spricht uns an, der die Welt kennt und weithin überschaut. Schon hatte das Leben ihn geschult; er wußte zu denken, zu reden und zu schreiben, zu organisieren und zu kämpfen. Er trat als eine persönliche Macht in die neue Partei ein, deren natürliches Haupt er alsbald war. Aber eben daß er ihr Haupt war, das hat seine Spuren so tief in seine Züge gegraben. Denn der Eindruck seiner Bildnisse spiegelt zuletzt einen müden, gebrochenen Mann, und schon in den früheren Jahren seiner Parteiführerschaft ist es wie eine Trauer, die sie umgibt: zu Schweres lastete innerlich und äußerlich auf diesem Manne; es ist, als ob die tiefe Tragik der hugenottischen Geschichte in seinem Antlitz ihren Ausdruck gesucht hätte für alle Zeiten.

Als er Ende 1560 seine protestantische Politik ergriff, mochte er noch freudiger in die Zukunft schauen. Aber daß er Gewaltiges unternahm, das hat er unzweifelhaft von Anbeginn her erkannt.

Und damit komme ich zu jenem Zweiten, wovon ich zu handeln habe: zu seinen Zielen. Was war es denn, was er unternahm? Was wollte er? Was *konnte* er wollen?

* * *

Die Antwort darauf muß auf die innersten Tiefen des französischen Volks- und Staatslebens zurückgreifen.

Die Reformation ist keine Schöpfung des französischen Geistes. Wohl war auch in Frankreich mancherlei Angriff gegen die Krankheiten der alten Kirche gerichtet worden, wohl hatte auch hier eine Regung evangelischer Art begonnen, die Rechtfertigung durch die Gnade der Allmacht der katholischen Priesterkirche schüchtern entgegenzuhalten. Aber eben nur schüchtern. Die alte Kirche haftete gar fest im französischen Boden; seit Menschenaltern war sie ganz national geworden; die „gallikanische Kirche" hielt treu zu König und Volk; sie gehörte Frankreich fast mehr zu als dem Papste. Zudem war sie unendlich reich, durch viele Tausende von Wurzeln aufs engste und tiefste mit dem allgemeinen Leben des Landes verwachsen. Wir begegnen in Frankreich nicht so dem grimmen Zorn, der in Deutschland das Gemüt des Volkes der katholischen Kirche

entfremdet hatte. Und die Reformation faßte festeren Fuß in Frankreich erst, nachdem sie in Deutschland groß geworden war: erst die deutsche Anregung, dabei scheint es mir zu bleiben, hat die reformatorische Bewegung in Frankreich in stärkeren Fluß gebracht. Mächtig wurde sie hier erst, als der Mann kam, der sie französisch machte, der diesem Werke deutschen Gemütes und Gewissens, der warmen Schöpfung Martin Luthers, die Züge der nationalen Art unserer Nachbarn verlieh. Wir wissen alle, wer der kriegerisch geistliche Genius war, der dieses Werk vollbrachte. Johann Calvin schuf in seinem Genf seinen Gottesstaat, seine eiserne Theokratie, schroff und hart, aber großartig, von hinreißender Einheitlichkeit und weltbezwingender Macht. Französisch war die Systematik seiner Lehre, französisch die übersichtliche Ordnung der Kirchengewalten, französisch die leidenschaftliche Konsequenz seines kalten Denkens und seines heißen Willens. Calvin gründete die Kirche, die in den Stürmen der katholischen Gegenreformation den Protestantismus überhaupt gerettet hat: sie war, wie sie in der politischen Luft des kleinen Freistaates Genf erwachsen war, allerorts zu politischer Tatkraft vorbestimmt und geneigt. So gewappnet, in Stahl gekleidet, stürmte sie auf Frankreich ein: das war französisches Wesen, das packte die nationale Art.

Nicht vom ersten Anfang an indessen hat die Bewegung in Frankreich politische Ziele gesucht. Es ist grundfalsch, zu sagen, daß sie sich von vornherein auf bestimmte Stände gestützt habe, daß sie in Opposition gegen die Krone groß geworden sei. Vielmehr Männer und Frauen aus allen Schichten zog sie an sich; weder sozial noch politisch, sondern rein geistlich, rein religiös war ihr Quell und war ihr Bestreben. Allein, indem nun die neue Kirche immer neue Anhänger gewann und immer mehr erstarkte, indem all die Märtyrer, die auf den Scheiterhaufen verkohlten, für sie zeugten und warben, sie selber aber unbesieglich blieb; indem sie sich auswuchs zu Gemeinden und diese Gemeinden sich untereinander einig fühlten als die auserwählte Schar ihres Gottes inmitten der Irrgläubigen; indem, mit einem Worte, auch die Calvinisten zu einer Masse wurden, sich organisierten und bald die Hunderttausend überholt hatten — da geschah es ganz von selbst, daß sie auch weltlich zu einer Macht wurden. Sie schufen sich 1559 für Frankreich ihr gemeinsames Bekenntnis und die nationalkirchliche Verfassung, sie fingen an,

sich der Leitung Calvins zu entziehen, sie fühlten sich selber als eine Macht. Sie waren zu groß geworden, als daß sie nicht mit der Welt hätten abrechnen müssen. Mit der Welt: das heißt: mit dem Staate. Es ist nicht eine Verbildung, daß die Kirche seit 1559 zugleich weltlich auftrat: es ist die ganz natürliche Folge ihres Wachstums. Sie mußte sich mit dem Staate auseinandersetzen, sonst konnte sie nicht bestehen. Und sie wollte ja mehr, als bloß bestehen: sie wollte ganz Frankreich erobern.

Da war es nun eine Macht vor allem, die ihr auf ihrem Wege entgegentrat, das Königtum. Denn schon damals war das Königtum der Herr über Frankreich. In jahrhundertelangem Kampfe hatten die Könige dieses Frankreich erst gemacht, geeinigt, aus neuen Nöten stets von neuem emporgezogen. Und bei jeder großen Krise der französischen Geschichte war es die Krone gewesen, an die das Heil der ganzen Nation sich geschlossen hatte. Bekämpft aber war sie stets von neuem durch den Adel und den landschaftlichen Sondergeist der Provinzen.

Es ist wie ein Verhängnis innerhalb der französischen Geschichte, daß alle, auch die edelsten Kräfte, die sich der königlichen Einheit entgegengestemmt haben, zerrieben und zerbrochen worden sind, wie durch übermächtige Naturgewalt. Der Grund war eben der, daß sich an das Königtum das Interesse des Ganzen knüpfte, daß es die Einheit trug und förderte; für die Einheit aber hat sich in Frankreich früh eine alles beherrschende Bewegung erhoben: logisch und unerbittlich ist die französische Entwicklung auf die allerhöchste Einheit hingegangen, sie hat den Adel zerschlagen, weil er der Einheit widerstrebte, sie hat den Provinzen ihre Sonderart genommen; Zentralisation im Staate, Gleichheit in der Gesellschaft, das ist der Kern und das Ziel dieser Geschichte. Alle Welt weiß dies. Wie aber gehört es hierher?

Der Zusammenhang ist allzu deutlich.

Wir haben das Frankreich von 1560 auf seinem Wege zur politischen Einheit; das Königtum führt es dahin.

Wir haben eine machtvolle Bewegung geistlicher Art, die sich in die alten Verhältnisse eindrängt und sie sprengen will, den Calvinismus. Der Calvinismus hat den Trieb in sich, das ganze Frankreich zu gewinnen. Natürlich! Denn er konnte innerlich keine andere Religion neben sich als berechtigt anerkennen und tat dies

auch nicht. Er wollte zuerst geduldet sein, aber er wollte dann selber den Katholizismus verdrängen. Wie unendlich stark aber die katholische Kirche in Frankreich war, habe ich geschildert.

Da blieb ihm nur ein Weg, um zu siegen. Das war die Eroberung des Königtums für die Reformation. Das Königtum war die Einheit, es war der Führer der Nation, es war die leitende politische Kraft. Das Königtum zu sich heranzuziehen, das mußte das Ziel eines hugenottischen Staatsmannes sein. Denn blieb das Königtum katholisch, so wurde der Calvinismus zur Opposition gedrängt und auf diejenigen Kräfte angewiesen, die dem Königtum im Wesen feindlich waren, auf den ständischen Widerstand des Adels, auf den Partikularismus der Provinzen und Städte. So lag für Coligny die Frage.

Man hat gern gesagt, der Calvinismus sei in Frankreich eigentlich nur eine Form der ständischen Opposition gegen den fortschreitenden Absolutismus der Krone gewesen.

Von Hause aus war er das gar nicht. Natürlich, solange die Krone ihn verfolgte, konnte der Calvinismus nicht mit ihr in den Bund treten. Und Franz I., Heinrich II., Franz II. hatten ihn verfolgt. Jetzt aber waren die Könige tot. Ein Kind, Karl IX., ward Herrscher, eine Frau, Katharina, ward Regentin. Wie, wenn man diese zwei für den neuen Glauben gewänne? Wie, wenn dieser neue Glaube Hand in Hand mit der Krone ginge? Würde er dann nicht unbesieglich sein? Gegen die Krone zu kämpfen, das war in diesem Frankreich verhängnisvoll. Mit ihr zu sein, da lag die Möglichkeit des Sieges. Und den Sieg suchte die junge Kirche. Solange sie mit der Krone verbündet war, brauchte sie nicht gegen den übermächtigen Strom der französischen politischen Entwicklung zu schwimmen. Im andern Falle war sie verdammt, für die ständische Vergangenheit gegen die monarchische Gegenwart den aussichtslosen Strauß zu fechten.

Coligny aber ist derjenige Mann gewesen, der den Versuch gemacht hat, Königtum und Calvinismus zu vereinen. Darin sehe ich seine staatsmännische Bedeutung, die Einzigartigkeit seiner Rolle in der Geschichte des französischen Protestantismus. Sein eigenes Vorleben wies ihn darauf hin. War er doch der Zögling einer ganz königstreuen Zeit, der glänzenden Zeit Franz I.! Das Herz mußte ihm bluten, gegen die Krone angehen zu sollen. Manche seiner Genossen haben das gewollt; Colignys Bestreben war es, den König für sich zu haben.

Mir bleibt die Zeit nicht, das in den Wechselfällen seiner bewegten Lebensgeschichte ins einzelne hinein zu erfolgen. Aber von jenen Dezembertagen von 1560 an, die ihn an die Spitze seiner Partei riefen, versuchte er, so oft er die Hände frei bekam, den Bund mit der Majestät. Am sichtbarsten 1561, als er mit Katharina von Medici zusammenstand gegen die Guisen: erst Philipps II. Machtgebot, erst der Schwertstreich Franz Guises trennte sie. Dann riß der Bürgerkrieg den Admiral in seine trüben Strudel; er aber hörte nicht auf, sich als den wahren Vorkämpfer der Absichten des Königs darzustellen, sich an den König zu klammern. Nach dem Frieden von 1563 kehrte Katharina — ich erinnere an die Skizze, die ich anfangs gab — sich von ihm ab; jahrelang konnte der Admiral kein anderes Ziel haben, als seine Partei überhaupt nur zu erhalten, zu schirmen, ihr die bloße Duldung zu sichern. Denn es ist ja im politischen Kampfe dem handelnden Staatsmanne selten möglich, klar und fest auf ein einheitliches, oberstes Ziel loszuschreiten; das vermag höchstens der Übermächtige. Den Anderen aber bindet die Notwendigkeit der Stunde die Hand und zwingt sie, statt ihrer höchsten inneren Sehnsucht lediglich dem nachzustreben, was im Augenblick eben erreichbar ist, was die drängende Not des Augenblickes zu stillen vermag. 1567 versuchte Coligny wiederum, den König an sich zu bringen. Diesmal freilich mit Gewalt, durch einen Überfall, der mißlang. Seitdem steht er gegen den König in Waffen. Er entfaltet seine Gaben, seinen Charakter glänzender, seelenbezwingender als je; aber er leidet auch in der Tiefe seiner Seele am Greuel dieses Bürgerkampfes, dieses Kampfes mit der Krone. Und endlich noch einmal sieht er freie Bahn vor sich. Der Friede von 1570 ist geschlossen, der König ruft ihn zu sich. Und er geht. Coligny wurde wieder und wieder gewarnt. Er war zu klug, als daß er die Gefahren dieses Lebens unter so viel Feinden nicht hätte erkennen sollen. Aber er blieb dennoch: er setzte mit klarem Bewußtsein alles an alles. Er war, nach Leopold Rankes Worten, in diesen Jahren wohl der berühmteste Mann der damaligen Welt. Er ließ die Überlegenheit seines Wesens auf den jungen, wirren Karl IX. wirken; der königliche Jüngling lebt auf im Lichte dieses wahren Mannes. Coligny sucht ihn zum Kriege gegen Spanien fortzureißen. In diesem Kriege hätte er Hand in Hand mit dem Herrscher kämpfen dürfen, da wäre Frankreich als die Vormacht

des europäischen Protestantismus einhergeschritten; da öffnete sich zum letztenmal die Aussicht, daß der Protestantismus die französische Regierung, die französische Krone, daß er ganz Frankreich zu sich herüberziehen könnte. Ob das möglich, ob es aussichtsvoll war, ist eine über die Maßen schwere Frage; genug, daß es später niemals wieder möglich geworden ist: der letzte Kampf Gaspard Colignys war zugleich der letzte Kampf, den der Calvinismus gestritten hat um die Herrschaft über Frankreich.

Wie die Ereignisse gingen, habe ich oben erzählt. Der heldenmütige Staatsmann ist an seinem Versuche gescheitert: das Leben, das er an seine Sache gewagt hatte, hat er verloren. Die Bartholomäusnacht ist mehr als eine Metzelei, der die Besten und Höchsten unter den Hugenotten zum Opfer fielen: sie ist die Katastrophe des französischen Protestantismus. Auch dessen Stern ist mit Coligny zugleich im Blute dieser Nacht versunken. Der Calvinismus verlor die Aussicht, Herr und Alles in Frankreich zu werden; er wurde in die Opposition gedrängt, wurde eine Minorität; er wurde *jetzt* dazu getrieben, sich an die Kräfte der Reaktion im französischen Leben zu hängen, mit Adel und partikularem Geiste zugleich wider die Krone zu stehen. Wie sich an dieser tragischen Notwendigkeit der politische Calvinismus verblutet hat, ist bekannt. Die entsetzliche Logik der französischen Geschichte, der Dämon der schrankenlosen Einheit ist aber weitergeschritten: er ist über die protestantische Kirche, den protestantischen Glauben überhaupt hinweggeschritten und hat nicht einmal ihre unschädlichen Reste auf französischem Boden dulden wollen; diese Reste freilich hat er nicht vernichten gekonnt.

Wohl ist das eine tieftragische Entwicklung. Und alle ihre Tragik fällt auch auf die Gestalt ihres vornehmsten Helden, denn das ist Coligny. Sein Werk ist gescheitert. Seine Persönlichkeit selbst ist in den Kämpfen von 1560—72 tief von der aufrührenden Gewalt des Bürgerkrieges getroffen worden. Er litt unter der Stellung, die er gegen Katholiken und Herrscher doch einnehmen mußte. Er sah seine Liebsten sterben; eine zweite Gattin erhellte dann seine allerletzten Jahre mit jugendlicher Hingabe. Er trauerte über den Jammer der Kriege, über die Befleckung, die auch seine heilige Sache durch das spritzende Blut und den dicken Qualm des leidenschaftlich wilden Ringens erfuhr. Auch ihn selber hatte der Fanatismus des Ver-

zweiflungskampfes, der Haß des Glaubensgegensatzes nicht unbefleckt gelassen.

Dennoch erweiterte und erhob sich sein Wesen in diesem letzten, unendlich schweren Jahrzehnte noch. Er lebte im Angesicht Europas, seine Kraft entfaltend und immer noch steigernd, und er setzte seine Kraft für das Höchste ein, das die Menschenseele kennt: für den Besitz seines Glaubens, für den Sieg seiner Idee. Für sich selber hat er nie etwas gesucht: sein Ehrgeiz war der Sieg seiner Sache. In deren Verteidigung lebt er sich aus und wird er ein Großer unter den Staatsmännern und den Kriegsmännern seiner Zeit, ein Großer unter den Menschen aller Zeiten. In den Pausen der Kämpfe waltet er daheim zu Chatillon als ein christlicher Hausvater über seinem Gesinde, mit diesem betend und strebend. Er liebt seine Kinder in reiner Treue und weist sie empor auf das, was ihm das Oberste war. Er bleibt treu und ganz in allem; er verkörpert in seiner ernsten Gestalt die besten Kräfte der Kirche, für die er focht. —

Der allgemeinen Geschichte bleibt dieser französische Edelmann wertvoll als der bedeutendste Vertreter des politischen Protestantismus in Frankreich zu einer Zeit, deren rechten Mittelpunkt der Kampf um die Reformation ausmacht; er gehört der allgemeinen Geschichte der europäischen Reformation an ragender Stelle an. Eigner und höher jedoch mag uns der Wert erscheinen, der seinem persönlichsten Leben innewohnt. Denn es ist etwas Heiliges um die Seele, die unablässig nach ihrem Höchsten ringt; auch was sie gefehlt und gelitten hat, gehört zu ihrem menschlichen Bilde und legt sie uns an das Herz: auch die Persönlichkeit selber bleibt ein Besitz der Nachwelt. Und das wird Gaspard von Coligny bleiben, nicht nur in dieser Gemeinschaft, die sich noch heute empfinden darf als Blut von seinem Blute.

* * *

Coligny und die Ermordung Franz von Guises

Habilitationsvortrag Berlin 1887

In der Reihe der religiösen Morde, denen in den großen Glaubenskriegen Westeuropas so viele der ersten Führer erlegen sind, zwei Guisen, zwei Könige von Frankreich, Wilhelm von Oranien und Gaspard von Coligny, nimmt nicht nur zeitlich der Tod Franz von Guises im Februar 1563 die erste Stelle ein. Man kennt das Rätsel, das die Vorgeschichte der Bartholomäusnacht stellt: aber sehr viel feiner und tiefer ist dasjenige, welches sich um des ersten Guise Tod geschlungen hat: denn hier soll der Mörder nicht eine sittlich kleine Natur wie Katharina von Medici gewesen sein, sondern der Held einer ganzen Religion, das Muster für die nachfolgenden Geschlechter der Reformierten, Coligny selber in seiner herben Strenge und ernsthaften Reinheit. Unablässig hat der Streit der Parteien denn auch diese Frage berührt; mehr als einmal ist sie klar und verständnisvoll gelöst worden, unter den Deutschen von Soldan, Polenz, von Rankes ruhiger und großer Weisheit; aber immer wieder hat ein unklares Apologetentum oder ein verbitterter Haß das Problem verwirrt; der reformierte Biograph Colignys, Graf Delaborde, nicht minder als der klerikale Baron Kervyn de Lettenhove zwingen zu erneuter Nachprüfung des Sachverhaltes. Er bietet eben durch seine Zartheit so reichen Anlaß zu Mißverständnissen: der Anteil Colignys an dieser Bluttat leitet den Betrachter an eine jener seltenen Stellen, wo sich unserem Auge ein Blick zu öffnen scheint bis auf den Grund der Seele einer tiefbewegten Zeit.

Der gewaltige Ausbruch innerer Kämpfe, welcher seit dem Jahre 1560 aus Frankreich für geraume Zeit das eigentliche Schlachtfeld der europäischen Gegensätze gemacht hat, entspringt dem Zusammenwirken europäischer Fragen mit speziell französischen. In Frankreich selber waren seit Menschenaltern Kräfte herangereift, deren Zusammenstoß in irgendeiner Weise einmal vor sich gehen mußte. Hier soll nur deshalb auf sie hingedeutet werden, weil sie zeigen, wie übermächtig und allgemein, wie vielseitig die Beunruhigung war, an welcher das Land litt. In politischer Hinsicht wurzelte sie in dem Gegensatze zwischen Königtum und Ständetum, zwischen der im großen doch stetig fortschreitenden Einheit und der widerstrebenden Menge der landschaftlichen Sonderkräfte; ohne den Kämpfenden selber stets klar bewußt zu sein, beherrschte doch dieser Gegensatz im größten die gesamte Entwicklung. Lange

hatte der Absolutismus die Leitung in der Hand gehabt: sobald aber seine Spannung nach Franz I. und gar Heinrichs II. Tode auf einen Augenblick nachließ, brachen sofort alle eingedämmten ständischen Kräfte wieder hervor; Adel und Bürgertum streben gleichermaßen auf, aber nur die Opposition führt sie zusammen. Unruhe und Unzufriedenheit sind ihnen gemeinsam, jedoch ein klares Losungswort fehlt, und erst der internationale, der religiöse Gegensatz verleiht dieses Wort, faßt alle wirren materiellen Regungen in sich zusammen, adelt sie und fanatisiert sie in seiner Idee. Die französische systematische Logik der calvinischen Lehre zwingt alle Kräfte in diesen einen Gegensatz hinein: ihr Hauptstück, die Prädestination mit ihrer erbarmungslosen Anspornung der äußersten sittlichen Energie und des härtesten fanatischen Eifers, schneidet stahlscharf in das alte Frankreich hinein, und, langsam im Stillen vorbereitet, formen sich sichtbar mit überraschender Schnelligkeit und Ausschließlichkeit in wenig Jahren die großen Parteien, welche nun Jahrzehnte lang die französische Geschichte beherrschen: rechts und links vom Hofe und von dessen noch machtloser Vermittlungspolitik die Katholiken unter der Führung des guisischen Hauses, die Hugenotten unter Ludwig von Condé, in dessen Schatten der wahre Leiter stand, der Admiral. Jeder Teil ringt danach, mit der Zustimmung des jungen Königs und seiner Mutter Katharina die Legitimität an sich zu bringen; schon scheint Coligny diesem Ziele nahe, da wirft Philipp II. die Macht der europäischen Gegenreformation, das Schwert Spaniens, in die Wagschale, und sein Verbündeter, Franz von Guise, zwingt mit bewaffneter Hand den französischen König auf die katholische Seite: das Blutbad zu Vassy, das Guise verschuldet hat, entfesselt den Bürgerkrieg. Die zwei Männer aber, welche diesen Kampf um die Zukunft Frankreichs in Wahrheit führen, sind Guise und Coligny. In dem Gegensatze der zwei Persönlichkeiten sammelt sich jeder allgemeine Gegensatz: es ist unerläßlich, die zwei auch hier einander gegenüberzustellen.

Franz von Lothringen, Herzog von Guise, hatte die Welt mit dem Ruhme seines Namens erfüllt in den Kriegen Frankreichs gegen Karl V. und gegen Philipp II., der jetzt sein Parteigenosse war; den jungen Franz II. hatte er als Oheim der Königin Maria Stuart vollkommen beherrscht; sein Ehrgeiz ging hoch: wie hoch, vermag man mit scharfem Worte nicht abzumessen. Aber groß war

alles an ihm: hoch und königlich die Gestalt, darüber ein Kopf mit gewaltiger Herrscherstirne, mit tiefblauen, blitzenden Augen voll trutzig selbstbewußten Blickes; eine starke, gebogene Nase, quer über die Nase und Wange eine tiefe Narbe, sein Ehrenzeichen aus dem spanischen Kriege. Wie seine Erscheinung war sein Wesen: ‚François' unterzeichnete er jahrelang seine Briefe, als sei er ein König; er warf jeden Widerstand rasch, grausam, brutal vor sich nieder; als er hörte, ein Edelmann habe drohend von ihm gesprochen, trat er im Parke von St. Germain brüsk auf ihn los; der andere, erschrocken, ging aus dem Wege und grüßte ihn: hätte er's nicht getan, so würde er ihn niedergestoßen haben, äußerte der Herzog. Das war seine Art; bei theologischem Dispute wies er lieber gleich auf den Henker hin: ein Gelehrter sei er nicht; aber ein Feldherr war er, von aller Welt gefürchtet, vom Soldaten, den er liebte, vergöttert.

Kaum über Mittelgröße empor ragte Gaspard von Coligny: der Wuchs mager und schlank, das Gesicht länglich, streng, stumm, von einem dünnen Barte umzogen, die Haut scharf um die Knochen gespannt, eine lange, gerade Nase, tiefe Furchen von ihr zu den Mundwinkeln, und unter den Falten einer ausgearbeiteten Stirn, die weder die Höhe noch die stolze Form von Guises Stirn besaß, zwei klare, kalte, graue Augen, deren Blick scharf und fest war: aber eine Müdigkeit scheint über dem Antlitz zu liegen, eine Spur innerlichen Sinnens, das die tiefe Leidenschaftlichkeit dieser verschlossenen Natur nur selten an den Tag treten ließ, ein Zug durchgekämpfter Resignation und körperlichen Leidens. Colignys Leben war in ähnlichen Bahnen gegangen wie dasjenige seines Gegners und Altersgenossen; den einfachen Edelmann hatte Verwandtschaft und strenge Tüchtigkeit in Krieg und Verwaltung emporgehoben; an dem Renaissancehof Franz I., sagen unverdächtige Berichterstatter, sei sein bester Freund gewesen der junge Franz von Guise. Später trat Colignys Oheim Montmorency in scharfen Gegensatz zu den Guisen, und der Admiral, den alle Seelenkräfte, der Ernst, die Logik, der mystische Zug seines Wesens dem Calvinismus zuführten, ward ein Haupt der Reformierten. Kleine Streitigkeiten sollen die alte Freundschaft in Haß gewandelt haben: man braucht die Kleinigkeiten wahrhaftig nicht zu suchen, wo die großen Momente so offen am Tage liegen. Jeder Schritt, den einer dieser

zwei Männer tun konnte, führte ihn jetzt dem andern feindlich in den Weg. Und wie sehr mußte die Persönlichkeit beider den Gegensatz verschärfen: hier wie dort ein außerordentlicher Mann; aber der eine schnell, kraftvoll, eine heldenhafte Erscheinung, ein geborener Schlachtensieger; der andere prüfend, anscheinend kalt, vom Glücke gemieden, oft geschlagen, nie gebeugt, nach jedem Verluste wieder aufrecht und allezeit unbesieglich. Sie hätten sich wundervoll ergänzt, wären sie Freunde geblieben; sie mußten sich um so tödlicher hassen, da sie zerfallen waren; denn jeder sah im andern die Züge, die ihm fehlten, Kräfte, die er nicht zu packen wußte und die gegen ihn arbeiteten, und so erhob sich in ihnen ein grimmiger Haß, der Nahrung zog aus jeder Kraft ihrer Natur.

Der Krieg, der im März 1562 ausbrach, genährt von allen Nationen, voller Blut und Verwüstung, trug nur dazu bei, die zwei Männer noch ausschließlicher gegeneinander zu stellen. Auf lange Verhandlungen folgte die Schlacht von Dreux; alle übrigen Führer waren tot oder gefangen, und während der bedrängte Admiral von Orleans aus in die Normandie ritt mit seinem Reiterheere von 4000 Mann, um englisches Geld an der Meeresküste einzuholen, legte sich Guise vor Orleans, im Februar 1563. Orleans war die Hauptstadt der hugenottischen Partei, ein Gegen-Paris; in ihm wachten Condés und Colignys Frauen über ihren Kindern und über den Spitälern, befehligte Colignys Bruder Andelot, sammelte sich das beste Fußvolk, der Kern der Prediger zu Kampf und Gebet. Während Katharina von Medici Frieden machen wollte, bestand zumal Guise auf der Einnahme der protestantischen Feste; seine Schwungkraft, seine Hilfsmittel bedrohten die Belagerten aus stets gefährlicherer Nähe, und schon rühmte er sich, in 24 Stunden werde Orleans königlich sein; man sprach davon, wie blutige Rache er den künftigen Gefangenen angedroht habe. Eine Entscheidung stand vor der Tür: da, als der „große Herzog" mit nur zwei Begleitern am Rande eines Waldes langsam einherschritt, traf ihn aus dem Gebüsch ein Schuß. Der Mörder hatte unter die Schulter gezielt, drei Kugeln waren von hinten in den Brustkasten eingedrungen, und während der Hand, die nach dem Degen griff, die Kraft versagte, sprengte der Mörder auf raschem Pferde in die Dunkelheit hinein und davon.

Die Chirurgen verschlimmerten das Leiden; am 18. Februar war

die Tat geschehen, am 24. starb inmitten des jammernden Lagers Herzog Franz; rührend erzählte ein Bischof in einem Berichte voll unguisischer Bibelworte, wie er Abschied genommen habe von den Seinigen; und gleichzeitig mit diesem Drucke, der das Mitleid und den Grimm über die katholische Welt verbreitete, ging ein zweiter aus: eine offene Anklage gegen Coligny, das Bekenntnis Poltrots, des Mörders.

Ihn, der seine Tat mit kalter Ruhe ausgeführt, hatte das Entsetzen gepackt, als er davonjagte; er ritt und ritt; nach Stunden kam er einer Wache nahe: „Ho werdo?“ rief man ihm entgegen: es waren katholische Schweizer. Er floh von neuem; als die Nacht um war, fand er sich nahe dem Lager, dem er hatte entrinnen wollen: er war im Kreise geritten. Er legte sich in einer Meierei schlafen; aber sein Pferd und sein wirres Wesen erregten Verdacht, und man nahm ihn fest.

Jean Poltrot de Merey war ein junger hugenottischer Edelmann aus dem Angoulmois, der in den spanischen Kriegen mitgefochten und seit einem Jahre in Diensten des protestantischen Großen Soubise gestanden hatte. Verwandte von ihm waren in der Amboiser Verschwörung gegen die Guisen gefallen; ein unerschrockener Soldat, aber ein Schwätzer, ein „grand causeur“, berichten die protestantischen Quellen (und der Eindruck seiner späteren Aussagen stimmt zu ihrer Schilderung), hatte er sich seit Jahren gerühmt, Guise zu erlegen; man habe es angehört wie von einem Narren, als eine Prahlerei, wie wenn er sich verschworen hätte, Kaiser zu werden. Selbst Katholiken sollte er, als Begleiter eines Parlamentärs, zugerufen haben: „das ist der Arm, der Herrn von Guise töten wird“; auch sie hätten dazu gelacht.

Ganz andere Dinge gestand aber Poltrot, als er drei Tage nach dem Schusse, am 21. Februar, Katharina von Medici vorgeführt wurde. Er erzählte, wie bereits vor drei Vierteljahren Coligny in geheimnisvoller Umgebung in einem Kellersaale ihn aufgereizt habe zu diesem Morde: er habe es abgeschlagen. Als nun aber der Admiral jetzt, bevor er von Orleans fortzog zur Normandie, ihn von neuem gedrängt, Theodor von Beza ihm versprochen habe, so werde er geradeswegs ins Paradies wandern, da habe er das Unternehmen gewagt; nochmals ein Rückfall, nochmals die Mahnungen der zwei protestantischen Führer; zugleich zweimalige Geld-

zahlungen: dann sei er zum zweitenmal zu Guise geritten, scheinbar als Überläufer, und diesmal nicht vergebens. Im katholischen Lager aber habe er Protestanten erblickt, die weitere Aufträge hätten: nicht nur die Nachfolger Guises in der Feldherrnschaft, selbst Katharina und den König Karl IX. bedrohe Colignys Mordstahl: 50 hugenottische Edelleute seien zu seiner Verfügung.

Man verbreitete eiligst diese Erzählung im protestantischen Lager; man hoffte die deutschen Mietlinge abzuziehen von einem Feldherrn, der so Gemeines begangen haben sollte. „Da seht Ihr," schrieb Katharina an eine fürstliche Gönnerin des Admirals, „wie dieser Ehrenmann, der alles nur der Religion halber tut, uns beiseite schaffen will!" Coligny erfuhr Guises Tod am letzten Februar; „noch wußte man nicht, wer den Schlag geführt," schreibt ein protestantischer Zeuge: und das Lager der Hugenotten war voll von Freudebezeigungen. Bald traf das Protokoll der Poltrotschen Geständnisse ein; Coligny verfaßte eine Gegenerklärung, am 12. März, und forderte vor allem, daß man den Verbrecher aufhebe zur Konfrontation.

Poltrot war inzwischen nach Paris geschafft worden, wo das Pariser Parlament, Frankreichs höchster Gerichtshof, ihn aburteilen sollte. Wir haben die Akten des Prozesses vor Augen: in den Parlamentspapieren der Nationalbibliothek habe ich ihnen vergeblich nachgeforscht; aber der protestantische Druck, in dem sie erhalten sind, bietet nach Form und nach Inhalt — denn keineswegs entlastet er Coligny vollständig — keinerlei Bedenken dar. Zweimal, am 27. Februar und am 7. März, bestätigt Poltrot seine ersten Aussagen; am 6. März aber schrieb der Gerichtspräsident an Katharina: schon wüte das katholische Volk der Hauptstadt, man werfe der Regierung vor, sie halte Poltrot so lange im Gewahrsam, nur damit er zum Widerrufe seiner Anklage gegen Coligny gebracht werde; sie solle, rät er, bedenken, welche Wirkung es da haben würde, wenn Poltrot tatsächlich anderes bekennte, und solle deshalb den Prozeß möglichst beschleunigen lassen. Katharina konnte dies Drängen nur lieb sein: denn wenn das Zeugnis Poltrots nicht durch eine Konfrontation mit Coligny entkräftet war, so blieb gegen den letzteren ein Verdacht bestehen, der politisch stets vortrefflich ausgenutzt werden konnte. So sprach man denn am 18. März das Todesurteil; nachdem es Poltrot verlesen war, widerrief er alle

seine Geständnisse: er habe sie nur abgelegt, um sein Leben zu fristen, um sich zu decken durch die Schuld des Größeren; in Wahrheit habe er keinen Anstifter gehabt. Er begann dann seine Geschichte von neuem ausführlich zu erzählen, so wie sie wirklich gewesen sei: sein früherer Herr, Soubise, dem Poltrot den Vorschlag, Guise zu ermorden, vergeblich gemacht habe, habe ihn in Geschäften Coligny zugeschickt; der habe ihn sofort gefragt, welche Dienste er leisten wolle? und habe auf sein mörderisches Anerbieten geantwortet: wohl, Merey, du wirst daran denken. — Weit genug weicht diese Darstellung bereits von jener ersten ab, wonach ihn Coligny mühsam überredet haben sollte. — Man folterte den Gefangenen darauf; nichts neues. Noch einmal ließ er am selben Tage den Präsidenten zu sich rufen: sein Bericht sei schlecht protokolliert worden; von neuem erzählte er: diesmal sollte Coligny erst zwei Tage nach Poltrots Ankunft zu ihm gesagt haben: „je eher er's tue, um so besser sei es." Der Verurteilte bat um Frist, weiter in seinem Gedächtnisse nachzusuchen. Aber man führte ihn zum Schaffot. Da, auf dem Greveplatze vor dem Stadthause, rief er dem tobenden Volke Drohungen zu, warnte zugleich in dunklen Ausdrücken, als wolle er neuen Aufschub erwirken, Paris vor hugenottischen Anschlägen. Man ging an die furchtbare Bestrafung, wie sie einem Königsmörder zugekommen wäre: Poltrot sollte zerrissen werden von vier Pferden. Kurz ehe diese letzte Marterung begann, versicherte er noch einmal, Coligny habe nichts gewußt; und als sie begonnen hat, erwirkt der Unglückliche eine lindernde Pause durch neues Sprechen: Soubise, Coligny und Andelot seien seine Mitschuldigen. Endlich, als er dies mit vielen Worten gesagt hat, erhält er den Tod.

Es ist ein Fanatiker von schwachem Verstande und schwächerer Seele, der durch Lügen seine unseligen Tage zu verlängern strebt; ein qualvoller Anblick, wie er in den letzten Stunden Aussage auf Aussage häuft, dasselbe von neuem und mit leisen Änderungen wiederholt, in fiebernder Todesangst, schon befangen in seinen eigenen Gespinsten, alles nur, um den fürchterlichsten Augenblick um Stunden, um Tage vielleicht, hinauszuschieben. Oder hoffte er, der sich, trotz aller Jämmerlichkeit, als Helden seiner Sache fühlte, vielleicht gar noch auf Rettung durch seine Parteigenossen? Klar ist an alledem nur eines: nach seiner Verurteilung, da sein erstes

abenteuerliches Geständnis sich doch nutzlos erwiesen, entlastete er den Admiral mehrere Male ganz und gar, mehrere Male maß er ihm, und jedesmal in abweichender Form, halbe Schuld bei: nicht die einer eigentlichen Anstifterschaft, wohl aber der unzweideutigen Ermutigung.

Alle Zeugnisse der Zeitgenossen enthalten über Poltrots Bekenntnisse hinaus bloße Gerüchte; meist umschreiben, entstellen sie lediglich des Gefangenen Aussage: gab es doch keinen einzigen Zeugen neben ihm; und was ganz neu hinzutritt, entspringt einer haßerfüllten, verblendeten Phantasie, wie die spanische Nachricht, nach welcher Poltrot der Vollstrecker eines von deutschen protestantischen Fürsten zu Heidelberg gefällten Todesurteils gewesen sein sollte: kritisch kommt all das gar nicht in Betracht. Wie aber? Kann man eines Mörders, eines Feiglings sich selbst widersprechende Worte, protokolliert von Beamten, welche den Admiral haßten, gegen einen Coligny ins Feld führen? Hätten wir nur diese Protokolle, die ihre eigene Widerlegung zu sein scheinen, kaum der Schatten eines Argwohns dürfte haften bleiben auf dem Admiral.

Aber wir haben andere Schriftstücke: von Colignys eigener Hand. Und eben diese zwei Verteidigungsschriften Colignys erheben die Frage auf einen so hohen Stand.

Auf das erste märchenhafte Geständnis Poltrots erwiderte er aus seinem Lager am 12. März. Leicht wurde es ihm, am Wortlaute des Protokolls festzustellen, daß Leute die Hand darin gehabt hatten, die ihm feindlich gesinnt seien und die ihn wenig kennten; leicht auch die Widerlegung der Aussagen über frühere Gespräche, in denen er unter den oben erwähnten geheimnisvollen Umständen den Mörder schon umworben haben sollte: Poltrot hat ja später alle diese Dinge für Erdichtungen erklärt. Dagegen gibt Coligny zu, daß er es war, der Poltrot in Guises Lager geschickt. Als Mörder? Nein! Als Spion. Der Admiral liegt bei Orleans, Guise ihm gegenüber, da bietet Poltrot, eben von Lyon kommend, seine Dienste an; der leichtfertige Ton des Prahlhanses mißfällt Coligny, der seine Bedenken nicht verschweigt; aber er schickt ihn auf Probe aus, indem er ihm 20 Taler auszahlen läßt. Poltrot kommt zurück, als eben der Admiral zur Normandie aufbricht, und bringt wichtige Nachricht mit: Guise plane möglicherweise eine Verfolgung Colignys. Diesem ist es vom höchsten Werte, genaue und

rasche Botschaft zu erhalten: so sendet er den Spion zum zweitenmal aus, diesmal mit 100 Talern versehen, damit er ein besseres Pferd dafür kaufe, was er dann auch getan hat. „Weiter," heißt es wörtlich in Colignys Schreiben, „erinnert sich der Admiral jetzt wohl, est bien recors maintenant, daß Poltrot, da er ihm seinen Rapport abstattete, so weit ging, ihm zu sagen, daß es leicht sein würde, Guise zu töten; aber der Admiral ließ sich niemals weiter ein (n'insista jamais sur) auf diese Worte, da er sie für ganz leichtfertiges Gerede hielt, und, bei seinem Leben und seiner Ehre, er öffnete nie den Mund, um ihn dazu anzutreiben."

Welch gefährliches Geständnis! wie gefährlich in sich selber! wie verwertbar außerdem für jeden Gegner! Man habe unter den Genossen, berichtet der gleichzeitige hugenottische Kirchenhistoriker, Coligny abgemahnt, so offene Aussagen zu tun; aber der Admiral, ehrlich und entschieden, habe geantwortet, alles, was er zu bekennen habe, wolle er auf einmal sagen: müsse er später, bei der Konfrontation, Nachträge machen, so sei das doppelt verdächtig. — Sehr möglich, daß Coligny sich so geäußert hat. Aber, wer in aller Welt konnte ihn zu Nachträgen zwingen? wer ihm mehr nachweisen, als er gestehen wollte? konnte das zeugenlose Wort eines Verbrechers etwas beweisen, das der Admiral von Frankreich, der Führer einer bewaffneten großen Partei, entschlossen gewesen wäre zu leugnen? Aus Klugheit sicherlich entsprang diese Ehrlichkeit nicht, sie muß wohl einen anderen Grund gehabt haben. Und sie geht in Wahrheit noch viel weiter.

Er habe vor dem Bürgerkriege, bekennt Coligny, Anschläge gegen Guises Leben hintertrieben, sie der Herzogin von Guise mitgeteilt; seit dessen Ausbruche, seit Vassy, habe er Guise und seinen Anhang für Feinde Gottes, des Königs, der öffentlichen Ruhe angesehen, aber Mordpläne nicht gebilligt; seit er indessen vor fünf bis sechs Monaten sicher erfahren habe, daß Guise Mörder gegen ihn und die Seinen ausgeschickt habe, da habe er aufgehört, denen stark abzureden, die ähnliche Anschläge geäußert hätten: aber angestiftet habe er keinen, auf keinerlei Weise, weder mittelbar noch unmittelbar.

Und nicht genug mit dieser Erklärung. Er ebenso wie sein Mitbeschuldigter Beza sprechen ihre Freude aus über dieses gerechte Gericht Gottes gegen den Herzog: „das größte Glück ist es gewesen,"

sagt Coligny, „das diesem Königreiche und der Kirche Gottes und insbesondere mir und meinem ganzen Hause hat widerfahren können."

Die praktische Forderung dieses Sendschreibens war die Konfrontation mit Poltrot; geschrieben war es noch während des Krieges. Bald darauf, gerade in den Tagen der Hinrichtung Poltrots, schloß man Frieden, und sofort begann eine lange Reihe gerichtlicher Klagen der Guisen gegen den angeblichen Mörder ihres Oberhauptes. Die Erklärungen, die in diesem Prozesse gemacht worden sind — erst 1566 schloß ihn die Regierung mit einer Freisprechung Colignys formell ab — enthalten nichts Neues bis auf eine einzige, die der Admiral am 5. Mai 1563 von seinem Schlosse Chatillon ausgehen ließ. Nachdem er, offenbar durch einen Sekretär, alles hat wiederholen lassen, was in juristischer Hinsicht gegen Poltrots Anklage zu sagen ist — Unzuverlässigkeit und Wandelbarkeit der Aussagen, Parteilichkeit der Richter, Hintertreibung der geforderten Konfrontation —, beweist er selber, wie wertvoll ihm in jenem Augenblicke, wo er Poltrot ins katholische Lager zurücksandte, Spionsdienste hätten sein müssen: das Schicksal seines Heeres habe an ihnen gehangen. Da seien 20 Taler eine kleine Ausgabe gewesen — ein lächerlicher Preis überdies für ein solches Attentat. Nur als Spion habe er Poltrot ausgesandt, „versichernd," schreibt er, „auf seine Ehre, daß er dem Poltrot, als (quand) dieser vorher ihm von der Leichtigkeit eines Mordanschlags gesprochen hatte, niemals etwas darauf geantwortet hat, ihm zuredend oder abredend (pour dire que ce fut bien ou mal fait), und ebensowenig daran geglaubt hat, daß jener es tun könnte oder wollte." Und stolz schließt er: „die, welche meinen, der Admiral habe das Geld zu andern als den angegebenen Zwecken gegeben, ganz abgesehen von der Kinderei ihrer Gründe, die kennen ihn sehr schlecht. Denn hätte er mehr getan oder befohlen, so würde er sich nicht scheuen, auch das zu gestehen. Was zwang ihn denn, zu sagen, was er im Drucke bereits gesagt hat? ... Weshalb sollte er weiteres verbergen? Denn hatte je ein Mensch einen erklärteren Feind, als er in Guise? Und wenn dies nicht wahr ist, weshalb lag denn jener vor Orleans, als um Weib und Kinder und alles zu vertilgen, was der Admiral Liebes hatte auf dieser Welt? Sagen doch sogar glaubwürdige Leute, er habe sich gerühmt, keines Geschlechtes

zu schonen in Orleans. Man soll auch nicht bezweifeln, daß der Mann im ganzen Heere, den der Admiral zumeist gesucht hat am Tage der letzten Schlacht, jener war. Man soll nicht bezweifeln, daß, wenn er eine Kanone gegen ihn hätte richten können, um ihn zu töten, er es getan haben würde, noch daß er gleichermaßen 10000 Schützen, hätte er sie unter sich gehabt, geboten haben würde, unter allen andern zu zielen auf ihn, sei es im Felde, vom Walle herab oder im Hinterhalte: kurz, kein einziges Mittel hätte er gespart von denen, die das Recht der Waffen in Kriegszeiten erlaubt, um sich eines so großen Feindes zu entledigen, wie jener es war gegen ihn und gegen so viele andere gute Untertanen des Königs. Und zum Schlusse beteuert der genannte Admiral vor Gott und seinen Engeln, daß er nichts getan noch befohlen hat über das hinaus, was er schriftlich angegeben. Will jemand noch weitere Aufklärungen haben, der spreche zu ihm, und er wird ihm antworten."

Man mag bei dieser rauhen Sprache empfinden, was man will, eines Gefühles der Achtung vor so herber Wahrhaftigkeit wird sich kein Unbefangener erwehren können. Der Beurteiler wird sich hier der Grenzen einer wirklich sicheren Kritik streng bewußt bleiben müssen: aber auch über dasjenige, was über diese Grenze hinausreicht, ist er wohl verpflichtet, sein persönliches Urteil zu bilden und als solches auszusprechen. Ich zweifle nicht daran: der ohne einen Zwang von außen so viel Wahrheit sagte, die ihm schaden mußte, der hat alles gesagt, was er zu bekennen hatte. Die Tatsache ist die: Coligny hat Poltrot nur als Spion verwenden wollen, und so fein die Frage sein mag, ob man auch dem Ehrlichsten, ob der Ehrlichste sich selber so weit Glauben schenken darf in der peinlichsten Sache: ich glaube auch Colignys Worten: „jetzt", d. h. erst jetzt wieder, erinnere er sich wohl, daß Poltrot von der Möglichkeit des Mordes gesprochen. Ich glaube es Coligny, daß er wirklich von Poltrot diese Tat nicht erwartet, ja, dessen Anerbieten vielleicht halb und halb wieder vergessen hat. Aber hierin liegt nicht einmal das wirkliche Rätsel. Er hatte doch einmal von ihm gehört, daß er an Mord dächte — und doch verwandte er den Mann als Spion! Und er sagte es offen: er hat niemandem mehr abgeraten von solchem Vorhaben, seit Guise gleiches gegen ihn im Schilde geführt — also: er hätte Poltrot vielleicht auch dann als Spion ausgeschickt, wenn er ihm die Tat offen zugetraut hätte.

Was sollen wir sagen zu einer solchen Tatsache? Was an den Mord rührt, ist doch Frevel und darf nicht anders genannt werden. Um so mehr aber will dies erklärt, im Zusammenhange der Zeit begriffen sein. Wie war ein so wilder Haß, eine sittlich so gefährliche Anschauung so naiv, so grausam unbefangen ausgesprochen, möglich bei einem Coligny? Hier erst liegt das wahre Problem. Es zu erschöpfen, unterfange ich mich nicht: allein einige verwandte Äußerungen der Zeitgenossen sollen noch angeführt werden, welche seiner Aufhellung eine Hilfe bieten können.

Über der damaligen Welt lag ein finsterer Ernst. Jedes menschliche Interesse ordnete sich ein in den höchsten, den religiösen Gedanken. Dieses religiöse Interesse hatte langsam und unwiderstehlich sich alles unterjocht; hatte Karl V. es im Herzen getragen, so war es, in ganz anderer Einseitigkeit, für Philipp II. bereits der Impuls seiner gesamten Politik. Luther, sagt man mit Recht, hatte auch den Katholizismus neu belebt; wie viel mehr hatte es die weltlich tatkräftigere, angriffslustige Genfer Kirche getan! So stand auf beiden Seiten dieselbe Glut des Glaubenshasses, so erachtete der Katholik den Gegner seiner Religion ebenso für einen Feind Gottes selber, wie seinerseits ihn der Protestant: zu Gott hatte Poltrot, ehe er seinen Schuß abgab, um Erleuchtung gefleht, ob, was er tun wolle, recht sei, und hatte, wie er erzählte, sich erhoben mit fröhlichem Herzen. „Die neue Religion" nannte man die reformierte Lehre: und gewiß glich sie einer solchen in ihrer Ausschließlichkeit, ihrer Schroffheit, die in der Welt nichts kannte und wollte, als allein das Bibelwort in ihrer einzigen Deutung, und kein Streben als allein das religiöse. Sie allein sollte Geltung haben in aller Welt. „Wir können Gott nicht dienen," schrieb Calvin, „ohne zu kämpfen"; er gab wohl zu, daß man beten solle für alle menschlichen Brüder, aber doch in verschiedener Weise für die innerhalb der eigenen Kirche und die draußen: für die Zweiten erflehe man Bekehrung, für die Ersten allein allen Segen: sie allein sind Gottes Kinder. Gibt es nur einen Gott, nur den einen, der verboten hat, ihm Götzenbilder zu bauen, welchen Teil an ihm haben die Katholiken? nicht mehr, als die Feinde Israels gehabt hatten an Jehova. So lernt denn Calvin vom jüdischen David, daß man „die Feinde Gottes hassen soll mit tödlichem Hasse", mit reinem, unpersönlichem Hasse, aber ohne Schonung. Wie hätte dieser Haß sich nicht vor allem gegen Franz

von Guise kehren sollen? Es ist uns ein überaus merkwürdiger Briefwechsel erhalten zwischen Calvin und der Herzogin Renee von Ferrara, der Tochter König Ludwigs XII. von Frankreich. Die verwitwete Fürstin war offen zur Protestantin geworden und hielt auf ihrem Witwensitze zu Montargis einen kleinen reformierten Hofhalt; aber die vornehme und feine Greisin konnte nicht voll einstimmen in den Zorn der calvinistischen Prediger gegen ihren toten Schwiegersohn Guise. Warmherzig legt sie dem gestrengen Meister in Genf dar, daß doch nicht alles Übel von Guise allein stamme und daß auch er Milde und Schonung geübt habe; habe er auch die Wahrheit nicht erkannt, für einen von Gott Verworfenen wolle und könne sie ihn nicht halten. Darauf antwortete ihr Calvin, ob Guise verworfen sei vor Gott, das zu beurteilen stehe nur dem einen höchsten Richter zu; aber Elend habe er gestiftet, Ärgernis habe er bereitet, und Schonung habe er nicht finden können: er, Calvin selber, habe Mordpläne gegen Guise vereitelt, aber zu Gott habe er gebetet, diesen Mann zu bekehren, oder wolle er das nicht, seine Kirche von ihm zu befreien. Die ganze Zeit atmet in diesen Briefen.

So hat denn auch Beza gejubelt über den Fall des Tyrannen durch Gottes Hand; so hatte schon vor einem Jahre ein Prediger sich erboten, den Feind zu ermorden, hatte dabei von einer ganz besonderen göttlichen Berufung gesprochen, die er in sich fühle, und hingewiesen auf Gideon, auf Judith. Aus den wilden Kriegen des Hebräervolkes nahm man Beispiele und Vorbilder; die antiken Tyrannenmörder, die Übung der italienischen Renaissance legten ohnehin den Zeitgenossen den politischen Mord von vornherein nahe genug: den Parteigängern der zwei religiösen Lager freilich setzte er, wie ein jedes Ding, sich sofort um in einen der Renaissance fremden, geweihten und finsteren Ernst.

Also: der Plan gegen Guise, der Haß und die ganze Stimmung Colignys lag in der Luft; das protestantische Volk ergriff das Verbrechen Poltrots wie eine Heldentat: es beging den Todestag des Mörders mit feiernden Liedern, sang spottend vom Leichenzuge des Ermordeten, und „dieser einzige Poltrot — unsere französische Sprache hat kein schöner Wort!“ — wird gerühmt als das Wunderbeispiel der höchsten Tapferkeit, als Befreier Frankreichs.

So freilich stand Coligny nicht zu seinem großen Feinde oder zu

dessen Mörder, den er verachtete; aber sein Haß war, wenn weniger roh, um so innerlicher. Ich schließe mit dem Versuche, den Gedankengang des Admirals in Anlehnung an die feststehenden psychologischen Tatsachen, an Colignys verschiedene Äußerungen, herzustellen. Die starken allgemeinen Gründe, die jener Haß in den politischen Verhältnissen, in den Persönlichkeiten der beiden Gegner fand, sind oben dargelegt worden; aber ihre volle Glut, ihren eigentümlichen Charakter verlieh dieser Empfindung des Admirals doch sicher erst der religiöse, der theologische Hauch der Zeit. Es ist eingangs auf die Prädestination hingewiesen worden, die dem Calvinisten Begnadete und Verworfene von Urbeginn her schied; Calvin mochte immer sagen, daß nur Gott wisse, wer die Gnade habe und wer nicht: dennoch gab es gewiß keinen heißen Calvinisten, der nicht Guise für ewig verdammt, für einen réprobé, gehalten hätte. Wer hätte es, in Colignys Augen, in höherem Sinne sein sollen? wer hatte denn, mit der bluttriefenden Fackel von Vassy, den Bürgerkrieg im Lande entzündet? wer war schuld daran, wenn das Grauen durch die Provinzen schritt, wenn die Wut des Bruderkampfes die Gemeinden, die Familien zerriß? überall schrie die Verwüstung zum Himmel — gegen wen, wenn nicht gegen diesen einen Mann? Wir wissen recht gut, daß der Kampf in der Notwendigkeit der Dinge selber lag — aber dem Zeitgenossen, dem protestantischen Franzosen, dem Führer, der jedes Leid seiner Anhänger wie einen Schlag gegen sein eigenes Haupt empfand, Coligny mußte alles als Guises Schuld und mußte jede Handlung des katholischen Helden als dessen selbstgeschriebenes Todesurteil erscheinen. Coligny wünschte Guises Tod. War es nun ein bloßer flacher Sophismus, wenn der Admiral, weil Guise seiner Meinung nach ihm Mörder zugeschickt hatte, fernerhin niemand mehr von Guises Ermordung abbringen wollte? War dies Dulden der Tat wirklich gar nichts als versteckter Mord? Zweifellos ist es erlaubt, hier an das reformierte Dogma, an die Folgerungen zu erinnern, die dessen Anhänger leicht aus ihm ziehen mochten. Wer Guise für ewig verdammt hielt und Gott selber für Guises Feind (so nennt es Coligny) — hatte der das Recht, Gott in den Arm zu fallen, da ein Dritter Guises Vertilgung plante? Coligny sah rings um sich das Geheimnis walten: unerforschlich waren die Wege der Gottheit; stumm, ohne fragen zu wollen, hat er selbst sich in Schickungen ergeben, die er nicht begriff, denen gegen-

über es keinen Willen gab. So hatte er mit fatalistischer Gelassenheit vor Jahren selbst geschrieben. Nun, wenn denn einem Hugenotten ins Herz kam, die Tat zu begehen, ohne daß Coligny ihn dazu gebracht, was hatte denn er hineinzugreifen? Nichts verpflichtete ihn mehr dazu. Es war die Sache eines Höheren; er ließ es gehen. Und er glaubte, vor Gott, der ja doch wohl alle Dinge im voraus geordnet hatte, dem strengen Gotte Calvins: „vor ihm und seinen Engeln" glaubte er bekennen und verantworten zu können, wie er gehandelt hatte.

Die Folgen der Ermordung Guises waren groß und zweischneidig. Sie brachte den bedrängten Hugenotten im Augenblicke den Frieden und für die Dauer einen um so unversöhnlicheren Krieg: weder das Guisische Haus, noch das Volk von Paris vergaß den Februar 1563: ihre Antwort gab die Bartholomäusnacht. Denn die Gegner vernahmen in Colignys Verteidigung nur den Haß und nicht die Wahrhaftigkeit: sie glaubten an seine volle Schuld.

Dem heutigen Betrachter ist die ideelle Bedeutung der Tat, dieser Gefühle Colignys, noch größer. Eine rohe Verschuldung des Admirals liegt bei dieser „religiösen Blutrache", wie Ranke sie nennt, nicht am Tage; billigen wird niemand, was Coligny tat und aussprach: wie weit er verurteilen will, das ist die Sache jedes Einzelnen: aber das wird man nicht übersehen dürfen, daß es die Verteidigung seiner höchsten innerlichen Güter war, in welcher der strengen und ringenden Seele des großen Hugenotten jedes Opfer an äußerem und innerem Glücke auferlegt und keines, auch das herbste, auch die Schuld nicht erspart geblieben ist.

*

Ich habe 1889 dem stets von mir hoch verehrten Conrad Ferdinand Meyer diesen Aufsatz zugeschickt und von ihm eine Antwort erhalten, die ich heute ohne die Gefahr einer Mißdeutung veröffentlichen darf. Ich tue es, weil mir sein Brief in besonders monumentaler Form das bezeichnendste Bestreben der historischen Poesie dieses feinsten und historischesten unter unseren historischen Dichtern auszusprechen scheint, der ja gerade der Dichter des Zeitalters der Religionskämpfe gewesen ist. „Den mir von Ihnen, verehrter Herr, gütig zugesendeten Art. der Hist. Zeitschr. habe ich mit großem Vergnügen gelesen u. finde Ihre Darlegg der Gesinng Coligny's in dem Poltrot-Handel überzeugend. So wird er die Sache angesehen haben. Völlig aus ihrer Zeit heraus die Menschen verstehen — diese Gerechtigkeit hat doch kein Jahrhundert geübt noch üben können, wie das unserige. Das ist eine seiner Tugenden.

8. Oct. 1889
Kilchberg-Zürich

Freundlichst u. dankbar,
C F Meyer"

Von den Stätten der Hugenottengeschichte

Ein Brief aus la Rochelle Oſtern 1886.

Wie frei einem hier nach Monaten Pariser Luft der Seewind des Atlantischen Meeres um die Schläfe weht! Paris ist in diesem Winter ganz außerordentlich unliebenswürdeg gewesen; es war kein Vergnügen, in der Kälte, die kein Ende nehmen wollte, bei schlechten Kaminen zu frieren, in seinem eigenen Zimmer eingehüllt wie ein Mann, der auf einer Reise durch Sibirien ist. Nachher ist freilich die Besinnung bei dieser größten aller Koketten eingetreten; die sie im Winter geärgert hat, möchte sie jetzt versöhnen durch allen Liebreiz ihres raffinierten Lächelns. Sie ist im vollen Frühlingsschmuck; auf den Champs Elysees blühen und duften die Bäume, blinken die Tausende von Gasflammen und drängt sich die große Menge der Leute, die nichts zu tun haben; bereits singt im Café-Konzert der Stern unter den Bänkelsängern, der berühmte Paulus, das Stück der neuen Saison. Frankreich weiß seine Genien zu ehren: heute sieht man am Boulevard ein großes Ölbild ausgehängt, das diesen Paulus darstellt, wie er der Probe seiner Truppen beiwohnt, nachlässig, geistreich, im Gefühle, eines der Lichter zu sein in der Ville Lumiere, Schulter an Schulter mit Sarah Bernhardt, Pasteur, Liszt und dem großen Volksmanne Basly.... Das ist einmal Paris. Man hat doch Sehnsucht, einmal auch etwas anderes zu sehen, als den ewigen gleichmäßigen Wechsel der großen Stadt. Welch ein glücklicher Gedanke der Archivverwaltung, um Ostern sechs Tage Ferien zu machen! Welch eine Befreiung, nach all dem Staube der Akten und all dem Lärm der Straßen dieser frische, köstliche Atemzug des Landes und der See! Es ist ein gefährliches Ding, wenn man Frankreich nur in Paris kennenlernen will. Daß Paris Frankreich sei, ist ein alter Satz und, wie alle Schlagwörter, auch zum Teile wahr. Für uns Deutsche ist er zudem außerordentlich bequem. Paris ist so ganz anders als wir sind; da bildet sich schnell ein Urteil, da hat man gut über mancherlei die Achseln zucken; das Gefühl des Unbehagens, des Gegensatzes, das wohl jeden von uns ergreift, wenn er einmal eine längere Zeit in dieser Stadt weilt, ist uns keineswegs unwillkommen. Und gibt nicht Paris selbst diesem Urteil recht? Es blickt mit der tiefsten Betrachtung herunter auf die Provinz mit ihrer Einfältigkeit, ihrer Langenweile, ihrer geistigen Stagnation. Da ist es recht heilsam, einmal hineinzuwandern in diese Provinz; wie verschieben sich hier die Bilder! Wer ehrlich zu verstehen sucht,

wird da hundert Dinge sehen, die Achtung und Neigung von uns heischen, und das schöne Schlagwort, das so sauber den Inhalt des französischen Lebens in sich zusammmenzufassen scheint, versagt hier außen; man ist gezwungen, einfach zu sehen, und muß sich bescheiden, zuzugeben, daß auch in Frankreich Menschen wohnen, die ihr gutes Recht auf Geltung und Verständnis haben — nicht nur Boulevardiers, Kokotten und unruhige Schwätzer, d. h. Deputierte, fortschrittliche Kleinbürger und kommunistische Arbeiter; mit einem Worte: Menschen, nicht nur Pariser.

La Rochelle! Das ist wie eine andere Welt. Es wird einem hier wohl, recht von Herzensgrunde. Und welch eine Fahrt, durch die reichen Loiregelände, zwischen Wasser, Hügeln, Schlössern, üppigen Feldern und Weingärten bis an die ewige Frische des Ozeans!

Man hat in Paris den Handkoffer gepackt und sein geistiges Reisegut noch einmal nachgezählt, kontrolliert, ob man auch alles im Kopfe trage, was solch ein Ausflug beansprucht: die Kapitel des Bädekers, ein Stück Kunstgeschichte und Geschichte. Alles bereit. Man fährt dahin durch die Villenvorstädte des Südens — alles blüht und lacht; es folgt ein langes, fruchtbares Plateau, und man ist in Orleans. Orleans ist eine stille Stadt mit breiten sauberen, neuen Straßen, reizlos im Flachlande belegen; wer etwas davon haben will, muß in die engen Gassen der Altstadt gehen — da ist malerisches Leben, und zwischen baufälligen Häusern des vorigen Jahrhunderts fällt einem überall Gut aus der besten Renaissance in die Augen: hier ein Portal, dort eine Fenstereinfassung und oft genug ein ganzes Bauwerk. Gerade als Paris, nach der Neubegründung des nationalen Staates im 15. Jahrhundert, sich stärker und stärker zum Hauptpunkte des Reiches entwickelte, blühte in den großen Handelsstädten ein selbständiger und kräftiger Sinn; die Hugenotten suchten einmal aus Orleans ein Gegenparis zu machen; all diese alten Kaufmannshäuser legen Zeugnis ab von einem reichen, stolzen und hochsinnigen Bürgertume, und das Rathaus, ehemals eines Bürgers Hotel, glänzt in der vollen Anmut der französischen Renaissance. Weiter die Loire hinab zeigt Blois, dem Orleanser Bürgertum gegenüber, die Kunst des Königtums. Man kann sich nicht leicht etwas Reizenderes vorstellen als dieses Städtchen, das sich anlehnt an eine Hügel, mit gewundenen, steigenden Straßen, über der breiten Loire; auf allen Seiten baum-

bedeckte Höhenzüge und in der Mitte, auf kräftiger Erhebung, das herrlichste aller französischen Königsschlösser, ein wahres Juwel der Renaissance, dieser Bau Franz I. Neben einem bunten, liebenswürdigen spätgotischen Palaste Ludwigs XII. von 1500, neben einer schweren Fassade des 17. Jahrhunderts steht der Bau Franz I., sorgsamt bewahrt und hergestellt, strahlend im hellsten Übermute einer jugendlichen Kunst, die mit ihren reichen Mitteln verschwenderisch umgeht, voll des Gefühls, daß sie unerschöpflich sind — graziös, unregelmäßig, fast launisch in ihren Dekorationen, die Fenstereinfassung von spielender Fülle, das Gesims wohl das reichste, das je ein Architekt ersonnen hat. Alles beherrscht der berühmte Treppenbau: ein Turm, der frei vor die Fassade gezogen ist und das Ansteigen der Treppe bis zum obersten Stockwerk offen zeigt; wie überall mittelalterliche Motive umgeformt mit den Mitteln der neuen italienischen Kunst, die hier so schnell ein französisches Gesicht annahm. Man hat im Innern die Zimmer Katharinas von Medici und Heinrichs III. restauriert, die Deckenbalken bemalt, die Wände mit Leinwandtapeten voll reicher und vornehmer Muster bekleidet, den Boden belegt mit bunten Fliesen; überall ziert das Stachelschwein Ludwigs XII., das auf seinen Borsten die Königskrone unangreifbar trägt, der feuerspeiende Drache (Salamander) Franz I. die Kamine und die Wände. Wer das 16. Jahrhundert im Kopfe und Herzen trägt, dem prägen sich diese Bilder unvergeßlich ein; dort, neben dem Bette des Königs, sank Heinrich Guise ermordet zusammen; in jenem kleinen Zimmer arbeitete Katharina von Medici: es ist ganz bekleidet mit erhaltenen Paneelen, 250 schmalen Platten, jede pilasterartig ausgefüllt mit feinem geschnitztem Ornament in Gold auf dunklem Grunde: alle verschieden und alle anmutig. Und dabei lacht einem das helle, grüne Land in seinem Frühlingsglanze von allen Seiten ins Auge und Herz. Das wäre so ein Ort zum Ruhen, zum Genusse von Vergangenheit und Kunst und Leben!

Ich fuhr am Karfreitag weiter nach Amboise, am Flusse entlang. Die Soldaten gingen in ihren Osterurlaub; ein ganzer Wagen voll vergnügter Ausflügler sang Volkslieder und Melodien aus der Weißen Dame und der Mascotte. Ich saß in einem Wagen ohne Zwischenwände; ein Ehepaar aus der Provinz führte seine zwei Kinder zum Feste aus, vermutlich zu den Großeltern; Eltern und Kinder freuten sich aneinander, und der ganze Wagen, Zivil und

Kriegsvolk, sah mit andächtigem Interesse zu. Man kommt hier in die schloßreiche Touraine; auf den Seitenhügeln des Loiretales liegt Schloß neben Schloß; auf der Südseite stieg die Veste von Amboise auf. Wie anders diese Bilder als die von Blois! Amboise ist eine mittelalterliche Burg, die Front spätgotisch, das Ganze auf dem Abschlusse eines Höhenzuges, über mächtigen, hohen Mauern und Strebepfeilern. Der Hof flüchtete hierher, als Calvinisten und Adel sich gegen die Regierung der Guisen verschworen. Ich hatte in den Handschriften von Paris den Hergang gelesen, wie er von Stunde zu Stunde sich entwickelte; jetzt stand ich in der gotischen Halle, wo der junge König und Maria Stuart, seine Gemahlin, zitterten vor dem Einbruche der Verbündeten; Herzog Franz Guise raffte das Gesinde zusammen, er stellte sich selbst an die Spitze und jagte die Anführer in die Loire. Man blickt von der Galerie weit hinaus auf das Land, bis zu den Türmen von Tours; auf dem Eisengitter dieser Galerie waren damals die Häupter der Rädelsführer aufgesteckt. Der Vater Agrippas von Aubigné, des hugenottischen Kämpfers und Geschichtschreibers, ging damals mit dem jungen Sohne über den Marktplatz von Amboise: „sie haben Frankreich geköpft, die Henker!“ Und er ließ ihn schwören, die Toten zu rächen.

Das sind wilde Erinnerungen, und wie ich dann mitten innen stand in den Denkmälern der Hugenottenzeit, war es ein rascher Entschluß, der mich aus dem anmutigen, lebendigen Tours weiterführte, sieben Stunden neuer Fahrt, bis la Rochelle. La Rochelle ist die eigentliche Hochburg des Calvinismus; hierhin flüchteten sich Coligny und Jeanne d'Albert 1568; hier streckte 1628 nach heldenmütiger Verteidigung der politische Calvinismus vor der französischen Staatseinheit, vor Frankreichs großem Kardinale — fast hätte ich gesagt, seinem großen Kanzler —, vor Richelieu die Waffen. Kein Ort hat so viel gekämpft und gelitten wie diese Stadt stolzen Bürgertums: es ist das Magdeburg der französischen Reformation. Hat man das Hügel- und Flachland von der Loire an durchschnitten, so ist man hier in einer anderen Welt. Leichte Landwellen, grün, voller Dörfer und Villen, ziehen sich bis auf die Stadt hin; sie selbst liegt an einer Meeresbucht, auf felsigem, schwach erhobenem Grunde — ein lebendiges Denkmal der Vergangenheit. Zwar auch hier spukt die Nachahmung von Paris; wer sich einen neuen Rock

kaufen will, der geht in die rocheleser „grands magasins du Louvre" oder in die „belle jardinière"; hatte ich doch in Amboise eine Straße getroffen, deren ganze Anwohnerschaft eine verfallene Scheune oder ein Schweinestall bildete und die sich gut republikanisch „Boulevard Gambetta" nannte. Aber hier in la Rochelle sind diese Namen das einzige Zeichen der Großmannssucht und Kleinstädterei. Die Stadt selbst ist so einfach, so würdig und aus einem Gusse, daß sie nur ihr eigen Muster und Vorbild ist. Lange Laubengänge wie in Bozen, Innsbruck oder Straßburg bilden das Unterstockwerk der Häuser; spitze Gibel des 17. Jahrhunderts überall; manchmal alte Fachwerkhäuser des fünfzehnten mit weißgetünchten Mauern, das Holz belegt mit schwarzem Schiefer: unbewußt preußisch; sie haben noch keine Lauben; die scheinen also wohl späteren Ursprungs zu sein. Und zwischen diesen ernsten, einfachen Gebäuden auch hier manchmal ein kleiner Renaissancepalast mit reinen Formen. Das Hotel de Ville ist festungsartig abgeschlossen durch eine reich dekorierte Mauer mit Zinnen, spätgotisch; die Hoffassade, von 1600, zeigt die voll entwickelte und schon schwer werdende Renaissance; und aus einem anmutigen Turmbau blickt mit seinem liebenswürdig frivolen, unwiderstehlichen Gesicht der große König Heinrich IV. auf die Stadt, die seine Jugend behütet hatte und deren rechter Vertreter er geblieben ist.

Noch jetzt glaubt man etwas zu spüren von dem alten, starken Geist. Es ist ein anderer Menschenschlag hier als in Paris. Stämmig, knorrig, nicht besonders schön, aber vertrauenerweckend: ein Meervolk, das den Sturm kennt. Ein alter Seemann antwortete mir auf eine Frage über die Einwohnerschaft. Noch heute gibt es viele Protestanten hier, und dieser Matrose, der selbst einfach und treuherzig war wie seine Genossen, konnte doch nicht anders als in französischer Pointe reden: la mer, sagte er, la mer est protestante. Sieht man auf die Statistik, so ist das freilich nur halb wahr; ein tieferer Sinn liegt dahinter, den mein Gewährsmann selbst schwerlich ahnte. Wer auf dies Volk mit seinem fast nordischen Wesen blickt, der ist freilich oft versucht, zu wiederholen: la mer est protestante. Der Sohn dieses Alten fuhr mit mir stundenlang durch die See; er erklärte mir alles ringsum, zeigte mir den Damm, mit welchem der Kardinal die englische Hilfe vom Rocheller Hafen abgeschnitten hat, wies mir im Norden die ferne Küstenlinie der Vendee. Seine

historischen Begriffe waren etwas zweifelhaft; er hatte von einem „General" Polignac gehört, der gelebt habe zur Zeit der Seigneurs (1830!) — es mochte wohl 1000 oder 1200 Jahre her sein. Besser wußte er Bescheid auf dem Meere. Er erzählte von den Mühseligkeiten des Fischerberufes, von Armut und Elend und hartem Kampfe mit der See, mit dem Sturme, mit eisiger Winterkälte. Er sprach schlicht und ergreifend. In diesem Winter seien etliche Kameraden umgekommen, dort unten nach Bordeaux zu, alles Familienväter. „Sie wußten, daß sie scheitern mußten, zwölf Stunden lang; sie sagten: wir wollen nicht sterben, und haben gekämpft bis zuletzt, denn sie hatten Weib und Kind. Aber das Meer trieb sie immer wieder hinein in den Halbkreis, und da, in der Mitte, müssen sie gescheitert sein. Sie hatten alles abgeworfen, um sich retten zu können, sie waren splitternackt — aber es war alles vergebens." Welch ein Ernst in dieser Umgebung! Und dabei lachte heute das Meer, und die helle Sonne blitzte und blinkerte auf den Tausenden kleiner Wellen, während ein leiser, frischer Wind unser Segel spannte. Ich fragte ihn, wie sich die Konfessionen hier vertrügen; er erklärte, es gebe niemals einen Streit zwischen ihnen; er selbst sei Katholik, seine Frau Protestantin; man tue niemandem einen Zwang an — ça serait bien bête! Und diese naive Harmlosigkeit des braven Fischers an einem Orte, der noch ganz erfüllt ist von den dröhnenden Erinnerungen ungeheurer Kämpfe! Es war der „Coligny", der mich hinüberführte auf eine der Inseln, welche die Bucht von la Rochelle einfassen; der zweite Dampfer führt einen gleich kriegerischen Namen: „Jean Guiton"; so hieß der Maire von 1628, der jedem Worte von Übergabe mit einem Dolchstoße zu antworten sich ausbedang, als er sein Amt annahm. Auch auf diesen Inseln herrschte jetzt der Friede: Sonnenglut, aber Meereshauch; freundliche Leute mit treuherzigen Kinderaugen in sturmverwitterten Gesichtern; sie wiesen mir die rechten Wege, nahmen mich freundlich auf und waren stolz auf den Fremden („ein Engländer vermutlich"), der ihr Heimatland zu sehen kam. An einer Scheune fand ich den Anschlag, daß man mit der Erlaubnis des Herrn Maires am Ostersonntage unter Mitwirkung geschätzter Dilettanten das Stück „Robert, Chef de Brigands" spielen werde: ein Blick auf die entstellten, angeblich deutschen Namen der Personen zeigte mir, daß es eine Umdichtung der „Räuber" war, die

man hier geben wollte. Schillers Räuber am Rande des Atlantischen Meeres, vor der andächtigen Zuhörerschaft eines weltentrückten französischen Dörfchens!

Der freie Ozean schlug mächtiger gegen den Sand und Fels der Küste als die Wellen des Golfs von la Rochelle; lange ging ich am Strande einher; Leuchttürme und Wasser und blauer Himmel. Am Abend konnte ich im Freien am Meere essen. Welch eine gute Gesellschaft hat man, wenn die Wellen so rauschen und schäumen! Sie wiegen die Gedanken ein und lassen sie träumen von allen Fernen, von der Heimat, von der Vergangenheit, und alles tritt leibhaftig vor das geistige Auge, während der violette Streifen am Horizonte sich grauer und grauer färbt und die Sonne hinabgesunken ist ins Meer.

* * *

Ludwig XIV. und Straßburg

Vorlesung Berlin 1887

Der Streit um das Recht auf Straßburg ist nicht zur Ruhe gekommen von jenem 30. September 1681 an, an welchem die Truppen Ludwigs XIV. in die alte Reichsstadt eingezogen sind. Die Klage und die Anklage, die Volkslieder und Flugschriften sofort zu erheben begannen, hat neuen Widerhall erweckt, seit dem nationalen Bewußtsein unseres Jahrhunderts aus Straßburg die deutsche Schicksalsstadt geworden ist: aller Jammer und alle Schmach des tiefsten nationalen Elends hat in diesem Namen den Ausdruck und schließlich die Versöhnung gefunden; die historische Tatsache wurde zu typischer, idealer Bedeutung gesteigert. Die Form, in welcher der französische König die deutsche Stadt mitten im scheinbaren Frieden an sich riß, war diejenige des Prozesses gewesen: so hat denn die fortdauernde Rivalität der beiden Nationen den Streit um Straßburg literarisch als einen Rechtsstreit fortgeführt: die Juristen des heiligen römischen Reiches, die Diplomaten haben die Rechtswidrigkeit der Usurpation verfochten; noch heutigen Tages tritt die Streitfrage in der Geschichtsforschung im staatsrechtlichen Gewande auf: noch in den letzten Jahren hat sie der neueste und gründlichste Bearbeiter, Legrelle, in einem stoffreichen Buche, das doch an allen Stellen der Nachprüfung und Ergänzung bedarf, in diesem Sinne behandelt. Dem deutschen Forscher also, der an das Verhältnis Ludwigs XIV. und Straßburgs mit wissenschaftlicher Absicht herantritt, stellt sich, neben der Pflicht einer verdoppelt ruhigen Vorsicht, die uns heute nicht schwer fallen darf, eine zwiefache Aufgabe dar: er kann die Rechtsfrage nicht unbesprochen lassen; er wird aber über die Form den Tatbestand, die Entwicklung der Ereignisse selber, die Darlegung der Machtfrage, deren Gegenstand Straßburg gewesen ist, zu stellen haben.

Nach Auffassung der Franzosen ist ihnen Straßburg zugesprochen worden im Westfälischen Frieden.

Richelieu hatte in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges das Elsaß militärisch unter die Macht Frankreichs gebracht: seinem Nachfolger Mazarin blieb die Aufgabe, das Land diplomatisch festzuhalten, seine Abtretung von Kaiser und Reich zu erlangen. In den endlosen Verhandlungen von Münster haben seine Abgesandten jahrelang darum gekämpft; man gelangte zu dem Abschlusse, daß Habsburg seine elsässischen Besitztümer und Rechte an Frankreich

abtreten, die Reichsunmittelbaren des Landes aber im vollen Reichsverhältnisse bleiben sollten. Denn wie sah dasjenige im Jahre 1648 aus, was wir heute knapp und klar Elsaß nennen? Genau so bunt wie irgendein anderes Stück deutscher, gar rheinischer Erde. Vom Elsaß zu sprechen, stand in Wahrheit keinem Reichsjuristen zu: diese Einheit gab es nicht; korrekt war lediglich die Aufzählung einer Vielheit von vier Dutzenden einzelner Reichsglieder, deren Summe die Landschaft zwischen Basel und Weißenburg ausfüllte. Zwei große Gruppen scheiden sich. Den Süden bildet eine kompakte Masse habsburgischen Besitzes: einmal der Sundgau, zweitens die sogenannte Landgrafschaft Oberelsaß. Diese bezeichnet ein Gebiet, in welchem die Habsburger durchaus Territorialherren sind. Anders war es im Unterelsaß. Auch hier gibt es eine habsburgische Landgrafschaft: aber nur zwei Herrschaften bilden sie. Im übrigen setzt das Elsaß sich zusammen aus zwei Bistümern, aus Reichsstädten mit ihrem Gebiet und einer Reihe anderer Reichsstände geistlicher und weltlicher Art, Klöster, Pfalzgrafen, Grafen, Freiherrn, Ritter; nur an einem Punkte noch findet sich hier habsburgische Macht: zehn kleine reichsunmittelbare Städte, durch die ganze Länge des Elsasses hingestreut, Hagenau, Colmar, Schlettstadt und andere, sind zur „Landvogtei Hagenau" vereinigt; ein Vogt, der sein Amt unmittelbar vom Kaiser hat, übt in diesen zehn Städten einige ganz minimale Schutzrechte aus und bezieht dafür einige Einkünfte: irgendwelche Gerichtshoheit oder gar Herrscherbefugnis über die Städte besitzt er nicht. Diese Vogtei lag seit hundert Jahren in habsburgischen Händen; sie war nichts als ein Amt. Dieses Amt und den ober- und niederelsässischen Hausbesitz tritt nun das Haus Österreich 1648, gemäß einer Stipulation, die seit zwei Jahren feststand, im Friedensinstrument an Frankreich ab, und zwar als suveränen Besitz der französischen Krone, nicht etwa, wie man erst gewollt hatte, als ein Lehen, welches diese Krone vom deutschen Reiche zu nehmen hätte. Der Vertrag drückt es scharf und genau aus, daß es sich nur um Habsburger Gut handelt. Und er fügt noch ausdrücklich einen Paragraphen bei, der in klaren Worten sämtlichen Reichsunmittelbaren des Elsasses, einschließlich jener „zehn kaiserlichen Städte" der Landvogtei Hagenau, den vollen Fortbesitz ihrer Unmittelbarkeit zusichert: nur die österreichischen Rechte erhalte hier der französische König. Welche Rechte

aber hatte Österreich innerhalb dieser Unmittelbaren? Lediglich die Vogtei der zehn Städte. Auf diese Vogtei allein bezieht sich also der Schluß des Paragraphen: an der Suveränität des französischen Königs über seine neuen Erwerbungen ändere der Paragraph nichts. Natürlich: die Vogtei ging, wie gesagt, als suveräner Besitz, nicht als Lehen in Ludwigs Hände über. Die Vogtei, das Amt, nicht etwa die zehn Städte selbst!

Das alles ist vollkommen klar und in der Folge der Gedanken eindeutig und unmißverständlich; nimmt man eine Interpretation von Wort zu Wort vor, so bleibt keine Schwierigkeit übrig.

Trotzdem war der Vertrag dazu angetan, Mißverständnisse zu erzeugen. Sie lagen gerade in jenem Nachtragsparagraphen vorbereitet, der so ausdrücklich die Reichsstände vor Frankreich sicherstellen sollte. Man brauchte nur diesen einen Absatz aus dem Zusammenhang herauszureißen. Zuerst konstatiert er die Fortdauer der Reichsfreiheit der Stände; am Schlusse wiederholt er, hierdurch werde an der französischen Suveränität nichts geändert. Ist das nicht ein Widerspruch? Wir sahen, daß sich die Schlußklausel, den früheren Paragraphen entsprechend, einzig und allein auf das Vogtamt bezieht. Aber wie viel konnte eine willkürliche Deutung mit einer Isolierung dieses Paragraphen und seiner Klausel anfangen! wie leicht zudem konnte, bei der Kompliziertheit reichsrechtlicher Begriffe, aus dem suveränen Besitze der Vogtei ein Besitz der Suveränität *über* die zehn Städte, wie leicht schließlich aus der österreichischen Landgrafschaft Unterelsaß, die Ludwig erhielt und die nur zwei Herrschaften umfaßte, *das* Unterelsaß als Gesamtlandschaft gemacht werden! All dies gegen Geist und Buchstaben des Gesamtvertrages — aber ausgeschlossen war solcher Mißbrauch nicht. Die Stände mühten sich, sofort eine präzise Erklärung zu verlangen, in welcher Frankreich sich selber die Möglichkeit dieses Mißbrauches ausdrücklich abschneiden sollte: sie wurde verweigert. Es läßt sich nachweisen, daß die französische Diplomatie bewußt darauf ausging, diese Möglichkeit offen zu halten. Frankreich war nicht stark genug, um die Abtretung des ganzen Elsasses, wie es sie wünschte, zu erzwingen: so richtete es den Friedensvertrag dergestalt ein, daß ihm offen und klar zwar nur das habsburgische Gut zugesprochen wurde, daß aber im günstigsten Augenblick die französische Regierung im mißbrauchten Wortlaute des Vertrages stets die Hand-

habe fände, weitere Ansprüche scheinbar mit juristischem Rechte zu begründen.

Aller Welt war dieser Sachverhalt sofort klar. Wir besitzen zwei Briefe, in denen die Diplomaten Ludwigs den Plan offen eingestehen. Der wichtigere stammt aus der Zeit der Friedensunterhandlungen selbst, der eine der zwei französischen Bevollmächtigten ist sein Verfasser; hier tritt es so offen wie möglich zutage, daß diese Diplomatie vom eigenen Unrecht vollkommen überzeugt war: der Rechtsanspruch, der später zum Dogma wurde, war damals noch eine bewußte Lüge, ein absichtsvoller Kniff. In ihm liegt der Urgedanke der Reunionen bereits enthalten. Es waren Gründe der Zweckmäßigkeit, welche die Geltendmachung der Ansprüche noch drei Jahrzehnte lang hinausschieben ließen. Man war noch nicht mächtig genug, sie durchzuführen, aber man ließ sie je länger um so sichtbarer durchblicken. Im Nimweger Frieden von 1678 bemühten sich die Deutschen aufs Eifrigste, durch klare Konzessionen auch den Franzosen eine klare Begrenzung ihrer Ansprüche aufzuzwingen: damals antworteten die Unterhändler Ludwigs nur mit der steten Berufung auf den Westfälischen Vertrag. Zu einer klaren Interpretation ließen sie sich nicht drängen, aber sie verhehlten ihre Auffassung nicht: sie waren jetzt so weit, daß sie die Macht hatten, alles, was sie durch ihre, wie wir sahen, falsche Deutung jenes Paragraphen von 1648 juristisch begründen zu können meinten, auch in Wirklichkeit durchzusetzen. In den dreißig Jahren aber, die zwischen den Verhandlungen von Münster und denen von Nimwegen liegen, hat Ludwig XIV. oft in ausdrücklichen Worten anerkannt, daß Straßburg reichsfrei, Reichsglied und für ihn nichts sei als ein Nachbarstaat; er bestritt das erst mit Scheingründen, als er sicher war, seinen Argumenten den Nachdruck der wirklichen Eroberung verleihen zu können.

Das juristische Unrecht also war auf französischer Seite: daran ist gar kein Zweifel. Den Deutschen blieb in voller Wahrheit die Genugtuung, den Gegner widerrechtlicher Gewalt zeihen zu dürfen. Eine jammervolle Genugtuung freilich! Proteste, deren sittliche Entrüstung, nach J. G. Droysens scharfem Worte, der Niederlage die lächerlichste Albernheit hinzufügt: statt der eigenen Ohnmacht klagt man die Gewissenlosigkeit des Feindes an! Gewiß, die Rechtsfrage enthält nicht den Kern der Sache. Ist sie darum wertlos? Auch das

darf man schwerlich behaupten. Nicht nur, daß der deutsche Forscher verpflichtet ist, die Behauptung des modernen Franzosen von Ludwigs XIV. juristischem Rechte zu prüfen und, da sie falsch ist, zu widerlegen: wichtiger noch ist es, daß dieser Rechtsstreit doch den moralischen Charakter der Zeitgenossen, den Geist der Formen, in welche sie die Gegenstände zu gießen liebten, kennzeichnet. Immer wird die Art und Weise, in welcher der große König und sein Minister Louvois die Wegnahme Straßburgs motivierten, als solche ihre geschichtliche Bedeutsamkeit behalten; immer wird sich das Urteil auch auf das Verfahren erstrecken müssen, auch wenn man recht gut weiß, daß es sich in Wahrheit nicht ums Staatsrecht handelte, sondern um die Macht, daß internationale Verträge niemals dazu da sind, unverrückbare Normen für eine weite Zukunft zu bilden, sondern nur den Abschluß für Kämpfe, den Ausdruck für den Stand der Kräfte im Augenblicke des Friedens. Das ist ja sicher: was auch die Parteien mit dem Westfälischen Abkommen anfangen mochten in Recht oder Verdrehung, die Fortentwicklung wurde durch realere Dinge bestimmt als die feierlichsten Paragraphen des Instruments.

Wie sahen diese realen Mächte aus? Um ihrer drei handelte es sich: hier das Frankreich Ludwigs XIV., dort das deutsche Reich, wie es der 30jährige Krieg geformt, in der Mitte, ein Gegenstand ihres Ringens, die Stadt Straßburg.

Zuerst Frankreich. Es war die größte Zeit des Jahrhunderts, das die Franzosen als das große bezeichnen, in welcher das Land damals stand. Alle Früchte, welche die Lebensarbeit dreier großer Staatsmänner gepflanzt und gepflegt hatte, reiften jetzt dem Enkel Heinrichs IV., dem Erben Mazarins entgegen, sie fielen dem Könige in den Schoß. Aus der schmerzlichsten Krise, in der alle Kräfte eines sich umbildenden Staats- und Volkswesens in tiefer Verwirrung und Erregung wider einander gewirkt hatten, hatte die Einheit sich gewaltiger als zuvor erhoben; ihr Träger war die Macht, die allein den inneren Frieden geschaffen und erhalten hatte, das Königtum. Alles verdankte man ihm: die ständischen Gewalten, die so blutig sich gegen den Absolutismus aufgelehnt hatten, deren unklarem Drängen schließlich nur Unheil über Unheil entsprossen war, sie lagen jetzt machtlos am Boden; auch sie ordneten sich dem allgemeinen Zuge zur Mitte hin ein; alle Anstrengungen der ver-

gangenen Menschenalter, alle lebendigen Kräfte einer starken Gegenwart mündeten ein in das große Becken der Monarchie Ludwigs XIV. Und noch strebte das Königtum, seinem Volke, das ihm jetzt blindlings nachfolgte, zu immer höheren Zielen wahrhaftigen politischen Segens voranzuschreiten; indem es in seinen Händen die ganze Nation zusammenfaßte, wollte es diese emporheben auf eine neue Stufe staatlich fester Zustände und volkswirtschaftlicher Entfaltung. Noch fehlte dem Frankreich Ludwigs XIV. viel dazu, ein moderner Staat im vollen Sinne zu sein; aber es rang, ein solcher zu werden. Der Kampf um Straßburg fällt in die Jahre, da die Regierung zur Durchführung des wahrhaften Staatsgedankens so mächtige Schritte tat, in die Jahre der Wirksamkeit des großen Colbert. Daß es auf den Bahnen der politischen Pflichterfüllung nicht beharrte, ist später das Verhängnis des französischen Königtums geworden; aber wie weit stand es gerade damals durch die Höhe seiner Ziele, das Bewußtsein seiner Kraft, die Macht seines Einflusses auf das eigene Volk, durch die straffe Zusammenfassung aller Elemente dieses Volkes in der eigenen Hand, jeder auswärtigen Macht voran! denn der einzige Staat, den wir Heutigen als ein zukunftsvolles Gegenbild des absolutistischen Frankreichs erkennen, der Staat des großen Kurfürsten, konnte in den Augen der Zeitgenossen doch niemals dem Reiche Ludwigs XIV. an die Seite treten. — Die auswärtige Politik des geeinigten Frankreichs zeigt in der einen großen Richtung ihres Strebens die gleiche Idee volkswirtschaftlichen Interesses, welche die gesamte Politik Colberts beseelt; längst hat man darauf hingewiesen, wie sehr die Kämpfe der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Handelskriege gewesen sind. Im engsten Verein mit dieser wirtschaftlichen Tendenz aber stand die andere, die historisch bestimmende, die eigentliche Grundtendenz der auswärtigen Politik Frankreichs seit mehr als anderthalb Jahrhunderten, die auch das Zeitalter Ludwigs XIV. am sichtbarsten beherrscht und den König zum Siege wie zum Niedergange geleitet hat: der Kampf gegen Habsburg. Im Widerstand gegen die umfassende und erdrückende Weltmacht der burgundisch-österreichisch-spanischen Dynastie hatten Franz I. und Heinrich II. ihr Leben verbracht, hatte Heinrich IV. das Mittel gefunden, sein Volk zu einigen, hatte Richelieu den 30jährigen Krieg geleitet und Mazarin, dem großen Vorgänger nacharbeitend, das gebrochene

Spanien endgültig gebeugt. Aus der Verteidigung war das einst von seinen Feinden eingeschlossene Frankreich längst zum Angriff übergegangen; in der Politik Ludwig XIV. wachsen Defensive und Offensive ineinander: das Prinzip der militärischen Sicherung Frankreichs beherrscht seinen Kampf gegen Habsburg. An jeder Grenze, wo er dem Feinde begegnet, schiebt er, in den Niederlanden, in Lothringen und Elsaß, am Jura und in den Alpen, den eignen Waffengürtel vor, so lange, bis er eine militärisch vollendete Situation erreicht hat; wenigstens ist das sein Bestreben; den Außenstehenden schien es ein Vordringen Frankreichs, den Franzosen nur der naturgemäße Abschluß des eigenen Gebietes gegen die Offensive des Auslandes. Der Westfälische Friede und sein Nachfolger, der Pyrenäische von 1659, hatten den französischen König noch nicht bis an die Grenze geführt, deren er zur Verteidigung seines Gebietes — etwa auch zur Verteidigung durch den Ausfall! — bedurfte, weder in Belgien noch in der Freigrafschaft noch gar im Elsaß; zerstückelt, schlecht geordnet, schlecht geschützt, durchaus unvollendet und vorläufig lag gerade im Elsaß der französische Neuerwerb neben und zwischen dem Besitztume des Reiches, dieses bedrohend, aber auch von ihm bedroht. Er war hineingeschoben, ein Keil, in die zerfallene Menge der elsässischen Stände und kleinen Staaten: daß es bei dem Zustande von 1648 nicht bleiben konnte, das forderte jede Konsequenz eines jahrhundertalten europäischen Gegensatzes, das erkannten die Zeitgenossen allerorten, das drängt sich dem Blicke des Historikers als klare Notwendigkeit auf.

Eine Veränderung würde geschehen — so viel war gewiß; welcher Art sie sein würde, konnte dem nicht zweifelhaft sein, der das heilige römische Reich deutscher Nation kannte.

Es braucht hier nicht geschildert zu werden. Die volle Auflösung der Reichsverfassung war im Westfälischen Frieden legalisiert worden; tief griff das Ausland in jedes deutsche Interesse, in das Getriebe der deutschen Kleinmächte hinein; in Regensburg ging das Spiel auswärtiger und einheimischer Intrige, der Kampf um die kleinen Dinge und großen Formen, in trüber Wiederholung von Jahr zu Jahr. Was den Zeitgenossen wichtig erschien und oft gewiß so erscheinen mußte, vermögen wir nur mit Selbstüberwindung zu betrachten und zu würdigen; uns versöhnt mit dem labyrinthischen

Gewirr der damaligen Politik nur, was manchem ehrlichen Manne damals bloß ein neues, böseres Element des Verderbens scheinen mochte, das Aufsteigen Brandenburgs. Den treibenden internationalen Anstoß aber verlieh dieser Staatenwelt, und insbesondere der südlichen und westlichen, derjenige Gegensatz, der ursprünglich mit dem Reiche gar nichts zu tun hatte, der Gegensatz des Hauses Habsburg gegen Frankreich. Stets wurde in ihn das Reich hineingezogen; es half ihn auskämpfen — freilich mit einer Hilfe, deren Wert oft recht zweifelhaft war —; es hat nie in ihm gewonnen, vielmehr stets beitragen müssen, in ihm zu zahlen an Geld und Blut und an eigenen Gliedern. Die Niederlagen der Habsburger büßte es mit, von ihren Erfolgen hat es keinen Segen gehabt. Unsere Kenntnis der Politik Leopolds I. ist vielleicht noch immer zu gering, um ein Urteil zu rechtfertigen; daß der Erfolg aber dem entsprach, was eben gesagt wurde, dafür ist Straßburgs Schicksal der sprechendste Beweis geworden. Ludwig XIV. selber hat sich einmal in gleichem Sinne geäußert. „Wie sehr auch", entwickelte er 1680 seinem Wiener Gesandten, „das Reich im französischen Kriege zu leiden haben könnte, die Minister des Kaisers erhoffen für ihn und für sich doch immer einen Vorteil."

Ein Trümmerwall, dem großen Trümmerhaufen des Reiches vorgelagert, ist die elsässische Staatenwelt; ein Trümmerstück, trümmerhaft außen und bis in den Kern hinein, ist auch Straßburg, die Reichsstadt.

Leibhaftig genug steht das Straßburg des siebzehnten Jahrhunderts vor unseren Augen. Im Jahre 1697 wird die Einwohnerzahl auf 28000 Seelen angegeben: wir haben Anlaß, für die vorhergehenden Jahrzehnte ungefähr eine gleiche Summe anzunehmen. In jenem Jahre schilderte ein französischer Beamter die Straßburger so, wie sie noch heute sind: arbeitsam, nüchtern, philiströs; es gebe, sagte er, wenig große Vermögen und nicht viel Armut: eine gewisse mittlere Höhe genüge den Bewohnern durchweg; fast alle seien sie Lutheraner; der eigentliche Großhandel liege meist in der Hand reformierter Schutzverwandten. Der Handel war die Hauptquelle des Erwerbs; auf dem Rheine besaß die Schiffsleutzunft ein weitgedehntes Monopol; „das Handelsinteresse," der französische Minister sagte es klar heraus, „ist die Handhabe, an der man die Stadt zu bewegen hat." Die Stadtverfassung hatte sich

normal im Geleise der allgemeinen deutschen Entwicklung fortbewegt: noch bestanden die Formen, wie die abschließenden inneren Kämpfe des fünfzehnten Jahrhunderts sie geschaffen hatten; aber die Bewegung war ins Stocken geraten, das stehende Wasser der munizipalen Oligarchie fiel langsam der Fäulnis anheim. Man hatte angeblich demokratisches Regiment, die Patrizier waren nicht besonders einflußreich, aus den Zünften ging die Versammlung der Schöffen, aus ihnen der Rat hervor. Drei engere Körperschaften, die drei geheimen Stuben, bildeten in Wahrheit die Verwaltung; an der Spitze standen die Ammeister, die eigentliche Gewalt hatte das Kollegium der XIII. Es war übrigens gleichgültig, wer im Amte war: eine Anzahl von Familien regierte doch nur. Wir sehen die Vorgänge innerhalb der alten Stadt mit lebendiger Klarheit vor uns in dem Tagebuch, das von 1667 bis 1710 der Ammeister Franciscus Reißeißen geführt hat: Wahlen, Formfragen, kleine und um so giftigere Gegensätze treten wieder und wieder auf: die Männer, die im Amte stehen, sind gewöhnlich Schwäger Reißeißens oder dergleichen; ein junger Straßburger aus gutem Hause studiert Humaniora und Rechte, reist ins Ausland, besucht Paris, tritt in eine Zunft ein, wird Schöffe; dann fallen ihm die kleinen Ämter mit ihren manchmal oft recht wunderlichen Vergünstigungen zu, später eine Stelle in der Finanzverwaltung, schließlich in der politischen Verwaltung. Große Dinge tragen sich nicht zu; ein drakonisches Verbot des Tragens von Spitzenhauben bringt einmal die ganze Bürgerschaft in Hader; Reißeißen klagt dabei „wie man (d. h. der Rat) anjetzo ohnnöthiger weiß solche semina discordiae causirt und annoch zu keinem Temperament schreiten will, welches doch endlich würd seyn müssen."

Es gab Parteien; da wir aber fast nur Quellen aus den regierenden Kreisen haben, so wird uns das Bestreben der Opposition nicht ganz deutlich; im ganzen war die Volksmasse schroff antifranzösisch, die Regierung diplomatisierte mehr. Wir hören, daß einige Monate lang giftige und teuflische Pasquillen, gegen den regierenden Ammeister ausgestreut, die Stadt in die furchtbarste Erregung versetzen; schließlich verrät sich der Verfasser unvorsichtigerweise, es ist ein Jurist von Namen: o bone deus, jammert Reißeißen, in quae nos tempora reservasti! Der Sünder bereute; aber der Kopf wurde ihm doch abgeschlagen. In den kleinen Ver-

hältnissen der Stadt ging eben jeder sachliche Gegensatz rasch in einem persönlichen auf; um große Fragen konnte es sich niemals handeln; woher hätte ein großer Antrieb kommen sollen? Der alte Bürgerstolz war erstorben, ein Vaterland hatte man nicht, aus dem Reiche wehte nur eine dumpfe Kellerluft herüber; kein Wunder, wenn Straßburg nicht besser war, als die übrigen kleinen Stände des Reiches! Auch in der näheren Umgebung nichts als haltloses Kleinleben. Der Verfasser jenes Tagebuches findet einmal, als es sich um die Frage handelt, ob Straßburg am Reichskriege gegen Frankreich teilnehmen soll, die Formel für die Stellung seiner Stadt: „etliche herren ... inclinieren sehr" zur Aufhebung der Neutralität; „ich aber halte darvor, es seye besser, etwas auf dem landt (ringsum standen nämlich die gegnerischen Heerhaufen), ia alles, welches Gott verhütte!, verlohren, alß sich aus der neutralitaet zu setzen und damitt dem äußersten ruin durch hemmung der commercien thür und thor zu eröffnen. Sed non omnes capiunt hoc." Non omnes! Noch gab es Reminiszenzen an die große Zeit der Straßburger Politik — aber man sieht, wie sie ersterben mußten. Und neben diesem verfallenden Wesen die Großmacht Frankreichs! Notwendig und sicher entwickelte sich aus dem Nebeneinander von Reich, Straßburg und Frankreich, in tragischem Fortgange, der Fall der Stadt.

In Beziehungen auch politischer Art stand die Stadt längst zu dem westlichen Nachbarn. Sie war mit ihm verbündet seit der Reformation; sie hatte sich ihm auch da nie rückhaltlos hingegeben. Damals zuletzt spielten ja unsere Städte eine selbständige, bedeutsame Rolle in der Entwicklung der deutschen, ja der europäischen Angelegenheiten. Matt wurde der Anteil bereits im 30jährigen Kriege; seit 1648 sucht sich Straßburg der Umklammerung der französischen Freundschaft, die es doch nicht verletzen mag, nur eben noch zu erwehren. Nun faßte Frankreich allgemach festen Fuß in seinen neuen Gebieten; in wunderlichem Ringen unterwarf der Staat Ludwigs XIV. sich langsam, auf die Schonung der Regensburger Sympathien bedacht, die widerstrebenden kleinen Städte der Hagenauer Vogtei: höchst eigenartig stießen dabei die monarchischen Staatsanschauungen der königlichen Beamten mit der reichsrechtlichen Libertät dieser winzigen Ortschaften zusammen. Das Königtum konnte diese Libertät nicht dulden: es schlug sie in Scherben.

Als nach 24jährigem Waffenstillstande 1672 die allgemeinen europäischen Gegensätze im holländischen Kriege von neuem aufeinander trafen, zeigte es sich bald, daß auch Straßburg nichts mehr sein könne in sich, daß es nur noch ein Gegenstand und ein Kampfmittel des großen habsburgisch-bourbonischen Widerstreites sei. Äußerlich zwar umwarb man es wie eine selbständige Macht; seine Neutralität sollte es, je nach dem Interesse der kriegführenden Mächte, aufrecht erhalten oder opfern; seine Rheinbrücke wurde ihm von den Franzosen verbrannt, von den Kaiserlichen benutzt; in hilflosem Schwanken sahen die Bürger zu, bis sie schließlich doch den Krieg an Frankreich erklären mußten. Viele Freude haben sie in diesem Kampfe nicht erlebt: die trostlose Zerfahrenheit des Reiches war ihnen in den stets wiederholten Mißerfolgen der Reichsheere aus nächster Nähe recht greifbar vors Auge gerückt worden. Dann führte der Friede von Nimwegen 1678 den glänzenden König auf den Gipfel seiner europäischen Übermacht; es zeigte sich, daß Europa noch nicht imstande war, ihr zu widerstehen, gedemütigt mußte jeder Gegner Ludwigs sich beugen, und triumphierend beschrieb im Spiegelsaale des Versailler Schlosses der farbenprächtige Pinsel Lebruns die Siege, die Herrlichkeit, die gottähnliche Allmacht, die Schrankenlosigkeit seines königlichen Herrn, so wie der Krieg von 1672 bis 1678 sie zutage gefördert.

Wie aber war die Bedeutung des neuen Friedensschlusses für Straßburg? Zweierlei war ganz deutlich: erstens, daß die Libertät Straßburgs für Frankreich ganz unerträglich geworden war; zweitens, daß dieses den klaren Entschluß ausgedrückt hatte, seine angeblichen Rechte von 1648 jetzt durchzuführen. Beides muß hier etwas näher dargelegt werden.

Erstens die Unentbehrlichkeit des Besitzes für Ludwig XIV. Der vergangene Krieg hatte sich zum guten Teile in Baden und im Elsaß abgespielt; mehrmals hing der Erfolg der Operationen am Besitze des Rheinüberganges. Ganz unverkennbar war es geworden, daß die Beherrschung des strategisch bestimmenden Platzes, eben der Stadt Straßburg, das einzige Mittel war, das Elsaß festzuhalten: Straßburg in kaiserlichen Händen lassen, hieß auf die strategische Ausnutzung, auf die ruhige Verwertung der Elsässer Erwerbungen ein für alle Male verzichten. Louvois und Ludwig waren aber entschlossen, ihre europäische Übermacht zum Abschluß

ihrer Machtstellung am Oberrhein zu benutzen, sie durch diesen Abschluß erst zu festigen. Das Benehmen der Straßburger selbst kam, da es sich um so große internationale Fragen handelte, tatsächlich nicht in Betracht: es ist das Schicksal solcher Grenzprovinzen, daß sie sich nicht selber bestimmen können, daß sie den Bedürfnissen größerer Körper nun einmal geopfert werden: so war es und so ist es noch. Aber blickte nun ein Franzose auf das Auftreten der Reichsstadt im letzten Kriege, mußte er sich nicht fast berechtigt fühlen zur Gewalttat durch die schwankende Zweideutigkeit der Straßburger Politik? Die armen Straßburger hatten nicht anders gekonnt; aber ein Großstaat hatte keine Veranlassung, ihnen ein so bedenkliches Spiel auch künftighin frei zu lassen. Militärisch und politisch mußte Straßburg in eine feste Stellung gebracht werden; die Logik der europäischen Lage forderte es. Das Reich war zu schwach, es an sich zu ziehen; es war niemandem zweifelhaft, daß Frankreich es annektieren mußte und wollte.

Denn zweitens: tatsächlich hatte die französische Diplomatie in Nimwegen ja erklärt, daß sie es nehmen würde. Es ist oben angedeutet worden, wie die deutschen Unterhändler den französischen Ansprüchen durch klare Abtretungen eine klare Grenze auferlegen wollten und wie die Franzosen nichts davon annahmen, unter der Erklärung, sie beharrten auf dem Rechte, das ihnen der Westfälische Frieden gegeben habe. Was sie damit meinten, wußte alle Welt. Kaiser und Stände erließen einen Protest; sie blieben juristisch in vollem Rechte; aber sie schlossen Frieden. Damit war für die Tatsachen, wie sie kommen mußten, alles entschieden. Zweifelhaft konnte nur die Art und Weise sein, in welcher Louvois vorgehen würde.

Auch hierfür waren die Grundlinien bereits vorgezeichnet. Einen Rechtstitel wollten sie geltend machen, sagten die Franzosen: sie wandten die Rechtsform dabei an. Das war seit Münster, und länger noch, vorbereitet. Freilich, die spezielle Form, die der Minister Ludwigs, der in jenen Jahren die Politik seines Herrn bestimmend vertrat, Louvois in seiner grobzufahrenden, skrupellosen, aber machtvollen Gewalttätigkeit wählte, war neu und schließlich doch überraschend. Die Kammern, die er in Metz und Breisach einrichtete, gingen vom Rechtsstandpunkte aus, scheuten vor dem entlegensten, dem unwahrsten Argument nicht zurück, griffen über die Grenzen ihres Staates rücksichtslos hinaus, ent-

deckten überall alte Lehnsansprüche Frankreichs, die der Anfall der drei lothringischen Bistümer und des Elsasses ihm eingebracht habe, und verfügten ohne wirklichen Prozeß, ohne Berufung, den Vollzug ihrer Entscheidungen durch französische Regimenter. In die Wunden, die sie schlugen, träufelte gerade die Rechtsform, welche die Gewalt umhüllen mußte, ätzendes Gift hinein; der Mißbrauch des feierlichsten Verfahrens wirkte auf die Welt, welche die Tatsachen selber hatte erwarten müssen, wie der zynischste Hohn. „Wer bürgt dafür," rief der große Kurfürst, „daß Frankreich morgen nicht Magdeburg oder Berlin reunieren wird?"

Für Straßburg waren es leidvolle Jahre, die zwischen dem Nimweger Abschlusse und dem Einmarsche Louvois' lagen. Daß „dieser Frieden allein ein Interimsfrieden schiene und man sich mit Zittern frewen müsse," sprach man sofort aus im Rate der Dreizehn. Bald schlug die französische Politik einen herrischeren Ton an als bisher, es folgten die Reunionen, die Landbezirke Straßburgs wurden weggenommen, der Handel unterbunden; „wenn Gevatter Ludwig Ammeister sein wird," — so hatte man sich wohl hier und dort ausgesprochen — „dann wird alles sich bessern." Aber im allgemeinen überwog Abneigung, Bedrücktheit, dumpfe Erwartung. Bitter bemerkt Reißeißen zu einer königlichen Verfügung: „Ratio: le Roy le veut." Proteste der Stadtregierung waren ohnmächtig. Und die Masse des Volkes schrie über Verrat.

Es ist eine alte Anklage gegen das Straßburger Regiment, daß es sich habe von Ludwig XIV. kaufen lassen. Louvois selbst hat sie verbreitet, um seine Gewalttat minder gewaltsam erscheinen zu lassen. Man hat von einer französischen Partei, von Korruption sondergleichen gesprochen. Mit Unrecht: eine Bestechung wenigstens in einem für jene Zeit irgend erheblichen Maßstabe oder von einer entscheidenden Bedeutung, das darf man heute versichern, hat nicht stattgefunden; selbst die Wirksamkeit des Fürstenbergischen Bischofs, der im französischen Solde stand, begann in Wahrheit erst nach der Einnahme; gerade Legrelle hat ausgeführt, wie weder Geld noch Sympathie Louvois die Tore geöffnet habe; er erschloß sie mit Waffengewalt. Ein kaiserlicher Gesandter wirkte in der Stadt für seinen Herrn: daß er irgend etwas erreicht, getan hätte, sehen wir nicht; seine Anwesenheit aber, die an sich ganz legitim war, gab der französischen Diplomatie eine neue Waffe in die Hand; ein

Rundschreiben konnte der Welt verkünden, Ludwig habe eilen müssen, um die Stadt, die ihm gehöre, nicht in Habsburgs Hand fallen zu lassen.

Der Hergang der Einnahme soll hier nicht erzählt werden. Louvois hatte alles vortrefflich vorbereitet; die Stadt war ohne Truppen, die auflodernde Wut des Volkes brach bald in sich zusammen; man ging ans Unterhandeln. Im Straßburger Stadtarchiv liegt eine Abschrift des Berichtes, den die Stadtregierung der Versammlung der 300 Schöffen vorlegte, damit diese sich über Ausharren oder Übergabe entscheide. Da werden erst in langer Reihe die Ursachen entwickelt, die für tapferen Widerstand sprachen: tiefes Mißtrauen gegen Frankreich, alle die schlimmen Folgen, die dem Verluste der Selbständigkeit entspringen mußten, die Trennung vom alten Vaterlande, zu dessen Feinden man sich nun gesellen sollte; Scheu vor dem Urteile der Berufenen; die Gerechtigkeit ist für Straßburg, die heilige Schrift bezeugt es, wie oft „die göttliche Allmacht den Stolz einer großen Macht durch einen kleinen Hauffen gestürzt und zu Schanden gemacht habe". Noch einmal berauschte man sich so an großen und vollen Worten; wie mögen die Handwerker der alten Reichsstadt ihren Beifall gejubelt haben, da solche Sprache zu ihnen erklang! Aber sie waren verständige Leute. Die Reihe der Gründe wider den Kampf war kürzer als die vorhergangene; ihr Ton war trockener — aber ihre Wucht entscheidend. Frankreichs Übermacht ist riesengroß und vor aller Augen, die Stadt unbewehrt, Hilfe nicht zu erwarten; selbst eine kürzere Gegenwehr, welche Pflichterfüllung gegen das alte Vaterland mit rechtzeitiger Klugheit des Nachgebens verbände, schien dem Rate allzu gefährlich; rasche Ergebung — und Ergebung war doch unvermeidlich — sicherte am ehesten gute Bedingungen. Und auch hierfür wußte die Schriftkunde der Staatsjuristen Straßburgs einen biblischen Grund ins Feld zu führen: zur Strafe für Sünden hatte Gott sein eigen Volk ja oft genug dessen Feinden in die Hände gegeben und ihm „nicht erlaubt zu defendiren". So soll man sich drein schicken „in christlicher Gelassenheit".

Dieses Schriftstück, das so pedantisch und hilflos einherschreitet in dem barocken Faltenwurfe seines Für und Wider, ist das bezeichnende Testament der Straßburger Unabhängigkeit. Die Kapitulation sicherte den Fortbestand der alten Verfassung, der Privi-

legien, auch der Konfession; Reißeißen schrieb einer Vergangenheit von Jahrhunderten die nüchterne Grabschrift: „Es verbleibet alles im alten stand, und verhoffe ich, wir werden ahne statt der libertaet widerumb den flor der commercien, welche gaentzlichen erliegen, bekommen." Und Reißeißen war ein guter Straßburger, ein achtungswerter Mann.

Im Reiche war die Erregung groß; sie blieb ohne Taten. Straßburg war nicht zu retten gewesen. Man war froh, daß Frankreich versprach, jetzt wenigstens Halt zu machen. Erst in den nachfolgenden Jahren trug die Wegnahme der Reichsstadt fortwirkend dazu bei, den siegreichen Weltbund gegen die Übergriffe des Königs zu begründen.

Das Verhältnis Ludwigs XIV. zu Straßburg hat nach den Septembertagen von 1681 noch eine lange Geschichte von vierunddreißig Jahren gehabt: für die innere Entwicklung nicht die interesseloseren Hälfte dieser Beziehungen. Hier soll nur noch die Frage berührt werden, welcher Richtung von Ludwigs XIV. Politik die Einnahme Straßburgs angehört. Derjenigen der nationalen Abrundung, der kommerziellen Ausbreitung nicht: denn die Nationalität des Elsasses hat das französische Königtum, mit Konsequenz wenigstens, nicht angetastet. Das Verhältnis zu Straßburg blieb ein Vertragsverhältnis auf Grund der Kapitulation von 1681, und der Verkehr der Handelsstadt wurde keineswegs in die Bahnen französischen Lebens hineingezwungen: die Hauptzollgrenze lief nicht zwischen Straßburg und dem Reiche, sondern sie schied Elsaß und die lothringischen Bistümer als provinces étrangères effectives vom französischen Gesamtkörper ab. Vielmehr ist diese Annexion der militärischen, der antihabsburgischen Richtung der Politik einzuordnen: sie schloß, wie eine Münze feiernd besagte, Gallien vor den Germanen ab, sie sicherte Elsaß und machte Baden zum „Glacis der französischen Grenzfestung". Der Historiker Louvois', Camille Rousset, hat in glänzender psychologischer Entwicklung den Einfluß hervorgehoben, den, neben allen politischen Berechnungen, die Eroberungslust des Volkes selber und des Königs, der sein Volk verkörperte, auch auf alle diese Kriege gerade in Ludwigs XIV. guter Zeit ausgeübt hat.

Spurlos natürlich ging die Zugehörigkeit zu dem großen Staatskörper an Straßburg nicht vorüber. Eine Ausnahmestellung be-

hielt es freilich, aber die Verwaltung des französischen Königtums griff auch in die Verfassung und Lenkung des Staatswesens von Straßburg im Guten und Bösen umgestaltend hinein. Bezeichnend ist es, daß bereits Ludwigs erster Intendant die deutsche Frauentracht bekämpfte, daß aber erst die Abgesandten des Konvents „den Bürgerinnen von Straßburg" die „modes allemandes" dauernd verbieten mußten, „da deren Herzen französisch sind", — mit dem stillschweigenden Hinweis auf die Guillotine! An der Zwitterhaftigkeit, die seitdem sein Schicksal geworden ist, krankt das elsässische Volkstum noch heute im Tiefsten.

* * *

Der jüngere Pitt und seine Zeit

Zum hundertsten Jahrestage seines Todes 1906.

Am 23. Januar 1806 ist in dem kleinen Putney, nahe bei London, das Leben William Pitts des Sohnes im Dunkel erloschen. Das alte Jahr hatte mit Austerlitz geschlossen, das neue war bestimmt, den großen Feind Englands auf das Siegesfeld von Jena zu führen und in die Kontinentalsperre auszugehen: die Wolken hingen schwer über der britischen Insel, und der einsam sterbende Minister empfand den Druck der Zeit in wunder Seele. Seine Landsleute werden seiner trotz alledem und mit gutem Rechte wie eines Siegers gedenken: in einem Kampfe, der hart auf ihren Ahnen gelegen hat, der aber groß und für die Zukunft Englands fruchtbar war wie wenige. Nicht in Pitts Sterbejahr, aber vorher und vollends nachher hat England diesen Kampf bis auf den Tag von Waterloo hin als Bundesgenosse der deutschen Mächte durchgefochten. Dem heutigen Deutschland wird es nicht leicht, englische Gedenkfeste mit freudiger Anteilnahme zu begleiten: es hat sich gar zu viel zwischen die beiden großen germanischen Völker geschoben, und auch, wer dies beklagt und wünscht es schwinden zu sehen, kann sich der Wirkung lastender Tatsachen als Glied seines Volkes heute nicht entziehen. Wie aber dieses England wurde, mit dem unsere Gegenwart wieder so gespannt zu rechnen hat, das muß das Deutschland von 1906 um so stärker beschäftigen. Und der Tote von 1806 steht recht inmitten dieses weltgeschichtlichen Werdens, an einer entscheidungsvollen Stelle. Von seiner Gestalt geht der Blick unwillkürlich in die Vergangenheit und die Zukunft seiner Nation hinüber; aber er haftet auch, mit der Aufmerksamkeit, die das Bedeutende überall erzwingt, auf der Erscheinung selbst, auf seinem Lebenswerk, auf seiner zeitgenössischen Umgebung, auf jenem gewaltigen Kampfe, in dem Pitt starb. Es sind weite und inhaltreiche Dinge, um einen Mann geschlossen, der kein Genius war und doch ein Großer: ein eigentümlich englischer Charakter, nüchtern, klar, ganz Wirklichkeit und Politik; ein Jahrzehnt hindurch der wichtigste Gegner, den der ungeheuerste Mensch der neueren Geschichte sich gegenüber sah, noch im Grabe ein Mitbesieger Napoleons, und doch nicht eigentlich eine starke und herrscherhafte Natur; ein Staatsmann, der eigentlich nie, in dem Maße, in dem die wahrhaft Mächtigen es tun, über den Dingen stand und sie führte, vielmehr ganz unmittelbar von ihnen geführt, gestoßen, manchmal zur Seite gestoßen — und dennoch innerhalb mächtiger

Zeiten einer der Ersten, von tiefer und überdauernder Wirkung, unermeßlich gehaßt von den Feinden seines Landes, daheim wie wenige geehrt und geliebt, der Wiederhersteller und der Halt und Ausdruck der englischen Kraft, in Tagen, als sie um ihr Dasein und zugleich um die Weltherrschaft rang. Man hat also Fragen zu richten an seine Geschichte und an seine Persönlichkeit.

* * *

Er war der wesensverschiedene Sohn eines größeren Vaters und zugleich dessen echter Erbe und Fortsetzer. Die Hauptleistung des älteren Pitt, der als Lord Chatham starb, war der Krieg gegen Frankreich — ein Krieg, der England von 1680 an durch vier Menschenalter hindurch begleitet hat und dessen höchste Gipfel die beiden Pitt bezeichnen. Es war ein Ringen um die politische und um die wirtschaftliche Macht, mit allen Mitteln, politischen, militärischen, wirtschaftlichen ausgefochten; England hat sich in ihm zuerst von dem drohenden Übergewicht Ludwigs XIV. befreit, dann ist es weitergegangen zu immer umfassenderen und immer glücklicheren Angriffen. Es hat in diesem Ringen sein Kolonialreich, seine Flottengröße, seine Handelsgröße, seine Industrie erst wahrhaft begründet, genauer gesagt: erobert; durchaus auf diesen Siegen steht das England des XIX. Jahrhunderts und der Gegenwart. Wilhelm III. und Marlborough waren die ersten Führer gewesen; dann folgte ein langer Waffenstillstand, eine Periode der wirtschaftlichen, aber nicht der staatlichen Kräftigung, und auch der Wiederausbruch des Streites von 1740 ab brachte Großes nicht hervor. Aus diesem Sumpfe riß erst der ältere Pitt in den Jahren desselben Krieges (1757—61) sein Land heraus, in dem auf dem europäischen Festlande Friedrich II. sich und sein Preußen behauptete und so hoch erhob. England hat damals Nordamerika und Ostindien mit dem Schwert, zum guten Teil auf deutschen Schlachtfeldern, erstritten. Die ungeheure Zusammenraffung der scheinbar ganz erlahmten und zersplitterten Kräfte, der es dies verdankte, ist einzig das Werk des großen Pitt. Ein feuriger, stolzer, pathetischer Mann, in dem alles Wille, Wucht, Gewalt war, dramatisch bis zum Theatralischen, und dennoch eine sittliche Macht von beseelender und zwingender Wirkung, der Held des nationalen Weltkrieges, in kurzen Herrschaftsjahren ein Kämpfer und Sieger von unermeß-

lichem Glanz. Er blieb insbesondere in der Kette der Weltmachtsgeschichte Englands einer der stärksten Ringe. Aber er bedeutet auch etwas für die Geschichte der englischen Verfassung. Nach matten und selbstsüchtigen Jahrzehnten hob er auch innerlich den Gedanken des Staates wieder leuchtend in die Höhe.

Es ist eine alte Erkenntnis, daß die englische Konstitution des XVIII. Jahrhunderts, die Montesquieu so eindrucksvoll als das Muster der liberalen Staatsform feierte, in Wahrheit während ihrer klassischen Zeiten eine stramme Aristokratie gewesen ist. Der englische Mitteladel hatte 1688 das absolutistische Königtum der Stuarts gestürzt; seit der Thronbesteigung des landfremden und auf die Hilfe einer Partei angewiesenen Hauses Hannover (1714) wurde dieser Adel und wurde die Partei, auf der die neue Ordnung vorwiegend ruhte, die whigistische, zum wahren Herrn der Staatsgewalt. Die Monarchie wurde den Tatsachen nach von der Partei, vom Unterhause abhängig; ein großes aristokratisches System umspannte Wahlrecht, Parlament und Selbstverwaltung, Staat und Kirche und Wirtschaft, umspannte alle innere und äußere Politik. Und da es ein halbes Jahrhundert hindurch ungestört waltete, so entartete es, unter der langen Leitung eines geschickten Parteiministers, zu übertriebener Einseitigkeit. England wurde von allmächtigen Klassen und Gruppen regiert mit aller Selbstsucht und aller Verderbnis, die solchem Regimente anzuhängen pflegen. Die politischen Rechte beschränkten sich in Wirklichkeit auf jenen Adel und auf die höhere Mittelklasse der alten Städte, Londons zumal. Auf einem Bündnisse des ländlichen Großbesitzes und des städtischen Großhandels vornehmlich beruhte die Macht der Whigs; was an ideellen Kräften religiöser und staatlicher Art früher hinter dieser Partei der 1688er Revolution gestanden hatte, verflüchtigte sich in den Jahren des trägen Besitzes und der Ausnutzung der Macht, in den langen Jahren zwischen 1714 und 1760. Die Whigs waren die Partei der inneren Befreiung und zugleich des Krieges gegen Frankreich gewesen; das zweite blieb ihnen, als das erste versumpfte. Ihre Kaufherren und ihre großen Lords blieben die Träger des Gegensatzes gegen die Bourbonenstaaten, eines bei ihnen zugleich ganz wirtschaftlich empfundenen Gegensatzes; sie drängten auf die Eroberung der Kolonien, der Meere, Absatzgebiete, auf den erbarmungslosen Zollkrieg und Zollabschluß gegen Frankreich, auf

den rücksichtslosen Schutz der eigenen landwirtschaftlichen wie industriellen Erzeugung und des britischen Handels hin; sie sind so die Werkmeister der britischen Weltstellung und der britischen Weltwirtschaftsgröße geworden. Die Tories vertraten demgegenüber die sehr viel engeren Wünsche des kleineren Landadels, den die großen Weltverhältnisse und die Exportinteressen wenig berührten; sie wollten Frieden, sie waren Freihändler; Gegner des neuen Systems, blieben sie lange von der Regierung ausgeschlossen. Die Sünden dieses Systems wurden vorhin erwähnt; es hat, solange es währte, auch als die alten, ideellen Kräfte und Gegensätze sich wieder innerhalb seiner zu regen begonnen hatten, und somit ein großes Stück in das XIX. Jahrhundert hinein, die Schwächen einer Aristokratie, deren Alleingeltung immer ungerechter wurde, behalten. Aber auch die Stärken der politischen Aristokratie hat es immer wieder gezeigt: die feste Überlieferung, den politischen Sinn, die Ausbildung stattlicher Vertreter der nationalen Politik; es hat ein britisches Weltreich geschaffen; es hat, nach manchen Versumpfungen, doch immer wieder große Führer an die Spitze dieses Staates gestellt. Ein neues England kam im Schatten dieser Aristokratie der Landherrn und Handelsherrn empor, eine neue Industrie, neue Städte, neue bürgerliche und arbeiterliche Schichten — sie blieben vom Staate ausgeschlossen; erst die Reformbill von 1832 öffnete den ersten von ihnen die Tore der Verfassung. An denen gerüttelt hatte man freilich seit langem: eine wirklich tote Stille hatte — soweit man so allgemeine Urteile überhaupt aussprechen darf — doch nur bis 1760 über England geherrscht. Schon Chatham dachte an Reformen: an einen Wiederausgleich zwischen dem Staate, der einer engen Schicht anheimgefallen war, und der weiterwachsenden Gesellschaft, an ein Werk also der Gerechtigkeit und zugleich der Wiederbelebung. Er dachte gleichzeitig an die Erhöhung des Staates, des Gesamtinteresses über die dumpfen Niederungen der Parteiregierung; in ihm selber atmete ja der Stolz eines großen Staatsgefühls und verlieh ihm jene Kraft, das mattgewordene England in den Riesenkampf mit Frankreich wieder hineinzustoßen. Der Schwung des Staatsgedankens also war in ihm und ging von ihm aus. Andere erstrebten die Reform durch eine Wiederausfüllung der hohl gewordenen Parteien mit lebendigem, ideellen Inhalte; so begann Edmund Burke den sittlich erstarrten Whigismus wieder mit den

sittlichen, den liberalen Gedanken zu beseelen, von denen er dereinst hergekommen war. Und neben den beiden Politikern erhob der Nationalökonom seine Stimme. Das englische Leben ruhte seit Jahrhunderten auf der Leitung auch des Wirtschaftlichen durch den merkantilistischen Staat; der Staat, mit seinen Waffen und Zöllen, seinen Geboten und Verboten, hatte auch den Handel und das Gewerbe groß gemacht, sie geschützt, erzogen, in die Welt hinausgeleitet, mit ihnen vereinigt um die Welt gekämpft. Aber nun wuchs in seinem Schutze jene neue, breitere Wirtschaftsbewegung, ein neues, großindustrielles Bürgertum, ein neues Unternehmertum von persönlichem Zuge empor, das den Schutz und die damit verknüpfte Vormundschaft des Staates nicht mehr brauchte und nicht mehr vertrug. Die Lehre von der wirtschaftlichen Freiheit rang sich durch, von den Bedürfnissen dieses neuen Standes und zugleich von liberalen Gedanken, von geistigen Kräften, von den allgemeinen Freiheitsideen der Aufklärung auf das tiefste beeinflußt und getragen. Überall also frische Bewegungen, neben den faulenden Wassern der aristokratisch-oligarchischen Parteiherrschaft; überall der Drang zu etwas Neuem, Lebendigerem, Stärkerem. In dem nordamerikanischen Kolonialreiche betätigten sich die neuen Tendenzen der Zeit in eigener, demokratischer Ausgestaltung, bald im Kampfe mit dem alten England; auch in England selber war all jenes Neue bereits im Werden; aber freilich, hier schlug die Entwicklung andere, unvorherbestimmbare Wege ein.

In England haben nicht jene Reformwünsche die Stille des alten Zeitalters wirklich gelöst, sondern im Gegenteile, ein neuer Herrscher brachte das zuwege, und zwar der Hauptsache nach aus sehr entgegengesetzter Gesinnung heraus. König Georg III., der 1760, als der erste geborene Engländer unter den Welfen, den Thron bestieg, suchte die Whigoligarchie zu sprengen und, indem er die Tories an sich und hinter sich herzog, die alten Rechte der Krone, die in nur tatsächlicher, nicht gesetzlicher Entwicklung vom Parlamante überwuchert worden waren, wieder auszugraben. Man geht gern der Vorstellung nach, was dieser König hätte erreichen können, wenn er sich gegenüber jener Aristokratie, die auch ihn einschnürte, mit den lebendigen Mächten der Zeit verbündet hätte, von deren Regungen soeben die Rede war; wenn er die großen Aufgaben gestellt und in den Mittelpunkt des englischen Daseins gerückt, die

Reformen gebracht hätte, nach denen die Besten sich sehnten, und den noch rechtlosen neuen Mittelstand der Nation an die Kronmacht gekettet hätte. Ob und wie das möglich gewesen wäre, ist natürlich eine nur aufzuwerfende, niemals sicher beantwortbare Frage. Sicher ist, daß König Georg III. der Mann nicht war, sie überhaupt aufzuwerfen. Er hat nicht einmal die Hand des großen Staatsmannes fest ergriffen, der ihm bei seinem Werke monarchischer Ordnung wohl hätte helfen können, des soeben in der Welt so siegreichen Pitt. Georgs Streben ging gar nicht auf eine innere Neubegründung der Monarchie durch lebendige Leistungen, auf eine innerliche Reform, sondern lediglich auf seine persönliche monarchische Macht, und seine Persönlichkeit war zwar keineswegs unbedeutend — er war zäh, klug, zum mindesten schlau, überdies ehrenwert in seinem privaten Dasein; aber ein Staatsmann großen Stils, von großen Zielen und großen Eigenschaften war er nicht, und an seinem Eigensinn und seiner Engigkeit, an der Selbstsucht seiner Sonderpolitik haben die bedeutenden Männer, denen er begegnete, sich gestoßen und wund gerieben, auch wenn er sie zu seinen Gehilfen berief. Er hat erreicht, daß er eine Macht wurde, wie es Georg I. und II. nicht gewesen waren; er hat die Alleinherrschaft der großen Whigfamilien gestürzt und damit England einen Dienst erwiesen. Aber was er an die Stelle setzte, war in seinen ersten 23 Jahren, d. h. während der Dauer seines ganz eigensten Regimentes, kaum besser. Sein Spiel mit den Parteien erhob sich nicht über das Persönliche, sein Übergewicht, von heftigen Zuckungen der öffentlichen Meinung angefochten, führte weder zu innerer Ruhe und Reform, noch zu äußerer Kraft; drohende Wirren und schmähliche Niederlagen bezeichneten seine Bahn. In den siebziger Jahren setzte er sich durch, und England verlor die 13 Kolonien in Nordamerika. Im Widerstreite mit dem König war Chatham 1778 gestorben; das Werk des Gewaltigen schien zusammengebrochen: das Kolonialreich halb zerstört, der französische Erbfeind im Bunde mit den amerikanischen Rebellen und siegreich über Großbritannien; nach dem Frieden mit beiden hob man das Kolonialamt als selbständige Behörde auf. England machte eine der Eklipsen seiner Weltstellung durch; es schien nichts mehr zu sein. Und wohl hatte der König nach all diesen Mißerfolgen sein Ministerium North fallen lassen müssen; aber den Nachfolgern leistete er dumpfen Widerstand, sie selber

waren in sich unfest und nicht regierungsfähig; man spähte angstvoll, halb verzweifelt nach der Hand, die die schleifenden Zügel wieder aufzugreifen imstande wäre.

Da kam William Pitt, der Sohn.

* * *

Wir dürfen für die mancherlei Probleme seines Lebens, auf die ich eingangs hinwies, in der großen Biographie, die ein Deutscher (Professor Felix Salomon in Leipzig) erfolgreich begonnen hat, auch weiterhin die wertvollste, neue und einheitliche Aufklärung erhoffen. Aber wir besitzen inzwischen liebevolle und stoffreiche englische Darstellungen, die unserer heutigen Kenntnis zugrunde liegen, besitzen anziehende Charakteristiken seiner Geschichte und seiner Person, knappere Bilder, Urteile, Verteidigungen, darunter einen sehr anregenden Essay von Lord Rosebery, in dem ein geistreicher Schriftsteller und zugleich ein Parteiführer und Staatsmann aus der Fülle lebendiger, charakteristisch englischer Erfahrung heraus den Vorgänger, der ihm wenig verwandt ist, mit Feinheit und Wohlwollen beleuchtet und entschuldigt — mit einigen Vorbehalten dürfen wir schon heute die ganze Gestalt Pitts zu zeichnen versuchen.

Sein Leben wird in Einfluß und Kontrast durch das Bild seines Vater beherrscht. Der „große Commoner" erzog den zweiten Sohn, der seinen Vornamen erbte (geb. 28. Mai 1759), zum Staatsmann. Er erlebte es noch, daß der allzu zarte Körper des Kindes sich kräftigte, daß ein geschulter und ganz politisch gerichteter Geist in ihm aufging; er führte den Sohn noch in das Parlament hinein und fachte ihn durch die ersten Reden, die der Sechzehnjährige dort aus des Vaters Munde hörte, zu heller Begeisterung an. Er drückte mit seiner Genialität auf die Seele des Heranwachsenden und gab ihm persönlich, sittlich, politisch Unvergeßliches auf seine Bahnen mit: aber es war nichts weniger als sein Ebenbild, das sich in dem Jüngeren gestaltete. Ein unscheinbares, wenn auch kluges und liebenswürdiges Antlitz, neben dem gewaltigen Chathams mit seinen gebieterischen Augen und seiner mächtigen Adlernase: ein regelmäßigeres, bescheidenes Wesen, neben dem hinreißenden und herrischen des Vaters. William lernte viel und gut — auch die Mathematik, die dem Vater fern lag; er nahm die klassische Bildung, die Cambridger Universitätsbildung seiner Zeit in sich auf, er über-

nahm vom Vater eine auf das Handeln gerichtete Religiosität; was wir von den Zügen seiner Jugendgeschichte erfahren, ist mehr klar als stark und eigen, regelrecht bis auf die erstaunliche Frühreife allein. Er stand im 19. Jahre, als sein Vater starb; er trat dann in die Anwaltslaufbahn, sehr bald aber in die parlamentarische ein — am 23. Januar 1781 erschien er zuerst als Abgeordneter im Unterhause, auf den Tag genau ein Vierteljahrhundert vor seinem Lebensende. Und bald errang er sich dort Beachtung; bei den Ministerwechseln, welche folgten, warb man um den Jüngling, 1782 wurde er Schatzkanzler. Im Jahre darauf stürzte eine in sich uneinige und unredliche Koalition das Kabinett, zwang sich dem Könige auf und ward im Dezember 1783 von diesem wieder gestürzt; er berief den 24jährigen Pitt an die Spitze eines neuen Ministeriums. Kluge Leute lachten über den Knaben, an den sich der anscheinend verlorene Herrscher klammerte; Pitt hielt, kaltblütig und tapfer, dem überlegenen Ansturme im Parlament monatelang stand, und als er die Dinge reif glaubte, löste er das Unterhaus auf und siegte bei den Wahlen vollkommen. Er war mit kühler Selbstverständlichkeit auf die Regierung losgeschritten und hatte sich wohl gehütet, sich unter seinem Preis zu verkaufen oder von seinem Selbst einen Zoll breit zu weichen: als er jetzt die Monarchie gegen die Parteiherrschaft der Whigs deckte und vertrat, tat er dies nicht als Georgs III. Günstling, sondern als eine Macht für sich, zwischen Krone, Parlament und Land, allen dreien zugehörig, in Wahrheit eine Macht über ihnen allen. Er ist es — eine für England unerhörte Frist! — mehr als 17 Jahre, ja 22 Jahre lang geblieben. Aber im Grunde gliedert sich seine Geschichte nicht nach seinen beiden „Verwaltungen" (so lautet ja der englische Kunstausdruck); nicht der Sturz von 1801, sondern der Kriegsausbruch von 1793 bedeutet ihren tiefsten Einschnitt. Das Friedensjahrzehnt 1783 bis 1793 bildet die erste Epoche seiner Wirksamkeit.

Es ging ein Aufatmen durch England, als Pitt seine ersten Erfolge errang; worauf sein Name und der Eindruck seiner Persönlichkeit vorbereitet hatte, das sah man in der klaren und männlichen Selbstbehauptung des jungen Ministerpräsidenten bestätigt: endlich nach alle dem heillosen Parteiregiment, erst der Whigs, dann des Königs mit seinen Tories, nach alle dem Wechsel der jüngsten Vergangenheit ein in sich ruhender, den Koterien fremder, den Staat

und das Volk vertretender, wahrer Staatsmann. Das Vertrauen der öffentlichen Meinung kam ihm entgegen und drückte auch auf die Wahlen, an denen die Nation nur in einem so geringen Maße unmittelbar beteiligt war; das Vertrauen ist ihm erhalten geblieben bis zuletzt. In den Parlamenten blieben persönliche Einflüsse und Gruppenbildungen immer bedeutsam, aber auch in ihnen setzte sich Pitt durch — nicht ohne Mißerfolge, über die ihn in dieser Zeit starker königlicher Einwirkung der Wille des Königs hinweghob, aber doch so, daß der Minister der Hauptsache nach auf die Gefolgschaft des Hauses rechnen konnte. Es bedurfte seiner, er hatte es von Kindheit auf studiert, er leitete es mit bewundernswertem taktischem Geschick, mit Einsatz seiner ganzen persönlichen Kraft als Führer und als Redner, mit stattlicher, breiter Beredsamkeit und schlagender Kunst der raschen Antwort. Er ging in keiner der beiden großen Parteien auf; die geschwächten Whigs unter Fox opponierten ihm, aber trafen doch, indem sie anfingen, Reformen zu erstreben, in manchem Wichtigen mit ihm zusammen; ein eigentlicher Tory war er auch nicht. Er führte die Regierungspartei, die „Anhänger des Königs", aber er schob der königlichen Willkür einen festen Riegel vor. Der König mag ihn nie geliebt und stets einigermaßen gescheut haben; aber er brauchte ihn; er sah, daß dieser Minister endlich etwas leistete und erreichte, und er gab sich darein, daß Pitt, der ein getreuer Monarchist und Georg selber gegenüber, trotz mancher Gegensätze und unzweifelhafter Überlegenheit, offenbar nicht ohne Ehrfurcht und Anhänglichkeit war, neben und über ihm regierte; Pitt blieb ihm unentbehrlich. Und so wird man sagen müssen: Pitt glich zwischen dem Könige und dem Lande aus, er vertrat beide Gewalten gegeneinander; der König blieb auch jetzt noch stärker als seine Vorgänger, aber die Zeit der Versuche seines persönlichen Regimentes kam nicht wieder, und tatsächlich leitete, über alle Einflüsse von Parlament und Krone hinweg, ein Minister England, der England als Ganzes, d. h. den Staat selber verkörperte, wie es einst sein Vater getan. Er trat nach seiner besonderen Weise in die Fußstapfen Chathams. Er waltete wie ein geborener Lenker über den Geschicken des lange herumgeworfenen, friedlos und kraftlos gewordenen Großbritanniens: ein Mann, der den Ehrgeiz genau ebenso wie den Beruf besaß, zu regieren, aber im übrigen nicht sich suchte, sondern das Sachliche, das Beste des Ganzen; un-

bestechlich und rein inmitten der überlieferten Gewohnheit allgemeiner Selbstbereicherung, für sich ein Verächter von Geld und Gut; von sittlichen Antrieben auch in seiner Politik getragen und durchdrungen. In ihm war jenes Staatsgefühl und das Rechtsgefühl seines großen Vaters, der Wunsch, die sozialen Zustände und die staatliche Verfassung wieder in Einklang zu setzen; in ihm der sittliche Reformeifer, wie er Fox und Burke beseelte, über die ihn freilich sein stärkerer Sinn für die harten Wirklichkeiten staatlicher Macht hinaushob; in ihm auch der Drang nach wirtschaftlichen Reformen, wie Adam Smith sie forderte, den Pitt als seinen Lehrer pries. Pitt hat sich bemüht, in allen diesen Richtungen voranzukommen, allen Ansprüchen der neuen Zeit, die er ja vorfand, zu genügen: eine Reihe von Reformversuchen bezeichnet Jahre hindurch die Wege seines Ministeriums. Jedoch während er das politisch Dringendste, die Herstellung einer festen, gleichmäßigen, England wieder aufwärts führenden Regierung, mit bewundernswerter Sicherheit und erstaunlichem Erfolge erreichte, sind ihm von den tieferen und allgemeineren Reformen, für die er sich einsetzte, doch nur wenige geglückt.

Die sichtbarsten auf wirtschaftlichem Gebiete: der Schüler Adam Smiths gab der englischen Politik den ersten Stoß vom rücksichtslosen Merkantilismus hinüber zur künftigen wirtschaftlichen Freiheit. Freilich nur den ersten Stoß; aber angesichts der Selbstübertreibung und Erstarrung des Merkantilismus, des Prohibitivzolles und wirtschaftlichen Kampfes war es bereits etwas, daß er 1787 eine heilsame Vereinfachung und Klärung und zugleich Ermäßigung des ungeheuerlich verwickelten Zolltarifes durchsetzte, und daß er aus dem alten Kampfsystem 1786 das Hauptstück herausbrach, den Zollkrieg mit Frankreich. Wunderlich genug: im Gegensatze zu den Whigs, den künftigen Freunden der französischen Revolution und Wortführern der Freiheitsforderungen, erstritt der Sohn Chathams im Parlamente einen Handelsvertrag mit dem französischen Erbfeinde, hierin zugleich Anhänger Smiths und der Toryüberlieferung. Er wollte in der großen Debatte, die sich da entspann, die Unabhängigkeit des nationalen Streites der beiden Westmächte nicht zugeben; hauptsächlich aber folgte er wirtschaftlichen Beweggründen. Und der wirtschaftliche Aufschwung lohnte seiner Friedens- und Befreiungspolitik vollauf; Pitt handelte hier als

Vorkämpfer der neuen Gedanken und der aufstrebenden bürgerlichen Klassen, man begreift, daß deren öffentliche Meinung ihm freundlich war und blieb. Er handelte im gleichen Sinne und in dem seines Vaters, als er 1785 die älteren Bestrebungen auf Parlamentsreform in einer Gesetzesvorlage wiederaufnahm, maßvoll und vorsichtig, wie seine Art war; er wollte die widersinnigen, zum Privatbesitz gewordenen Wahlrechte der überlieferten „faulen Wahlflecken" ablösen und die frei werdenden Rechte auf das Land verteilen. Er suchte im selben Jahre Irland durch die Herstellung freien Verkehrs mit der Hauptinsel gerechter zu werden und es innerlicher an den Gesamtstaat zu ketten. Beide Maßregeln fielen durch: das Parlamentswahlrecht blieb aristokratisch, ja oligarchisch und unsauber; Irland blieb unversöhnt. Pitt war von ernsten Reformwünschen, sozialen wie politischen, durchdrungen: seine Ernte auf diesem Felde ist ärmlich geblieben; er hat auf die Anläufe, die er 1785 gemacht hatte, nicht wieder zurückkommen können. Man fragt sich, wie es möglich war, daß er trotzdem Minister blieb. Das hing, objektiv angesehen, mit den Parlamentsverhältnissen seiner Zeit zusammen: ein mißglückter Plan von noch so großer grundsätzlicher Tragweite brauchte unter dem Regiment Georgs III. einen Minister, der das Vertrauen der Krone hatte, nicht in seinen Fall zu verwickeln, so wie er es heute tun würde. Und subjektiv mochte sich Pitt sagen, daß dieses Parlament mit seinen Mängeln, seinen Gruppen und Zufälligkeiten in der Tat für ihn kein Anlaß zu sein brauchte, der Ablehnung seiner Pläne sich selber zum Opfer zu bringen. Schwerer begreift man, daß er seine Pläne zum Opfer brachte: er wich hier in Wahrheit vor der stillen Abneigung des Königs, der offenen des Parlaments völlig zurück. Wie konnte er das? Er war kein Chatham, kein Stein oder Bismarck; die ungeheure Wucht, mit der unser größter Staatsmann in den 1880er Jahren der widerstrebenden Zeit seine soziale Gesetzgebung aufgezwungen hat, lag nicht in ihm. Er sah die öffentlichen Gewalten abgeneigt, die Reformideen noch nicht zum innerlichen Siege durchgedrungen, die Gegenwart noch nicht reif; die große Leidenschaft des Schöpfers trieb ihn nicht voran. Seine Besonderheit war eine warme, aber keine heiße und flammende Erkenntnis des Wünschenswerten und Zukunftsvollen; ihm bleibt die Ehre, einer der ersten Verfechter, einer der Pfadfinder all dieser Reformen gewesen zu

sein, und aufgegeben hat er sie sein Lebtage nicht. Aber nachdem er sie vergeblich vorgebracht hatte, zog er sich bis auf bessere Gelegenheit vor dem Widerstande seiner Welt ziemlich gelassen, achselzuckend zurück. Er war ein Realist und begnügte sich mit dem, was er möglich fand. Das bezeichnet seine Grenzen und seine Verdienste. Er war offenbar froh, trotz solcher Verzichte doch auf verwandten Gebieten des Tröstlichen und Gesunden genug zu erringen. Er verwirklichte die sittlichen Impulse, die in ihm und in seiner Umwelt lagen, indem er wenigstens die Regierung Indiens geschickt und heilsam reformierte: er verstopfte damit eine Quelle des Ärgernisses, der Unredlichkeit und Gewaltsamkeit, die nicht nur das ferne Reich mit ihrem Schmutze überströmt, sondern auch die heimatliche englische Politik mit herüberflutender und ansteckender Verderbnis bedroht hatte. Er trat in dem Prozesse gegen den großen Statthalter Warren Hastings auf die Seite der anklagenden Moral. Er zog, im Sinne der Gerechtigkeit und Freiheit und der Klugheit zugleich, aus den Lehren des amerikanischen Abfalles die Folgerung, Kanada (1791) die Anfänge einer selbständigen Verfassung zu gewähren, und wies damit der Reichspolitik einer weiteren Zukunft die Bahnen. Und vor allem: er gab den englischen Finanzen wieder Stetigkeit und Zuverlässigkeit; er reformierte und ordnete da im einzelnen, technisch, indem er das System der Abgaben vereinfachte, moralisch, indem er den persönlichen Mißbrauch, die Gunstwirtschaft, austrieb und eine sichere Überwachung schuf; er begründete einen Tilgungsfonds für die Staatsschuld; er stellte Klarheit und Vertrauen her und sah die Staatspapiere erfreulich steigen. Als Finanzmann war er im eigentlichsten Sinne Fachmann; die Hauptsache aber war doch, daß er selber da war; jene Gleichmäßigkeit und Sicherheit, die sich an seine Person anschloß, brachte England zu neuer Höhe. Die Wahlen blieben ihm (1790) günstig; die Krise der ersten schweren Geisteskrankheit König Georgs III. (1788) überwand er ohne störende Erschütterungen; auch in der europäischen Staatenwelt gab er England allmählich wieder mit leichter und fester Hand eine bedeutsame Stellung. Nach allerlei tastenden Versuchen ging er von 1785 ab, den unruhigen Mächten im Osten, Österreich und Rußland, und dem alten französischen Nebenbuhler gegenüber, mit Preußen zusammen; die zweite polnische Teilung mit Gewalt zu verhindern, fehlte ihm (1791) freilich, bei dem Wider-

stande des Parlaments, der Mut; er zog sich auch da vor starken Konflikten zurück, er wünschte, soweit es anginge, den Frieden: im ganzen hatte er das Ziel erreicht und die Niederlagen der siebziger Jahre, wie finanziell und innerpolitisch, auch diplomatisch glücklich wettgemacht.

Wer ihn am Abschlusse dieser Jahre sah, der konnte ihn schwerlich als einen Großen, gewiß aber als einen Glücklichen preisen; Fehlschläge hatte er verschmerzt, sich selber behauptet, und an seine Schritte heftete sich das Wohlergehen seines Landes. Er war erst ein angehender Dreißiger; alles an seiner Laufbahn und auch an seiner Persönlichkeit atmete Harmonie. Den Fremderen erschien er zwar eckig, schwerfällig, sogar hochmütig. Ein Zeitgenosse hat unfreundlich beschrieben, wie der Minister mit zurückgeworfenem Kopfe durch das Unterhaus zu seinem Platze schritt, rasch und fest, ohne einen Blick nach rechts oder links zu werfen, ohne einen Menschen zu grüßen; einer beklagt es, wie hoch er die aufgestülpte Nase trage; einer spottet darüber, wie wenig Leben in seinen weinroten Zügen sei, und wie nur das Auge das unansehnliche Gesicht ausdrucksvoll belebe. Er war hochgewachsen und schlank; als Redner prächtig und schneidend zugleich, aber ganz ohne Anmut der Bewegungen; sich darzustellen, mit behaglicher Selbstentfaltung Popularität zu suchen verstand er nicht. Weder der Hof, noch der Adel, noch auch nur das Unterhaus scheinen ihn eigentlich geliebt zu haben. Man bewunderte seinen umfassenden Scharfsinn in den Geschäften, den Schwung und die Schlagfertigkeit des Wortes, und ein Redekampf zwischen Fox und ihm war für den parlamentarisch geschulten Engländer ein Hochgenuß; der Nachwelt macht die sachliche Klarheit seiner Reden den größten Eindruck. Er ging, wie es schien, in der Luft des Unterhauses auf, wie nur irgendeiner unter den Politikern der englischen Geschichte. Aber recht menschlich belebte sich seinen näherstehenden Zeitgenossen und belebt sich dem Historiker seine Persönlichkeit doch erst, wenn er den Schauplatz seiner Kämpfe verließ und in der Stille des Landes, die er liebte, in der Geselligkeit des Landhauses die unendliche kühle Selbstbeherrschung des öffentlichen Mannes von ihm abfiel. Im kleinen Kreise kam eine heitere, ungezwungene Güte zum Vorschein, Einfachheit, die bis zum knabenhaften Übermute ging und ihm treu blieb bis zuletzt, Witz und Lässigkeit, eine literarische Bildung, die sich nicht nur in den

üblichen, vielgefeierten Zitaten des Staatsredners, sondern am reizvollsten im geistreich lebendigen Gespräche entlud. Er war reich und männlich genug, um sich ohne Scheu gehen lassen zu dürfen, und tat es mit befreitem Herzen. Seine Freunde haben ihn geliebt, ihn lange über das Grab hinaus wahrhaft verehrt; seine Angehörigen, an denen er zum Wohltäter ward, glühten für ihn; seine liebenswürdigen Briefe lassen noch uns in das warme Herz des Vielverkannten hineinsehen. Er war unvermählt; die einzige große Liebe, die sein Leben aufwühlte und die er aus äußerlichen Gründen niederzwang, fällt erst in spätere Jahre (1796). Seinen Haushalt freilich — das war die Übertreibung seiner Lässigkeit — hielt er in ebenso mangelhafter finanzieller Ordnung, wie den des Staates in guter; er ließ sich ausnützen und betrügen und hinterließ, nach langen Jahren voll hoher Amtseinkünfte, bei seinem Tode Schulden, die der Staat bezahlt hat. Für ihn selbst unheilvoller war etwas anderes, die eigentliche Kehrseite jener persönlichen Eigenschaften: früh schwächlich, nach der sonderbaren Art der durstigen Zeit von Kind auf mit Portwein behandelt, dabei der Erbe einer gichtischen Familie, hat er selber den Portwein sein Leben lang geliebt und gepflegt wie nur irgendein Sohn Altenglands; „er hatte ein Glas Port gern und eine Flasche noch lieber", auch bei einer Flasche blieb es wohl nicht immer. Sein Leben hat das sicherlich verkürzt, seine Wirksamkeit schwerlich je getrübt, und 1793 war er noch völlig Herr seiner Kräfte. Man durfte ihn beneiden: er war rein, wahrhaftig, seinem Lande und sich selber fleckenlos getreu, glücklicher als es der Staatsmann zu sein pflegt, ein Kind, so schien es, des gleichmäßig klaren, hellen Lichts.

Er lebt anders in der Geschichte fort. Das Dunkel und das Gewitter stieg herauf und umzog die zweite Hälfte seines politischen Lebens. Er wurde zum Minister des nationalen Kampfes gegen Frankreich und jetzt erst zum vollen Weiterführer des väterlichen Werks. Er hatte die schwersten innerlichen Probleme vertagt; er hat auch das äußerpolitische nicht aufgesucht — es war seine Art mehr, zu warten als zu zwingen. Aber dieses Problem zwang sich ihm auf. Es hat sein Dasein überschattet und vielleicht zerstört, aber es hat ihm das eine gebracht, das seinen früheren Jahren fehlte und das aus sich selber hervorzubringen er nicht vermochte: die Größe.

* * *

Es war die französische Revolution, die ihm entgegenwuchs. Sie machte aus Frankreich, seine alte Entwicklung gewaltsam zu Ende führend, eine unbedingte Einheit, warf die Schranken zu Boden, die noch die Provinzen und noch die Stände trennten, jedes Sonderwesen und jedes Sonderrecht mußte versinken vor der Idee der Nation. Und diese Nation wollte sich selber regieren; in einem Vorwärtsdrängen von betäubender Raschheit stürzte sie binnen kurzen Jahren alle alten Gewalten, die alte Verfassung, den alten Bildner und Leiter des Landes, das Königtum; nach den Regeln des Naturrechts sollte alles vernunftgemäß, durchweg einheitlich, gleichheitlich, freiheitlich von neuem geschaffen werden, neu von Grund aus. Wieso das geschah und gelang, wieweit in diesem Neuen doch überall auch Altes weiterwirkte und sich vollendete, und wieviele noch lebendige Zusammenhänge zum Unsegen der Nation wirklich zerrissen wurden, das ist hier nicht abzuwägen — genug, daß diese Demokratie mit ihrer blutigen Logik als etwas ganz Eigenes vor die erstaunte Welt hintrat, französisch in jedem Nerv ihres Wesens, in all ihren Größen, Übertreibungen, Schwächen, zuerst von Idealen ganz durchdrungen, bald dann von der eigenen Gewalt und von den Kräften der Vergangenheit über sich selber hinausgerissen nach Europa, zur Propaganda ihres revolutionären Glaubens, zur Befreiung der Völker, aber zugleich zur Erweiterung ihrer eigenen Macht, der französischen Macht, der französischen Grenzen, zur unendlich verstärkten Weiterführung der alten königlichen Macht- und Eroberungspolitik. Alle Kulturvölker haben den ungeheuren Stoß erfahren, auf die meisten hat er, trotz hundertfältiger Leiden, belebend, erneuernd gewirkt, nur bei einem hat er beinahe von Anfang an bereits den Gegenstoß hervorgerufen, das Bewußtsein der Andersartigkeit, des inneren Gegensatzes, der äußeren Feindschaft: bei England.

Auch in England schien manches der Revolution wesensverwandt genug. Wieviel englische Anregungen, geistiger wie politischer Art, steckten in der französischen Oppositionsbewegung des ganzen letzten Jahrhunderts! Und auch der Mittelstand, der sich in Frankreich 1789 tatsächlich auf den Thron setzte, war in England bereits stark, und auch in England zum guten Teile von der Verfassung ausgeschlossen; auch England hatte seit 1760 seine Wirren, Auflehnungen, offenen Aufstände gehabt; enteignetes Landvolk, indu-

strielles Proletariat, die Massen der feindseligen Irländer schienen auch jetzt genug Stoff zu bieten zu neuen Erhebungen. Und in der Tat flogen die Funken auf die grüne Insel und nach der Hauptstadt selber herüber, politische Gesellschaften bildeten sich, eine Agitation setzte ein, freiheitliche Erklärungen gingen zwischen den beiden Randländern des Kanals hin und her, auch der englische Geist schien sich dem riesenhaften Neuen nicht zu entziehen.

Und dennoch: hier stieß dieses Neue auf ein Altes und Eigenes, das sich nicht auflösen ließ wie die morsche Staatenwelt der Nachbarn Frankreichs auf dem Kontinente. Hier war ein Staat, der wohl zu einseitiger Aristokratie entartet war, aber doch in einem anderen Sinne als die Staaten des Absolutismus seinen Bewohnern wirklich zugehörte, ein Staat voll kraftvoller Überlieferungen, voll niemals abgebrochener Entwicklung, in Verfassung und Verwaltung auf die Selbsttätigkeit gegründet, ganz verwachsen mit allem Leben und allem Empfinden der Nation. Und dieser Staat ruhte nicht auf einmaligen grundsätzlichen Akten bewußter revolutionärer Gesetzgebung, wie der französische Neubau, er war historisch und doch lebendig; sollte man ihn abreißen und durch ein Werk des Naturrechtes leichthin ersetzen? Das widerstrebte dem Denken der Engländer; es war französisch-romanisch, es war durchaus ungermanisch und vor allem durchaus unenglisch gedacht. England war stolz auf die Kontinuität, den organischen Gang seiner Entwicklung. Über diesem alten Gebäude, fehlerreich wie es war, wachte doch die Anhänglichkeit und das Selbstgefühl des englischen Volkes; es stieß die Lockungen, dieses Alte kurzab der gepriesenen revolutionären Theorie zu opfern, mit Mißtrauen, Zorn, ja Leidenschaft von sich. Der Mann, der diese englische Eigenart der französischen entgegenwarf, war derselbe Whig, der als erster eine maßvolle sittliche Reform des englischen Staatslebens betrieben hatte, Edmund Burke. Seine gewaltigen „Betrachtungen über die französische Revolution" erklärten schon 1790 nicht nur den englischen Revolutions- und Franzosenfreunden, sondern der Revolution und dem Franzosentume selber, von innen heraus, von historischer und englischer Weltansicht her, mit leidenschaftlichem nationalem Pathos den Krieg. Burke ward zum Kritiker und zum Ankläger der Denkweise und des Verfahrens der Franzosen, zum Prediger des englischen Wesens, zum Propheten des unversöhnlichen und heißen Kampfes

gegen die wesensfeindliche Welt dort drüben. Und in seinen Ruf stimmte England alsbald mit immer steigender Einmütigkeit ein: es ward unter den flammenden Worten des großen Redners seiner selbst erst ganz bewußt. Es entsetzte sich über die Verletzung von Recht, Besitz und persönlicher Sicherheit, über die Störung von Handel und Wandel, über die zunehmende Blutherrschaft, die Frankreich ergriff — es hörte mit Unwillen von diesen Doktrinären und Fanatikern die Erbweisheit seiner heimischen Verfassung schmähen. Es blickte mit Grauen auf die Möglichkeit, daß dieser ganze Brand herüberspränge und auch in England alles bedrohte, Person, Eigentum, Gesellschaft und Staat. Vor allem die Besitzenden regten sich zum Widerstande; und nun kam es zutage, daß diese Aristokratie doch etwas war: sie zog sich, von außen her durch die Demokratie verneint, um so stärker auf ihr Wesen zurück; sie entwickelte Kräfte der Gegenwehr, Willen, politische Fähigkeit, die ihre Lebendigkeit erwiesen: eine andere Welt stemmte sich der französischen, in allem abweichend, mit verzweifelter Wucht entgegen. Und wie nun die Gegensätze stiegen, da drang in diese Stimmung der Engländer, die ursprünglich wesentlich geistiger, grundsätzlicher Art war, immer stärker auch die Fülle der alten politischen und materiellen Feindseligkeit gegen Frankreich wieder ein: es war doch einmal der Erbfeind des ganzen letzten Jahrhunderts, der sich drüben erhob, der Feind der Weltstellung und Wirtschaftsstellung Großbritanniens — die Kreuzzugspredigten Burkes gegen den Frevel der tollen Umwälzung, von denen man ausging, reizten zugleich auf zur Wiederaufnahme des Ringens um die Vormacht in Europa und in allen Fernen der Erde, um Meer und Kolonien, um Handel und Gewerbe.

Das ist der Hintergrund, auf dem Pitts weiteres Leben steht. Selten ist so packend wie hier Gegensatz und Zusammenwirken allgemeiner geistiger Mächte und strenger Realpolitik, des publizistischen Propheten und des nüchternen politischen Fachmannes an den Tag getreten: so wenig sie miteinander gemein zu haben glaubten und wünschten, so unlöslich gehören Burke und Pitt in diesem Weltkampfe doch zueinander. Pitt wollte nichts von Burkes fanatischen Mahnungen hören; er freute sich der Verwirrung in Frankreich, die den alten Nebenbuhler lähmte, die Englands Macht und Wohlstand über ihn erhob, er dachte nicht daran, störend in

Paris einzugreifen. Er war ganz Friede. Freilich, seit er Minister war, hatte er als Diplomat überwiegend gegen Frankreich gearbeitet und längst begonnen, ihm die Demütigungen des amerikanischen Krieges heimzuzahlen; auch sein Handelsvertrag von 1786 war englischer Interessenpolitik, nicht etwa der Sympathie und dem Annäherungswunsche entsprungen; die Werbungen der revolutionären Machthaber um seine Freundschaft lehnte er mit eisiger Kühle ab. Die innerliche Gegnerschaft stand auch bei ihm außer Zweifel. Aber den unmittelbaren Kampf gegen das revolutionäre Frankreich wollte er offenbar durchaus nicht. Als die zwei deutschen Militärmächte 1792 gegen Frankreich das Schwert zogen, blieb er neutral.

Dennoch rissen ihn die tobenden Wirbel der veränderten Weltlage unausweichlich mit. Ich verfolge hier nicht, wie auch auf französischer Seite der Gegensatz der beiden Nebenbuhler allmählich wieder bewußter ward — genug: indem der Krieg zwischen dem neuen Frankreich und dem alten Europa entbrannte, zwang er auch England und seinen Minister, Stellung zu nehmen, so sehr sich dieser sträubte. König Georgs monarchisches Empfinden, die öffentliche Stimmung erhitzten sich mehr und mehr; der Sturz des Bourbonenthrons erschütterte auch England tief, die Abneigung und der Schrecken wuchs. Für Pitt war es bedenklicher, daß Frankreich Belgien militärisch überzog und Holland bedrohte. Die Niederlande in französischer Hand — das war für Englands Sicherheit noch mehr als für seinen Handel nach alten und wohlbegründeten Traditionen unerträglich; das war der Kriegsfall: auch Pitt konnte nicht anders, als dies laut bestätigen. Dazu die stürmische Propaganda der Revolution, im November und Dezember 1792 die Dekrete des Konvents, die im Grundsatze die Weltbefreiung, den Weltkrieg erklärten, die Aufrufe an jedes geknebelte Volk; mehr noch, die Wühlerei in England selbst — der französische Gesandte Chauvelin stellte sich an ihre Spitze. England hatte das Bündnis mit Frankreich von sich gestoßen; jetzt kündete, am Neujahrstage 1793, im Konvente ein bretonischer Seemann von der weltumspannenden Todfeindschaft der beiden Völker. Niemals hatte Frankreich den Bourbonen verziehen, was sie an England verloren hatten — die Jakobiner stellten jetzt die Lehre auf, daß die Revolution die Sünden des Königtums gutzumachen habe, daß es den

Kampf gelten werde um Sein und Nichtsein, den Kampf um die Weltherrschaft, den Kampf überall.

Man wollte die Abrechnung, hüben und drüben; sie quoll aus der Geschichte, aus dem Wesen der Revolution, aus dem Innersten der beiden Nationen empor. Daß Pitt sich ihr lange versagt und sie nur gezwungen aufgenommen hat, wird unzweifelhaft bleiben; wie weit er angesichts des schon unvermeidlichen Bruches in der letzten Zeit vor dem Kriege etwa auch seinerseits zum Angriff übergegangen ist, bedarf vielleicht noch einer Prüfung: im ganzen war er der Angegriffene. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. gab den letzten Entscheid; unter dem Eindruck dieses Faustschlages gegen das monarchische Europa, der Trauer und des Entsetzens, die auch England überströmten, stellte Pitt dem französischen Gesandten seine Pässe zu. Aber die Kriegserklärung kam von Paris, am 1. Februar 1793: ein 22jähriges, kaum durch einen Waffenstillstand unterbrochenes Ringen hub an.

* * *

In diesem Weltkampfe hat England nach der Überlieferung, die ihm seine Geschichte und seine Lage vorzeichneten, gegen den kontinentalen Feind kontinentale Helfer, gegen die Heere Frankreichs die Heere der europäischen Militärstaaten aufzubieten gesucht. Es hat, wie ehedem unter Marlborough und Georg II., seine eignen Landtruppen über den Kanal geschickt. Nicht Pitt trifft die Verantwortlichkeit dafür, daß er weder einen Marlborough an ihre Spitze zu stellen hatte, noch diesem schlechten und schwachen Werbeheere gegenüber die alten Heere der absolutistischen Epoche, die Truppen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. fand. Die neuen Volksheere, die Massenheere der Revolution und vollends Bonapartes warfen die englischen Regimenter wie Spreu auseinander, und erst langsam hat sich der Krieg dann den Feldherrn und das englisch-europäische Heer erzogen, die es wagen durften, Napoleon die Spitze zu bieten. Pitt hat nur die Anfänge Wellingtons noch erlebt; den Minister um der früheren Mißerfolge der britischen Heere willen zu schelten, wie es geschehen ist, ist töricht. Er hatte sie des weiteren um Irland kämpfen zu lassen, das jetzt wie einst unter Philipp II. und Ludwig XIV. zum Stützpunkte des Feindes zu werden strebte. Aber sein Hauptanteil am Landkriege konnte nur jener diplomatisch-

finanzielle sein, durch den er Deutsche, Österreicher, Russen, Schweden, Italiener, Spanier und Portugiesen gegen Frankreich vorwärtstrieb; er hat den Reichtum seines Landes in immer erneuten Geldzahlungen mitstreiten lassen. Indessen, die eigene Waffe Englands war die Flotte. In der Geschichte des Seekrieges und der Seeherrschaft gibt es keinen gewaltigeren Akt als diesen, der in Horatio Nelsons großem Namen gipfelt. Von der ersten Stunde an trat der Handelskrieg in den Vordergrund: die Blockade der französischen Häfen, die Beschlagnahme aller Zufuhren durch England, und als Gegenschlag Frankreichs schon 1793 der Plan einer Kontinentalsperre. Der Anschluß Hollands und Spaniens an Frankreich erweiterte dann den Kriegsschauplatz, stellte die riesigen Kolonialreiche der beiden den Engländern als Kampfesgegenstände zur Verfügung, gab die beiden alten Kriegsflotten der Nachbarmächte in Frankreichs Hände. Die Entscheidung über diesen Weltbesitz fiel in einer Reihe von Seeschlachten: Howe, Duncan, Jervis, Nelson führten die englischen Geschwader; von 1794 bis 1798 folgte ein Sieg dem andern, die verbündeten Marinen verschwanden von der See. Die englische Kolonialherrschaft hatte 1783 ihre kostbarste Perle verloren; jetzt wuchs ihr Stück auf Stück im Kampfe zu. Man legte die Hand auf Trinidad in Westindien, auf Malta, auf das Kapland, auf die Stationen des Wegs nach Ostindien hin, auf Ceylon, auf die holländischen Sundainseln, man rang von neuem um Ostindiens Besitz. Auch diesen Kampf hatte Chatham mit Robert Clive dereinst zuerst im großen Stile aufgenommen, jetzt griffen die Franzosen von neuem nach dem alten Wunderlande, das ja immer das Ziel von Bonapartes genialsten Träumen blieb; der Krieg entbrannte mit erneuter Hitze, und William Pitt mit seinem Statthalter Richard Wellesley vollstreckte die Erbschaft von 1760. Die Revolution hatte die französische Flotte desorganisiert; es gelang nicht, sie so jäh emporzubringen wie das Landheer; auch die englische hat schwere innere Erschütterungen durchzumachen gehabt, noch 1797 überaus gefährliche Meutereien, die eine Weile lang die Sicherheit der englischen Küsten völlig bloßstellten; aber im ganzen erfüllte die englische Nationalwaffe ihre Pflicht. Die Seekriegführung erhob sich, nach zurückhaltenderen Anfängen, zu immer stärkerer Offensive: was die großen Revolutionsgenerale, was insbesondere dann Bonaparte auf dem Lande leisteten, das leistete,

im vollen Sinne moderner Niederwerfungsstrategie, in gewaltigem Ansturme, in überwältigenden Schlägen auf dem Meere vor allen anderen Nelson.

Die Seeherrschaft Englands wurde von neuem errungen und gesichert; sie griff mit eiserner Hand in den Handel nicht nur der Gegner, den sie erdrückte, sondern auch der Neutralen hinein; sie sprengte 1801 deren werdenden Gegenbund durch die Gewalttat vor Kopenhagen; der Vorsprung der englischen Schiffahrt wurde riesengroß. Der Krieg, der auch auf Englands Schultern überaus drückende Lasten häufte, bereicherte den englischen Handel, die englische Industrie in diesem seinem ersten Jahrzehnte unablässig: Seeruhm, Kolonialbesitz, Gewinn flossen der Meerbeherrscherin in breiten Strömen zu.

Das war die historische Bilanz des Krieges, den Pitt zu leiten hatte. Welches war seine eigene Leistung dabei? Englische Kritiker haben seine Friedensarbeit vor 1793 über die nachfolgende Kriegsarbeit gestellt; es ist interessant, wie dabei der Radikale Lord Rosebery im Namen historischer Gerechtigkeit den Anklagen des Liberalen Macauley apologetisch entgegentreten muß. Hier sei nur zusammengefaßt, daß er Pitts Finanzleitung von voreiligen Vorwürfen glänzend gereinigt hat. Die Kosten waren riesig, die Subsidienzahlungen andauernd und hoch, die Summe der Anleihen erschreckend und ihre Bedingungen hart, die Staatsschuld ist in diesen 22 Jahren ungeheuer angewachsen. Pitt tat, was er mußte und was er vermochte; er erhielt den Kredit seines Staates lebendig, den Tilgungsfonds aufrecht, er setzte 1798 die progressive Einkommensteuer durch. Er mußte in dem aufrührerischen Irland die Sicherheit seines Reiches verteidigen und wurde durch die Notwendigkeit zur Union der beiden Parlamente von Westminster und Dublin gezwungen: er errang sie 1800, nach der Gewohnheit des irischen Parlaments durch Bestechungen, und entkleidete Irland seiner Selbstregierung. Er tat es zugleich mit der Absicht, der Mißwirtschaft dieses irischen Parlaments ein heilsames Ende zu bereiten, versöhnende Reformen zu bewilligen, die dem irischen Katholizismus die politische Gleichberechtigung, seiner Kirche die staatliche Besoldung verschaffen sollten. Die Reformen hat er nicht zu erwirken vermocht, nur die Gewalttat der Union blieb stehen.

Das war bezeichnend für den Wandel, den seine innere Politik

nach 1793 überhaupt durchmachen mußte. Pitt blieb im Grunde, der er war: der Mann bedächtiger, aber ehrlicher politischer und sozialer Reformbestrebungen; auch jetzt noch hat er gelegentlich die Hand daran zu legen gestrebt. Bis 1792 war der Zug des englischen Staatslebens liberal gewesen, auch noch nach dem Beginne der Revolution und nach dem Schlachtrufe Burkes. Pitt wurde diesem Zuge innerlich nicht untreu: in der englischen Entwicklung wirkt er trotzdem als einer der Väter einer künftigen konservativen Partei nach, die maßvoll zu erhalten und fortzubilden wünscht, die aber dem Liberalismus gegenüber ihre Eigenart hat in ihrem starken Sinne für staatliche Macht und deren Betätigung — auch darin also als Fortsetzer seines Vaters. Und völlig konservativ, ja reaktionär erscheinen die Taten, die er nach 1793 vollbringen mußte. Vorerst war jede weitergehende Neuerung unmöglich: es galt das Dasein zu verteidigen, das war nicht die Stunde zum Umbau des eigenen Hauses. Noch mehr: es galt Abwehr gegen eine Flut von unerhörter Heftigkeit. Man fürchtete auch für England die Propaganda, die Verschwörung, man glaubte die Gefahr mit Händen zu greifen, und ohne Anlaß waren diese Sorgen sicher nicht. Mit einem mächtigen Ruck wurde das Steuer herumgeworfen, alle Kräfte sollten gesammelt, alle Gegnerschaften daheim erdrückt werden. In Schottland wurde geradezu gewaltsam durchgegriffen, in England weniger scharf; aber auch hier gab es Zwangsgesetze, Versammlungsverbote, Vereinsaufhebungen, Preßbeschränkungen; von 1794 bis 1801 wurde die unbedingte persönliche Sicherheit des einzelnen, die Habeas-Corpus-Akte, der Stolz des englischen Rechtslebens, suspendiert. Auch dies alles war allzu begreiflich und wahrscheinlicherweise durchaus unumgänglich in der Notwehr, in der man stand. Die Nation in ihrer großen Mehrheit, die öffentliche Meinung, die Parteien förderten und unterstützten es viele Jahre lang. Die Wahlen von 1796 erneuerten das Übergewicht Pitts; die Mehrzahl der Whigs unter Burke, die „alten Whigs", hatten sich bereits 1794 der Regierungspartei angeschlossen, Burke selber lange zuvor mit dem radikalen Fox, als dem Führer der Friedensgruppe, persönlich in leidenschaftlicher Abrechnung gebrochen. England ging in dem großen Kampfe auf: es opferte ihm alles andere, es erkannte die ganze Höhe des Preises und handelte danach in starker und einiger nationaler Disziplin.

Wunderbar genug: die Begeisterung des Kampfes wurde von dem Minister nicht geteilt, der ihn zu lenken hatte und dem gerade deshalb die Dankbarkeit und das Vertrauen seines Volkes so laut zujubelte. Pitt ließ die innerlichen Aufgaben nur mit Bedauern liegen; Burkes Eifer blieb ihm auch jetzt noch fremd. So viel er mit den französischen Emigranten zusammenhandeln, so sehr er die Rückkehr des französischen Königtums der Sicherheit und des Friedens halber wünschen mußte: er wurde dennoch nicht zum Gläubigen der Gegenrevolution. Nicht um den Prinzipienkrieg handelte es sich für ihn, sondern um den Machtkampf und um die Erringung des Friedens. Und den Frieden hat er immer von neuem gesucht. Er hatte geglaubt, dieser Krieg werde von kurzer Dauer sein: was er dazu tun konnte, hat er getan. Eine ganze Reihe von Unterhandlungsversuchen begleitet den Kampf, gelegentlich kam Pitt weiter entgegen, als mancher billigen konnte. Vergeblich: auch die Machthaber der Revolution waren an den Krieg und seine Hoffnungen gebunden und wollten nicht verzichten. Pitt rechnete eine Weile auf ihren Sturz, auf eine Restauration; die ersten Friedensangebote ihres wirklichen Nachfolgers, des eben in die Macht eingetretenen Konsuls Bonaparte, wies er im Winter 1799—1800 zurückhaltend und mißtrauisch ab; dann hat noch er selber, da Bonaparte sich hielt, den Frieden — oder besser: Waffenstillstand — von Amiens vorbereitet und gefördert. Der ist 1802 abgeschlossen worden; bis dahin hatte England allein, während die Festlandstaaten mitschlugen, zurücktraten, wieder vorgingen und sich wieder zurückzogen, die harte Bürde ohne Unterlaß getragen. Das Erstaunliche ist eben, daß Pitt sie widerwillig getragen hatte: seine Heldenleistung war das Ergebnis einer langen Selbstüberwindung. Und das Erstaunlichste, daß doch gerade diese seine Leistung den Krieg aufrechterhalten hatte bis zuletzt. Pitt, der ihn nicht wünschte, war das Rückgrat des Krieges. Wieder ist, wie in dem Friedensjahrzehnt zuvor, an seiner Gesamthaltung sein freier Wille schwächer beteiligt, als der Zwang der Dinge. Aber dieser Zwang ließ den Widerstrebenden große Taten tun. Seine Festigkeit hielt Großbritannien in furchtbaren Jahren aufrecht. Durch wieviel Niederlagen, wieviel Abfall, wieviel Opfer, wieviel Gefahren mußte er hindurch, in den schlimmsten Tagen er persönlich auf den Straßen Londons beschimpft und bedroht! Er schritt hindurch, ungebeugt,

furchtlos, mit dem kalten, klaren, nüchternen Entschlusse, das Notwendige mannhaft zu tun. An einer stolzen Sicherheit richtete nach jeder bösen Kunde das Parlament sich auf. Er vermochte den Krieg nicht zu leiten wie ein preußischer König, ihn auch nicht mit seinem Feuer zu durchglühen wie Chatham; aber er durchdrang ihn mit seinem Charakter. Er tat das Äußerste und Schwerste, als verstände es sich von selbst.

In dieser Festigkeit lag sicherlich etwas sehr Großes, und man muß es hinzufügen: die besten Kräfte des englischen Wesens lagen darin. Es sind ja viele und verschiedenartige Eigenschaften, durch deren jahrhundertelanges Zusammenwirken England seine Größe in der Welt errungen hat: wirtschaftlicher Wagemut und wirtschaftliche Nüchternheit nebeneinander, Tätigkeit, Fleiß, ein gesunder Sinn für das Wirkliche und Greifbare, derber politisch-nationaler Stolz, politische Einfügung und dabei freie persönliche Entfaltung des einzelnen, seiner Kräfte und Rechte und seines Innenlebens, hartes Zupacken, rücksichtslose Gewaltsamkeit und ernste, tiefgreifende Kulturarbeit, alles immer wieder von einem Staate geleitet, beraten, geordnet, der in lebendiger Beziehung zu seinen Mitgliedern blieb. Ansiedler und Geistlicher, zumal aber Kaufmann, Seemann, Soldat und Staatsmann haben immer glücklich, glücklicher als irgendwo sonst, ineinander gearbeitet. Aus allen diesen Berufen stammen die bedeutenden Persönlichkeiten, in denen sich die Leistung der einzelnen Epochen verkörpert, von den Tagen Elisabeths an bis auf die Gegenwart; durchgehende Züge, Typen, die immer wiederkehren, lassen sich da die Zeitalter entlang verfolgen, von Gresham und Drake an bis auf Chamberlain und Rhodes. Schließlich sind es doch die Staatsmänner, die am sichtbarsten alle Fäden, alle Wirkungen in sich zusammenfassen — nirgends so deutlich wie in der Periode des hundertjährigen Zweikampfes mit Frankreich, wo alles Wachsen von Englands Wohlstand und Weltbesiedlung so dicht an den Staat und seine Taten gebunden war. Auch Pitt hat die andern neben sich gehabt, die Kaufherrn wie die Krieger. Sicherlich hat ihn Nelson durch schlagende Genialität überragt, und sicherlich steckt auch in Nelsons kühner Tatkraft und in dem Zuge einer gewissen rücksichtslosen und gesetzlosen, persönlichen und nationalen Willkür, der Nelsons Bilde als Mann und Kämpfer nicht mangelt, ein gut Stück der

nationalen Eigenart — ebensoviel oder noch mehr von dieser aber ist doch wohl in den zwei Helden der gleichmütigen Ruhe, der kaltblütigen und selbstbeherrschten Festigkeit enthalten, den beiden typisch englischen Edelleuten, die mit Nelson zusammen das Ringen gegen Napoleon überragen, die beide keine Genien waren in Nelsons oder gar in Napoleons gewaltigem Stile und doch groß genug, um dem großen Kaiser gegenüber ihren Platz im Kampfe zu füllen: Wellington und Pitt. Wir sahen, wie wenig Pitt dem unerbittlichen Fanatiker gleicht, den der Haß der zeitgenössischen — und sonderbarerweise auch noch heutiger — Franzosen immer wieder aus ihm machen gewollt: aber die Wirkungskraft des Charakters wird in ihm Fleisch und Blut wie in wenigen sonst.

* * *

In unerschöpflicher Arbeit und Anspannung hat er diese Kriegsjahre verbracht. Man hat beobachten wollen, daß in sie die Krisis seines persönlichen Lebens falle. Im Jahre 1796 hat er sich den früher erwähnten Verzicht auf häusliches Glück abgerungen. Noch aus dem folgenden stammt die viel wiederholte, Pitts beneidenswerte Ruhe charakterisierende Erzählung, wie Lord Spencer auf dem Höhepunkte des Matrosenaufstandes den Minister mit ganz bösen Nachrichten weckt und mit seinen Befehlen abgeht; als er kurz darauf noch einmal zu ihm zurückeilt, trifft er ihn schon wieder in festem Schlafe. Im Jahre 1798 aber findet Lord Rosebery die ersten Zeichen, daß diese Ruhe und Pitts Gesundheit zu weichen beginnen — mag der Druck der Erlebnisse und Mühen, mag die Einwirkung seines schweren Lieblingsweines den immer zarten Körper erschüttert haben. Im Jahre 1799 folgten Sieg und Auseinanderbruch der zweiten Koalition gegen Frankreich, 1800 die neuen Erfolge Napoleons, die Vereinzelung Englands, 1801 das Ende von Pitts siebzehnjähriger Regierung. Es hängt nicht mit dem Weltkriege, sondern mit Irland zusammen. Pitt hatte an die Union der beiden Parlamente die Aufhebung der politischen Rechtlosigkeit der Katholiken knüpfen wollen; er hatte den Iren Hoffnungen darauf erweckt. Der Plan brachte die Hochkirchler in Harnisch; er brachte den alten König, dem Intriganten zugesetzt hatten, zu verletzenden Worten, und Pitt forderte seinen Abschied. Er hat in dieser Krise rein und klar gehandelt; den König mochte außer der Maßregel selbst,

die ihm innerlich anstößig war, die Eigenmächtigkeit seines regierenden Staatsmannes verdrossen haben — als eine persönliche Versöhnung, ein zeitweiliger Verzicht Pitts auf seinen Vorschlag zustande gekommen war, war sein Rücktritt nicht mehr ungeschehen zu machen. Er hatte selber seinen Nachfolger Addington auswählen geholfen und wies seine Anhänger an, diesen zu unterstützen; er wirkte beim Friedensschlusse mit Frankreich mit — so wenig war es der kommende Friede gewesen, der ihn aus dem Amte getrieben hatte. Dann zog er sich auf das Land zurück, lebte seiner Erholung, seinen Neigungen, tat höchstens als Organisator der Miliz seines Küstenbezirkes seine patriotische Pflicht. Es scheint, als habe er aufgeatmet, als sei mit der Verantwortlichkeit ein Druck von ihm abgefallen. Aber auch er vermochte nicht, nach so langer Herrschaft wirklich dauernd still zu sitzen. Solange der Friede währte, konnte er sich für entbehrlich halten. Aber der Friede war kurz. England hatte ihn 1802 mit Freuden geschlossen; die Jahre der ersten Erregung, der hohen Einigkeit, der Revolutionsfurcht waren damals verrauscht, die Leidenschaften abgekühlt, und man hatte angefangen, den Druck des Krieges doch einmal stärker zu spüren als seinen Gewinn. Man fand sich Napoleon gegenüber, und Napoleon war damals geneigt, Frieden zu schließen, und schien stark genug, ihn gewährleisten zu können. So hatten Müdigkeit, Isolierung, zudem die Hoffnung, im Frieden den eigenen Handelsverkehr auf Frankreich selber ausdehnen und so beflügeln zu können, die Verhandlungen populär gemacht — sicherlich nicht zu Pitts Mißfallen. Jedoch die Hoffnungen wurden enttäuscht, die Opfer, die England zu Amiens fast allzu reichlich gebracht hatte, fand es nicht belohnt. Napoleon setzte den Handelskampf gegen England und die Erweiterung des französischen Machtkreises innerhalb und außerhalb Europas während des Friedens fort; die Vergangenheit und die Interessen wurden nach kurzer Pause wieder mächtig, und der Krieg brach bereits 1803 wieder aus. Seiner Leitung war Addington nicht gewachsen; die Dinge stockten und drohten gefährlich. Da war auch Pitts Fernhaltung nicht mehr begründet und nicht mehr möglich, und es war nur menschlich, daß er, aus seinem Schatten hervortretend, nun seinerseits das Ministerium überschattete und daß ein unhaltbar gewordenes Verhältnis selbstloser Unterstützung der regierenden Mittelmäßigkeit allmählich in Gegensatz und Neben-

buhlerschaft umschlug. Der Abgeordnete Pitt war allzuviel größer als das Kabinett, der Beifall, der ihn im Unterhause empfangen, eine allzu deutliche Kritik. Nach unfruchtbaren Vermittlungsversuchen räumte ihm Addington im April 1804 den Platz; das zweite Ministerium Pitt begann. Aber der Zurückgekehrte kam als ein kranker Mann; das Interim hatte die Parteiverhältnisse verschoben, die Kollegen, die Pitt sich wünschte, um ein bedeutendes Kabinett der Einigkeit schaffen zu können, Fox voran, wies der Eigensinn des Königs zurück, und Pitt zerrieb sich zwischen einem Parlamente, das ihm gelegentlich bittere Kränkung antat, und dem Widerstande des Monarchen — er empfand es mit Kummer, er selber unsicherer, erregbarer, weicher als dereinst. Es wollte kein rechter Sonnenschein mehr über ihm leuchten. Dennoch war sein Dasein auch jetzt noch von hohem Wert: wieder ergriff die gewohnte Hand des Lenkers die Zügel, und für die Weltkämpfe war dies zweite, dunkle Ministerium von weitreichender Bedeutsamkeit. An den Krieg mit England schloß sich dem französischen Kaiser der neue Koalitionskrieg auf dem Festlande an; Pitt organisierte von neuem Europa. Die Töne wurden angeschlagen, die weiter hallten bis 1815. Pitt hat noch Trafalgar erlebt (21. Oktober 1805), die endgültige Vernichtung der französischen Flotte durch den sterbenden Nelson, den endgültigen Sieg der britischen Seeherrschaft. Er erlebte kurz darauf tief erschüttert die Niederlage der beiden verbündeten Kaiser bei Austerlitz (2. Dezember), und seine Gesundheit brach unter diesem Schlage vollends zusammen; aber was über die nächsten Jahre hinaus weiterwirkte, das war nicht Austerlitz, sondern Trafalgar. Napoleon ist doch der Unmöglichkeit seiner Stellung und dem Widerstande des alten Europas, der Erhebung der Völker erlegen, auf die Pitt gehofft hatte und bis zu der nur sein Staat allein ohne jedes Wanken ausgeharrt hat in düsterer Gegenwehr. England hat unter Opfern und Gefahren, schwerer als vor 1802, seinen Posten bis an das Ende behauptet — aber was es damit errungen hat, das war des Kampfes wert. Es war die volle Niederwerfung Frankreichs und damit der Abschluß des alten Ringens von 1680 her — wenngleich diese Erbfeindschaft sich doch auch in Zukunft von neuem über alle Freundschaftsepisoden hinweg immer wieder zwischen die beiden westlichen Nationen gedrängt hat. Es war von 1815 ab die Alleingewalt in der weiten Welt, die lange

Freiheit von jeglichem Nebenbuhler zur See, in der Weltpolitik, im Welthandel, in der Weltstellung der britischen Industrie. Der Heldenmut des Staatsmannes, der diesem Kriege und diesem Siege die Bahn gebrochen hatte, hat sich seinem Volke belohnt. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat es die Früchte des Kampfes reichlich brechen dürfen, ehe die zurückgebliebenen Nachbarn anfingen, ihm nachzuschreiten und seine Alleinherrschaft zu lockern. Dem Weltzweikampfe selber hatte das Deutschland von 1800 zusehen müssen, ohne an ihm teilnehmen zu können — man weiß, wie Friedrich Schiller um die Jahrhundertwende seine Deutschen, indes die beiden anderen den Erdkreis und seine Macht und seine Schätze umstritten und eroberten, auf die innerlichen Gewinnste geistiger und sittlicher Art, auf die wahre „deutsche Größe" seines klassischen Idealismus tröstend hinwies. Das neue Deutschland hat dann allmählich auch in die Wirklichkeit und Weite der Welt hinausgegriffen. Es tut heute gut daran, von den Älteren, die ihm voraufgeschritten waren und ihren Vorsprung besitzen, immer wieder zu lernen; es tut recht, es sich immer von neuem zu wiederholen, welche Kräfte und welche Leistungen es gewesen sind, die England so groß gemacht haben — nicht nur an Macht allein, aber freilich durchaus auf dem sicheren Grunde der Macht.

Pitts sterbliches Leben ging in Tagen zur Rüste, in denen sein eigenes Auge solch eine Zukunft nicht vorausschauen konnte. Der gichtkranke Mann verwand den Schlag von Austerlitz nicht mehr. Er versuchte eine Kur; er kam sterbend in sein Landhaus nach Putney zurück. Dort gab er die Weisung, die Karte von Europa aufzurollen: „sie wird die nächsten zehn Jahre lang nicht gebraucht werden." Er betete, er nahm Abschied von den Seinen; noch aus der Wirrheit des Fiebers heraus fragte er seinen jüngsten diplomatischen Maßregeln nach; sein letztes war ein Seufzer um sein Vaterland. Er starb, weniger als 47 Jahre alt.

Er erhielt sein Grab in der Westminsterabtei bei seinem Vater; die Nation trauerte um ihn. Sein Ministerium zerfiel alsbald; Georg III. mußte jetzt, was er dem lebenden Pitt abgeschlagen hatte, doch gewähren, ein Whigkabinett mit Fox; aber auch dieses ging 1807 zu Ende, und seitdem führten die Tories das Erbe Pitts weiter. Sie vollendeten seinen Kampf mit Frankreich; die Lebendigkeit der innerpolitischen Bestrebungen, die er im Herzen getragen

hatte, übernahmen sie nicht. Auch seine innerliche Arbeit war indes nicht verloren; nicht vergeblich hatte er eine Zeit der Unruhe und Unordnung abgeschlossen, das innere Leben befreit, befriedet, gefestigt; nicht nur dem äußeren Kampfe war diese Stählung des britischen Staates zugute gekommen: noch der spätere Torismus sollte davon erben. Seine liebsten Reformgedanken freilich sahen wir Pitt vertagen; einige hat sein Schüler Canning weitergetragen, die meisten erst die Nachfolgerin seines Gegners Fox, die liberale Partei der Epoche nach 1830, vollstreckt. Auch da steht er in der Kette des Lebendigen und Zukunftsvollen, auch da sahen wir ihn anknüpfen an den ersten Pitt.

Die Art der beiden Männer blieb charakteristisch verschieden auch in ihrem Sterben. In einer zürnenden Oberhausrede war Lord Chatham ohnmächtig zusammengebrochen, dramatisch bis auf die Schwelle des Todes, der diesem Auftritt bald nachfolgte: er verschwand wie ein fallender Stern. Sein Sohn ging aus wie ein verlöschendes Licht, still und allein. Aber zueinander gehören sie in allem: zwei Arbeiter am gleichen Werke; weltgeschichtliche Gestalten alle beide, weil sie, beide im Dienste derselben lebensvollen Gesamtentwicklung, mit schöpferischem Zwange der eine, in pflichttreuer, selbsttreuer Ausführung sachlicher Notwendigkeiten der andere, gebietend oder gehorchend, beide in großen Dingen mit entscheidender Wirksamkeit und ganzer Hingabe etwas schufen für ihre Nation.

* * *

Ostdeutschland in der deutschen Geschichte

Vortrag zu Gunsten der vertriebenen Ostdeutschen, München Februar 1920

Deutschland schreitet gegenwärtig durch das Tal der tiefsten Schmerzen: keiner tiefer als der um unseren Osten, um diese Abreißung der Landschaften und der Millionen deutschen Geblütes, von der jeder Tag uns neue herzerschütternde Kunde gibt; von allem Furchtbaren ist das heute das Furchtbarste. Unsere Universität erfüllt der Wunsch, den vertriebenen, heimatlos, mittellos, hilflos gewordenen Volksgenossen, aus Posen und Preußen zumal, die Hand hinzustrecken zu einiger Hilfeleistung; noch mehr der Wunsch, zu ihrem Teile öffentlich zu bezeugen, daß wir hier im Herzen des deutschen Südens nicht stumpf genug sind, um dieses Trauerspiel des Ostens nicht mitdurchzufühlen, nicht willenlos genug, um unsere Einigkeit des Leides und des Zornes nicht irgend zu betätigen. Ich will Sie heute als Historiker hinführen auf den Schauplatz und mehr noch hineinführen in die geschichtliche Bedeutung dieser nationalen Not. Ich will Ihnen dartun, was dieses Ostdeutschland unserer deutschen Geschichte, was unsere deutsche Geschichte diesem Ostdeutschland gewesen ist, wieso beides unlöslich verkettet gewesen ist, und es deshalb auch ist und bleibt. Es gilt einen raschen Gang durch zwei Jahrtausende oder doch, im Näheren, durch eine Anzahl von Jahrhunderten hin, durch bekannte Tatsachen und Zusammenhänge, deren Erinnerung hier nur emporgerufen werden soll — eine leichte Aufgabe also dem Stoffe nach; schwerer immerhin, insofern dieser Stoff riesengroß ist und doch in kurzen Minuten auf eine einheitliche Form gebracht sein will: auf eine Überschau, die die Masse beherrschend gliedert und den Inhalt, die entscheidenden Kräfte und Werte dieser weiten Entwicklung bestimmt. Den Hauptwert für unsere Betrachtung habe ich schon genannt: das ist die innerliche Untrennbarkeit unseres in Geschichte und Gegenwart so vielgetrennten Volkstums, von Süd und Nord, von West und Ost.

Wo beginnt Osteuropa? so hat vor zwanzig Jahren ein geistreicher Publizist gefragt und sich die paradoxe Antwort gegeben: an der Kurfürstenbrücke zu Berlin, dicht beim Schlosse der Hohenzollern, an der Grenze, die dort die Hauptstadt Berlin selber in Ost und West zerschneidet: da sei „die größte Völkerscheide der Welt". „Betrachtet man es recht, so hört für den Menschen des Westens — des deutschen wie des allgemeinen — die Welt an diesem Flußrand auf." Ich glaube wohl, daß unser Westen es oft genug ganz so empfunden hat — nicht immer ohne Fremdheit und Hochmut, in Zeiten, wo wir

uns Leichtfertigkeiten solcher Art vielleicht noch leisten konnten; mit einem leisen Schauder, als habe dahinten Schönheit und Kultur und Behagen alles ein Ende. In Wahrheit ist unser deutscher Osten schön. Den tiefen Reiz der großen Ebene vermag noch immer nicht ein jeder zu empfinden. Aber wie schön sind für jegliches Auge die Seen und Hügel und Küsten Pommerns und beider Preußen, die Täler und die Berge Schlesiens! Wie warm und strahlend erglänzt auch dort historisches und gegenwärtiges Leben der Schlösser und der Städte — die Lebendigkeit Breslaus mit seinem ostdeutschen Marktplatz, dem Ring, mit seinem gotischen Rathaus, mit dem Barockpalast seiner Universität; wie eindrucksvoll die ernsthafte Schwere Königsbergs, die klare rötliche Herrlichkeit der Marienburg, die hinreißende Pracht von Danzig, wo Gotik und niederländisch-deutsche Spätrenaissance sich vereinen und verschmelzen, wo neben der Wucht und Macht der Marienkirche, die einer Festung gleich die alte Stadt gebieterisch überragt, in den bunten Gassen das Stadtbild von 1600 und 1700 mit einer Einheitlichkeit redet, die von Nürnberg und Augsburg und Rotenburg nicht übertroffen wird, das Bild einer deutschen Handelsstadt, einer deutschen Freistadt von ursprünglichster deutscher Fülle. Deutsche Luft weht durch diese Landschaften; Deutsche haben sie ausgefüllt und bestellt, ihre Seele geformt und erzogen, Deutsche haben ihre Städte geschaffen, bis nach Riga und Reval hinauf, die das deutsche Auge mit tiefer Vertrautheit grüßen, deutsche Hansestädte, so deutsch und hansisch und so malerisch reich wie nur Lübeck es sein kann — oder die uns doch so gegrüßt haben bis in das Schicksalsjahr 1918 hinein. Wir haben diesen Boden befruchtet, auch an der Düna und am finnischen Busen; unser Eigen im vollen Sinne ist er an Pregel und Weichsel geworden. Und all dies Wesen ist unwegdenkbar aus dem deutschen Wesen überhaupt, aus dem Wesen, wie es uns aus dem Unverlierbarsten anredet, das wir noch besitzen, aus unserer Geschichte.

* * *

Dort zwischen Elbe und Oder und Weichsel liegen — ich frage hier nicht nach ihren Ursprüngen — ihre frühen Stätten, in den Zeiten, wo sie als eigentliche Geschichte beginnt. Bis an die Weichsel war vor der Völkerwanderung germanisches Land. Und dann folgten, ein Jahrhundert vor Christi Geburt anhebend, durch mehr als ein

halbes Jahrtausend nach Christus hin, jene Wanderungen unseres Volkes der Mitte. Denn das war und ist ja sein Schicksal, das Volk der Mitte zu sein, ohne feste Naturgrenzen hineingestellt zwischen die slawische und keltische Welt, von außen gedrängt und gestoßen, von sich selber aus immer neu bewegt. Ungeheure Schwankungen nach West und Ost erfüllen unsere Geschichte, großartige Pendelschwingungen unseres gesamten Daseins, alle die kommenden Jahrhunderte hindurch: der eigentliche Gegenstand unserer heutigen Überschau. Es ist bekannt, die deutschen Stämme gerieten damals ins Rollen, sie stießen in das römische Weltreich hinein, tief nach Süd- und Westeuropa; sie haben eine neue Völkerwelt befruchtet, ja gestaltet, und ein gut Teil ihrer selbst ist in diesen Fernen aufgezehrt worden und verschwunden. Andere blieben germanisch; sie haben im Westen, im Südwesten des heutigen Deutschlands Kelten, Keltoromanen zurückgedrängt, das Deutschtum nach Westen hin also für die Dauer vorgeschoben. Im Osten aber hat ihr Wegzug die breiteste Lücke geöffnet. Und im Osten strömten die Slawen nach, von der Weichsel bis zur Elbe hin und westlich über die Elbe hinaus, nach Niedersachsen hinein, ja das Maintal hinunter. Böhmen vor allem wurde damals mit schicksalsvoller Wirkung zum slawischen Lande. Es ergab eine tiefe Veränderung des mitteleuropäischen Gesichts. Die Schwingung der deutschen Kräfte erstreckte sich bis tief nach Frankreich hinein: das fränkische Weltreich rückte seinen Schwerpunkt weit nach Westen.

Aber dann begann die Rückwendung: durch fränkische Eroberung nach Osten hin längst vorbereitet, wurde sie unter den Karolingern, im 9. Jahrhundert stark, sie führte zur Ablösung des Ostreiches, zur Verselbständigung eines deutschen Reiches. Und kaum war dieses deutsche Reich in sich gefestigt, da trat es in wachsende Reibungen mit der nachgeströmten Slawenwelt, da hub die Wiedergewinnung des vordem geräumten, des ehedem deutsch gewesenen östlichen Bodens an. Da schwoll im Südosten, im 9. Jahrhundert, der bairische Vorstoß gewaltig an: der Stoß in die Berglande der Ostalpen hinein, die Donau hinab, daneben im Nordgau auf Böhmen los, in das westliche und südliche Böhmen hinein, ein langes Vordringen, hier lockerer, dort dichter, überall wirkungsvoll für die weiteste Zukunft — die Grundlegung Österreichs durch den bairischen Stamm. Da folgte im Nordosten vom 10. Jahrhundert ab, seit den

großen Sachsenkönigen, seit Heinrich I. und Otto I., der sächsische Vorstoß gegen die Elbslawen, die Slawen zunächst westlich und östlich der Elbe: beides zusammen unter dem Gesichtspunkte der deutschen Gesamtgeschichte eine bedeutsame Einheit, der südöstliche Hergang das unabtrennbare Gegenstück und die Ergänzung des nordöstlichen, auch er unendlich wichtig, aber nicht der Gegenstand meiner begrenzten heutigen Darstellung. Und im Nordosten, dem wir weiterhin nachgehen, Dinge, groß, heldenhaft, im hohen Stile unserer Kaiserzeit, aber zugleich in sich zerrissen wie die Geschichte der Kaiserzeit es überall war. Zum Hauptgebiete der Kaisergeschichte wurde eben doch der Westen und Süden Deutschlands, der Süden Mitteleuropas, dank ihrem Drange nach Italien, nach Rom; den Osten umspannte der Anspruch der großen Kaiser wohl zugleich, aber der Osten blieb doch nur Nebenland. Deshalb gab es dort zunächst ein unsicheres Strömen und Gegenströmen, durch zwei Jahrhunderte hin bis in die Mitte des zwölften: Gewinne, Verluste, Gewinne, auf lange hinaus keine feste Sammlung der Kräfte; zeitweise wohl ein hoher Sieg, eine Weile lang ist selbst Ungarn einmal dem Reiche untertan gewesen; aber im Ganzen rang die Kaisermacht doch nur mühselig mit den neuen slawischen Ostreichen, die jenseits unserer Grenze wechselnd emporstiegen. Das mährische Großreich erhob sich und versank. Böhmen festigte sich und wurde im 10. Jahrhundert in das Reich gezogen, in dem, bei dem es ein Jahrtausend lang verblieben ist, geographisch fast unauslösbar aus den deutschen Landen, die es rings umwuchsen und es umklammerten, und die es seinerseits voneinander trennte und auseinander riß und reißt, ethnographisch stets ein unverdaulich harter Bissen für diese wachsende deutsche Welt, ein dicker slawischer Pfahl im deutschen Fleische: es ist ein entscheidender Unsegen der deutschen Geschichte geworden, daß wir niemals vermocht haben, dieses eingesprengte tschechische Stück zu germanisieren. Aber mit aller Geschichte Deutschlands vom 10. Jahrhundert ab blieb Böhmen innig verknüpft, so sehr es im Tiefsten naturgemäß — wie das jetzt seit langem sichtbar ist und heute das Dasein unseres Südostens ganz beherrscht — unser Gegner war auf Leben und Tod. Weiter draußen kamen Polen und Ungarn herauf, für den Norden von einschneidender Bedeutung zumal Polen: auch dieses im Aufstiege vom 9. Jahrhundert ab, im Beginn des 11. Jahrhunderts eine Weile lang ein

machtvoll um sich greifendes slawisches Großreich, der Nebenbuhler unseres Reiches um die Beherrschung der zwischen ihnen liegenden Flachlande, der Tiefebene von der Elbe bis zur Oder mit ihren slawischen Stämmen. Auch Polen hat bis zu Friedrich dem Rotbart in einer lockeren und wechselnden Abhängigkeit zum Kaisertum gestanden, aber zwischendurch ist es Deutschland gefährlich gewesen; dann, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, wurde es durch Teilungen gelähmt, und blieb bis über 1300 hinaus geschwächt.

* * *

Und eben um die Mitte des 12. Jahrhunderts sammelte sich Deutschland endlich zu einheitlich großer Gegenwirkung. Da wurde die alte Sachsenpolitik Ottos I. wieder aufgenommen, und die Reihe der Marken, die unsere Ostgrenze deckte, schob sich vor. Meißen und die Nordmark, aus der dann Brandenburg geworden ist, und das sächsische Herzogtum standen in dieser neuen Bewegung voran, Wettiner, Askanier und Welfen nebeneinander, ragende Gestalten unserer Volksgeschichte wie Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe, Heinrich vor allen symbolisch für den Lebenstrieb, die Sonderstellung und Sonderaufgaben des deutschen Nordens. Der neue Vorstoß vollzog sich in Kriegen, im Kreuzzuge wohl einmal, dann in weltlichen Kriegen der Fürsten unmittelbar, in Kriegen, milder geführt in Meißen, schärfer in Brandenburg und bis an die Ostsee hinauf. Politik und Krieg haben Brandenburg, Ostholstein, Westmecklenburg erobert; im Hintergrunde stand dort und hier der weitere deutsche Gegensatz zur polnischen und zur dänischen Großmacht, im Vordergrunde der engere Kampf mit den slawischen Einzelstämmen an Elbe und Havel und Meer. Sie sind unterworfen, vom Deutschtum durchdrungen und vielfach verdrängt, als selbständige Macht, als selbständiger Stamm vernichtet worden. Wie weit Austreibung und Ausrottung hier oder dort, zumal in den westlichsten Teilen der neugewonnenen Gebiete, voll durchgeführt worden sind, wie weit die Wenden nur eingefügt wurden und den neuen Herren zu dienen hatten, das wird wohl niemals völlig ausgemacht werden können. Als slawische Gruppen für sich blieben in der Mark nur die Fischer in ihren Kietzen geduldet, und stellenweise in feuchter Niederung einmal eine zusammenhängende Masse. Im Ganzen entstand in diesen eroberten Gegenden, nicht ohne Blutmischung sicher-

lich, doch ein deutsches Land und eine deutsche Bevölkerung. Denn der Eroberung folgte hier die Besiedelung nach, und anderwärts ging diese über die Eroberung hinaus.

Von 1150 ab und etwa bis an 1300 hinan erhob und ergoß sich, nach dem früheren Weichen, Wiederkehren und langsamen Anschwellen der deutschen Woge, die große Flut unserer Besiedelung des Ostens. Unser Westen hatte sich wirtschaftlich ausgefüllt und gesellschaftlich ausgewachsen, er trieb in Adel und Bauerntum eine Menge überschüssiger Kräfte hervor, die sich nach neuem Lande sehnten: sie strömten jetzt, da man sie rief, in die Ebenen des Ostens zurück, aus denen ihr Volk ehedem hergekommen war, und der Strom wurde breit und lang. Es war eine elementare Bewegung gewaltiger Massen, aus allen Stämmen und allen Schichten des alten Deutschlands, großartig und einheitlich bei aller Teilung und Zersplitterung nach Zeit und Ort, ein zusammenhängender historischer Hergang von weltgeschichtlicher Art. Deutschland vollbrachte seine großen Festlandkolonisation im Osten. „Nach Ostland wollen wir reiten“: das tönt noch jetzt im vlämischen Volksliede nach; „in Gottes Namen fahren wir“, sangen die Einwanderer in Schlesien. Die Einbruchstellen, so sahen wir, hat die Gewalt gebrochen. Wo sie führte, da ging es rasch und scharf, durchgreifend und ziemlich einheitlich her: das gilt für die wichtigsten Landschaften, für den Hauptteil der Marken, für Ostholstein und für Ostpreußen. An anderen Stellen vollzog es sich wechselnder und langsamer: da wo der Ruf der Fürsten, deutscher oder vollends slawischer Landesherren, deutsche Kultur und Wirtschaft, deutsches Christentum und deutsche Menschenkräfte in friedlicher Werbung auf den bisher dürrgebliebenen und dünnbevölkerten Boden herüberleitete. Denn die Slawen selber bedurften dieser Hilfe; ihr Pflug war zu leicht, ihre Arbeit zu schwach, ihre Zahl zu gering, um die Bergwälder zu roden oder das schwere Ackerland umzubrechen: sie holten sich den deutschen Bauern, und mit dem Bauern die deutsche Stadt. Da, wo der Staat eroberte, standen Fürst und Edelmann voran. Überall, ob nun Krieg oder Friede die Erweiterung trug, wirkte unendlich bedeutsam die Kirche ein, die großen Erzbischöfe von Magdeburg an der Spitze, hinter und mit ihnen die Mönche, die Prämonstratenser, die Zisterzienser, bekehrend und lehrend, urbarmachend und befruchtend, Kirche und Obrigkeit, Kirche und deutsche Kultur auf das innigste

vereint. Und überall kamen sie alle miteinander, Priester und Ritter, Bürger und Bauer, der Bauer zumal: er suchte im neuen Gebiete mehr Land und bessere Freiheit als daheim und fand sie auch. Da setzten die Unternehmer, die Lokatoren, die Dörfer und die Städte an, nach festem, gleichem Plane, und behielten in ihnen ihren bevorzugten Platz; da ergoß sich überall deutsche Kultur, deutsche Macht ging ihr voran oder folgte ihr nach. Wo sie erst nachfolgte, blieb auch die Verdeutschung weniger scharf: so in Ostmecklenburg, in Pommern, in Schlesien. Es gab verschiedene Stufen: auf und an den Gebirgen und in den fetten Ebenen eine rein deutsche Neubesiedelung, während der lockere, leichtere Boden, der schon vorher in slawischer Hand gewesen war, auch jetzt mit slawischem Volke durchtränkt blieb: so wurde es im Königreich Sachsen. In Schlesien ein langsamer Einstrom, durch slawische Fürsten und deutsche Fürstinnen veranlaßt, eine immer stärkere Durchsetzung, schließlich doch auch eine deutsche Durchdringung des Staates. Also eine Mischung ergab sich vielorts — in irgendwelchem Grade vielleicht an den meisten Stellen; eine Mischung aus Deutsch und Nichtdeutsch, wie sie wohl auch im alten Deutschland mit seinem keltischen Urgrunde meistens irgendwie besteht. Aber nicht die Mischung kennzeichnete das Wesen, sondern der Grundton war deutsch. Deutsch in manchen, z. B. märkischen, Landschaften gewiß bis nahe an die Grenze der Blutreinheit heran; deutsch Sprache und Sitte und führendes Recht, deutsch überall der Gesamtklang des neuen Wesens — deutsch, sei es mit gar keinen, sei es mit wenigen, sei es mit gelegentlich stärkeren slawischen Resten vermengt; deutsches Wesen auf neuem Boden, mit jenen Zusätzen und Einflüssen fremder Art, und deshalb unzweifelhaft selber leise verwandelt, gefärbt, in seinem Blute verdünnt und verschärft, anderen Möglichkeiten eröffnet als sie die alte Heimat erzeugte: aber in allen entscheidenden Landschaften des neuen kolonialen Gebietes, bis nach Niederschlesien und zur Neumark hin und in Hinterpommern hinein, eine siegreiche Durchsetzung des Deutschtums, eine neue, wirklich deutsche Welt. Auch in Böhmen drang, auch hier von den einheimischen Fürsten gerufen, deutsche Einwanderung in neuen, festen Massen vor: aber hier schieden sich Deutsche und Tschechen räumlich scharf; die gebirgigen Ränder waren deutsch, und zwar kraft des guten Rechtes kultureller Eroberung durch neuschöpferische deutsche Arbeit: jedoch

im Kesselande, in der Mitte, blieben die Tschechen, und die beiden Völker saßen unvereint und unversöhnt nebeneinander.

Wer aber hatte die Fluten der deutschen Ostwanderer gestellt? das ganze ältere Deutschland! Alle Stämme sind daran beteiligt gewesen, Ober-, Mittel- und Niederdeutsche, von den Schwaben und den Niederländern ab; gerade die Niederländer haben ihre Niederungs- und Wasserwirtschaft früh in den Osten getragen und weithin die Muster gegeben. Und dann begegnen sie alle, die Niedersachsen, West- und Ostfalen, die Franken, Niederfranken, Mosel- und Mainfranken, die Türinger. Man kann im ganzen wohl von einem niedersächsischen Streifen reden, der an der Ostsee entlangläuft und bis in die Mark Brandenburg hinaufreicht, wo er sich mit den Niederfranken berührt und durchdringt; Franken und Türinger überwiegen dann in Meißen, in den Lausitzen, in Schlesien. Aber alle waren sie in Fluß gekommen, von den Baiern habe ich gesprochen, Rhein- und Moselfranken folgten dem Rufe ungarischer Könige bis nach Siebenbürgen hinaus, und Oberdeutsche sind nach Ostpreußen gezogen. Das Ganze war eine Tat Gesamtdeutschlands. Neue scharfe Staaten formten sich an der Grenze aus, Markstaaten, Kolonialstaaten, mit freier deutscher Bevölkerung, der sich die slawischen Reste unterordneten, mit fester Regierung, wie es der Grenzcharakter forderte, mit militärisch-fürstlicher Leitung und klargegliederter fürstlicher Verwaltung. Die Mark Brandenburg stand da voran, mit ihren freien Bauern und ihren von Anbeginn an kräftig entwickelten adeligen Besitzern und Kriegern, an der Spitze ein ehrgeizig in die Nachbarlande hinein um sich greifendes Herrschergeschlecht, alles straff und blank, auf diesem neuen weiten Boden ein neuer deutscher Menschenschlag, herrenhaft, zunächst gehorsamsbereit in der Hand seines starken Markgrafen, alles breiter und festgefügter zugleich als in Altdeutschland, in hellerer, weiterer, schärferer Luft. Überall aber in diesen neuen Gebieten, und weit über deren Grenzen, über die Reichsgrenzen hinweg, streuten sich die neugegründeten deutschen Städte aus, in stetem siegreichem Vordringen gen Osten, seit um die Mitte des 12. Jahrhunderts ihre Mutterstadt Lübeck die Ostsee als erste berührte. Von Lübeck her breiteten sie sich an den Ostseeküsten aus, mit Magdeburgischem Rechte wanderten sie durch das Binnenland hin, durch die Marken und nach Schlesien, und sprühten ihre Anregung und ihre Formen

in den fernen polnischen und litauischen Osten hinüber: deutsch war auch dort die Städtegründung überall.

Die deutsche staatliche Besiedlung hatte die Oder erreicht und die Oder überschritten. Und neben diese kriegerischen Marken, die sich an die westliche Heimat lehnten, stellte sich, seit dem 13. Jahrhundert, spät aber glanzvoll aufgestiegen, in seiner einsamen Ferne der eigentümlichste Staat der ostdeutschen Kolonisation, der Staat des deutschen Ordens in Preußen. Eine Erscheinung für sich, mit halbgeistlichen Zügen, vom Orden geschaffen, Jahrhunderte hindurch mit Hilfe eines Zustromes immer neuer Kreuzfahrer aus dem ganzen Deutschland verteidigt und weiter gedehnt, an der Spitze die geistlich-weltliche Genossenschaft, ritterlich, kämpfend, erobernd, organisierend, verwaltend, bewirtschaftend. Ein langer, grausamer Krieg hat diesen Staat begründet und durchgesetzt und das leidenschaftlich sich wehrende Volk der Preußen vertilgt und in Ostpreußen ganz durch Deutsche ersetzt. Auch hier und hier besonders waren alle Stämme beteiligt, die Gesetzessprache der Städte war niederdeutsch, die Amtssprache des Ordens mitteldeutsch; aber über allem waltete ein absoluter Staat von einer für diese Jahrhunderte beispiellosen Konzentration der Gewalten. Seine Verfassung und Verwaltung war klar aufgebaut, seine Politik weit und herrscherhaft, seine Wirtschaft rationell und großartig, seine Kulturwirkung in Land und Stadt gleich glänzend. Der Orden betrieb als solcher Großhandel, im Wetteifer mit seinen Städten, mit Danzig, Elbing, Königsberg. Deutsche Bürger, Edelleute und Bauern bevölkerten sein Gebiet: darüber stand dieser aus Altdeutschland unablässig neu ergänzte, ehelose, geistliche Kriegerstaat, diese persönlich landfremde Aristokratie, als unbedingter Herr. Er spann seine Fäden weiter in den Nordosten hinaus, umfaßte nach und nach die vorgeschobenen kolonialen Nachbarlande Kurland, Livland und Estland, das Gebiet des am spätesten ausgebildeten deutschen Herrschertums über stammfremdem Grunde, mit seinen durch die Jahrhunderte hin ihrem Volkstum so eisern getreuen, so unerschütterlich stolzen Städtern und Edelleuten. Er griff zugleich in den Westen zurück, in die Weichselniederung hinein und über sie hinweg, und gewann so die Verbindung mit den deutschen Grenzstaaten, mit Pommern und Brandenburg. Er vollendete den Aufbau einer weitausgespannten und hochaufgetürmten deutschen Macht, die von der

Oder bis zum finnischen Meerbusen gebot, imposant, einheitlich und künstlich zugleich, künstlich in ihrer Ausdehnung wie in ihrer regierenden Schicht, einer Macht von großem Sinne, getragen von begeisterter Hingabe und blutiger Energie und von einer Herrscherklugheit, die in unserer Geschichte selten ist.

Im 14. Jahrhundert stand der deutsche Orden auf seiner siegreichen Höhe. Damals erhob sich, in ihren strengen älteren, in ihren hellen und prächtigen jüngeren Teilen, sein Wahrzeichen, die Marienburg, hinleuchtend über alles östliche Land. In diesem selben 14. Jahrhundert überzogen die Städte des deutschen Nordens die Ostsee, die nordische und östliche Welt, mit dem immer dichteren Netze ihres Handels und ihrer Macht; von ihren kolonialen Töchtern in starker Rückwirkung belebt und angeregt, trat die Hansa als gesamtnorddeutsche Gewalt neben die Marken und den Ordensstaat. Sicherlich stand hinter alledem, seit dem Anstoße von 1150, kraftspendend das nationale Hochgefühl der Deutschen, der Stolz auf Kaiser und Reich: daß sie das Volk der Mitte und der Herrschaft in Europa waren, das wirkte sich auch in dieser ungeheuren Kraftentfaltung nach Osten aus. Man hat sie oft und mit gutem Rechte als die größte schöpferische und dauernde Leistung des deutschen hohen Mittelalters, des deutschen Gesamtvolkes in den Zeiten gerühmt, in denen im Westen das große Kaisertum zur Rüste ging und die Vormachtstellung unseres Reiches versank. Es gab seitdem neben dem alten Deutschland dieses neue. Die Höhe der Entfaltung fiel in das 14. Jahrhundert und währte in der Hansa noch darüber hinaus; die Wanderung selber aber hatte um 1300 bereits ihren Höhepunkt überschritten: sie hörte auf. Der Strom stockte; die Ostlande mochten zur Not ausgefüllt sein, jedenfalls blieben sie nun sich selber überlassen. Bis dahin hatte der Pendel weit hinübergeschwungen nach Osten, nun folgte ein Stillstand. Er rechnet, wie alles in dieser weiten Entwicklung, nach langen Fristen. Fast ein halbes Jahrtausend hat es von 1300 ab gedauert, bis wieder ein großer deutscher Landerwerb im Osten geschah. Deutsche Kultur hat, insbesondere städtische, auch in diesem Zeitalter immer wieder in den slawischen Osten hinein gewirkt: aber der große Zustrom war versiegt.

* * *

Ein Stillstand also, ein breites Tal. Ich verzeichne nur mit raschen Schlagworten den entscheidenden Inhalt dieser Epoche. Brandenburg, Böhmen, Österreich halten die deutsche Grenze, Brandenburg zuerst hocherblüht und dann im 14. Jahrhundert im Innern und Außern entblättert, Böhmen unter den Luxemburgern kräftig in den Osten hinausgeführt; dann hat sich das habsburgische Österreich, nach langen und schwankenden Kämpfen, noch viel weiter und glücklicher in den Südosten vorgeschoben und zugleich das Erbe auch Böhmens, mit Schlesien, angetreten. In den Osten wanderte seit 1273 auch die Kaiserkrone; drei von den vier weltlichen Kurfürsten gehörten ihm an. Aber die Stoßkraft war nicht mehr bei der deutschen Bewegung. Polen einigte sich wieder, zog Litauen an sich und ging seit 1400 zum Angriff vor, bei Tannenberg 1410 fielen die Würfel über den Ordensstaat. Ich erinnere nur daran: der Orden war im Verwelken, seine innere Kraft, die Ausnahmegröße der landfremd geistlichen Aristokratie, zerfiel, seine eigenen deutschen Untertanen, Adel wie Städter, erhoben sich gegen ihn, und den polnischen Waffen erlag sein äußerer Bestand. Nur Ostpreußen blieb ihm, aber vereinzelt in slawischer Umfassung und als polnisches Lehen. Um die baltischen Lande ging, wie um die Ostseeobergewalt, der Streit der ost- und nordeuropäischen Mächte; Westpreußen war polnisch geworden und blieb es von 1466 an bis 1772 und 1793. Danzig lebte diese Jahrhunderte hindurch als deutsche Stadt unter polnischer Hoheit. Es wurde jetzt vollends die große Weichselhandelsstadt für das Ostsee- und Nordseegebiet, erst jetzt erlebte es seine glänzendsten Tage; es reichte Holland die Hand, und der Kranz seiner niederländischen Bauten schlang sich erst jetzt um seine Stirn. Aber in seiner Gesellschaft stand — Chodowieckis Reisetagebuch hat es erst kürzlich wieder vielen lebendig vor Augen geführt — neben Deutschen und Westeuropäern die Schicht der regierenden Polen. Und auf dem reichen Weichsellande, soweit es in den Ordenszeiten deutsch geworden war (und seine eigentliche Kulturkraft war längst nur die deutsche!), lag der einschnürende und ertötende Druck unlebendiger Fremdherrschaft und konfessioneller Todfeindschaft.

Der deutsche Osten war kleiner geworden. Und seine eigentlich-deutschen Grenzstaaten sanken alle in den Schatten. Reichlich drei Jahrhunderte des Rückschlags folgten nach 1300 für den Nordosten auf die großen Tage des ersten Aufstrebens. Sachsen wie Branden-

burg gingen nieder und stiegen wieder empor: aber eine ausstrahlende Stärke gewannen sie auch dann nicht. Auch unter den Hohenzollern, von 1415 ab, so verdienstreich ihr Regiment war, lag Brandenburg über zwei Jahrhunderte lang in Enge und überwiegender Dumpfheit. Seine gesellschaftlichen Zustände verschoben sich: der freie Bauer sank langsam zurück, der Edelmann rückte vor, seine Rechte über den Bauern ebensowohl wie sein herrschaftliches Gut erweiterten sich. Die alte Straffheit der Markgrafengewalt war zerfallen, Geistlichkeit, Adel und Städte in ihre Lücken eingedrungen; sie bildeten ihre Ständemacht neben der fürstlichen aus, schränkten diese bedeutsam ein und behaupteten sich dauernd auch neben dem neuen Herrschergeschlecht. So wurde es im ganzen Nordosten. Der Protestantismus durchdrang ihn und bildete eine breite Welt lutherischer Staaten und lutherischer Kultur aus, mit dem skandinavischen Norden als innerlich zugehörigem Hinterlande, voll tiefster eigenster Kulturwirkungen, in sich wertvoll und für das deutsche Gesamtwesen unverloren, voll gesunder Kräfte, die klar und warm und nüchtern weiterströmten; eine patriarchalische Welt, tüchtig und ehrenwert. Aber ihr Leben ging nur in der Stille fort, staatlich war es, nach innen und nach außen gleichmaßen, matt und gelähmt, so wie es ja auch das gesamtdeutsche Staatsleben des 14. bis 16. Jahrhunderts war; über seine nächsten Aufgaben griff es nirgends mehr hinaus. Überall, in West und Nord und Ost, umklammerten emporwachsende Nachbarstaaten unser zerfallendes Reich; auch im Ostseegebiete taten das Dänen und Schweden, Polen und Russen neben- und nacheinander. Sie überragten die deutschen Staaten und schnürten den deutschen Körper ein; auch die Hanse war in sich schwach geworden und ihren Nebenbuhlern erlegen. Im Südosten drangen mit ähnlicher Wirkung die Türken vor. Gegen diese entstand von 1500 ab die habsburgische Donaugroßmacht, auch diese lebendig erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. Überall aber herrschte zunächst eine große Stumpfheit. Der deutsche Osten, soweit ihn nicht Polen verschluckt hatte, hielt sich, aber neue schwungvolle Lebenskräfte blieben ihm in diesen zehn Menschenaltern von 1300 bis 1650 fern.

Erst dann hat eine neue Bewegung sich erhoben. Wo in den Tagen von Reformation und Gegenreformation einmal kraftvollere Regungen begegnen, gingen sie fast immer vom Süden und Westen

aus, von Hessen und der Pfalz und zuerst auch noch von den oberdeutschen Reichsstädten, von Straßburg, auf evangelischer, von Baiern und daneben zeitweilig von Österreich auf katholischer Seite. Die politischen Säfte haben dort frischer und stärker gekreist; keineswegs war in diesem Zeitalter ihre Aktivität an den kolonialen Osten gebunden.

* * *

Da brachte der Dreißigjährige Krieg und sein Abschluß eine neue Epoche. Das Weltalter des modernen Großstaates brach durch. In Westeuropa war er längst im Aufstiege, jetzt siegte er ganz, die großen Mächte, mit Frankreich als ihrem Führer, gestalteten ihren Absolutismus aus und beherrschten den Erdteil. Überall entstanden und betätigten sich große Verhältnisse. Auf die Kleinwelt des Deutschen Reiches wirkten sie erst langsam ein, aber auch dort haben sie sich schließlich durchgesetzt. Der Hergang in Deutschland ist bekannt: zwei neue deutsche Großmächte erwuchsen im Osten, Österreich als erste, Brandenburg-Preußen als die spätere. Die deutsche Staatsentwicklung, das deutsche Gesamtleben verließ den Westen und den Südwesten und ging in den Südosten und den Nordosten über. Große Staaten, große Ausdehnungen schlugen durch: von neuem folgte ein Zeitalter des Ostens.

Die Vorbedingungen dafür haben sicherlich in der geographischen Gestaltung gelegen. Aber unmittelbar hat diese ebenso sicher nicht gewirkt. Das werdende Österreich-Ungarn wuchs aus lauter getrennten, gebirgig abgeschlossenen Einzelländern heran; man kann ihren Zusammenschluß aus der zwingenden Lage der Donauebene begründen, der sie sich zuneigen, zu der sie sich öffnen. Aber wie spät sind die wirklich großen Ebenen erst gewonnen worden! Die gemeinsame Notwehr gegen die Türkenflut hat den südosteuropäischen Großstaat geschaffen, historische Kräfte, Politik und Krieg; sie haben ihn zusammengefügt und zusammengehalten — in einer Ruhmes- und Heldengeschichte großen Stils, die immer ein glanzvoller Teil der deutschen Gesamtgeschichte bleiben wird. Hier wurde die alte Richtung gegen den Osten hin stark und glorreich wieder aufgenommen, und die Waffen haben sie gebahnt, gesamtdeutsche Waffen unter kaiserlicher Führung. Jedoch auch das bleibt wahr: dieses Österreich war eine Schöpfung der internationalen Politik;

mit dem eigentlich deutschen Leben blieb es trotz allem nur locker verbunden, aus Deutschland wuchs es hinaus.

Im Nordosten, auf dem Gebiete, dem dieser Überblick vornehmlich folgt, entstanden ihm gegenüber Brandenburg-Preußen. Es wurde der Flächenstaat, der schließlich ganz Norddeutschland umfaßt hat, der Großstaat der norddeutschen Tiefebene. Geographische Vorbedingungen schienen ihn geradeswegs zu fordern, — obgleich man dabei des Hinweises nicht vergessen soll, daß die deutschen Ströme vom Süden nach Norden fließen und nicht nach Ost oder West, aber eine Ausdehnungskraft über die Ebenen hin hatte bereits der Staat der alten Markgrafen, solange er jung und lebendig war, entwickelt, und die Art seiner Bevölkerung hatte ihm dabei gedient. Diese alte Entwicklung war stockend und lange rückläufig geworden. Und auch jetzt machte sie sich keineswegs mechanisch geltend. Weder geographische Antriebe noch vollends die Eigenwirkung der Bevölkerungskräfte des breiten Ostens, von dem er ja herkam, haben den neuen Großstaat aufgebaut; nicht etwa schrittweise, von seinem märkischen Kernlande her, hat er sich von vornherein nach Osten und Westen und Norden gedehnt. Unter den drei wetteifernden norddeutschen Fürstenstaaten, dem welfischen, wettinischen und hohenzollerischen, ist dem dritten der Sieg zugefallen, und zwar durch seine Fürsten. Die Zufälligkeit einer Dynastie ist das Entscheidende gewesen, wenn man den historischen Gang betrachten will, so wie er wirklich war. Ein Ausdehnungstrieb lag sicherlich immer vor, wie er in jeder lebensfähigen Staatsbildung wirkt, und hier war er besonders begreiflich; planvoll aber ist er nicht entwickelt worden. Erbrechte fielen den Hohenzollern zu, weit draußen im Osten, in Ostpreußen, weit draußen im Westen, am Niederrhein; an diese Zufälligkeiten, an diese entfernten Zielpunkte und Machtquellen schloß sich alles weitere Streben an, und erst als sie den Blick der Hohenzollern in die Ferne hinausgezogen hatten, wuchs diesen auch der Wille und die Kraft zur Erweiterung an ihren unmittelbaren Grenzen, und besondere politische Hergänge halfen dann nach. Zu den entlegenen Vorposten in Ost und West hat sich allmählich, in langen Menschenaltern, Brandenburg hingearbeitet, in einer springenden, keineswegs regelrechten Entwicklung; erst spät und langsam wurde aus ihr etwas wie ein organisches Wachstum. Und keineswegs eben von den Bedürfnissen des Ostens ging

diese Gesamtentwicklung aus: so etwa, daß dieser sich hätte recken und dehnen wollen; keineswegs um eine selbständige Entfaltung östlicher Lebensantriebe hat es sich bei diesem neuen Aufstiege unseres Ostens gehandelt. Die Hohenzollern sind in den entscheidenden Zeiten immer stark durch deutsche einzelne aus dem Westen beeinflußt worden; vor allem aber durch den westeuropäischen Kalvinismus, der das im Osten, mit dem Osten lahm gewordene Herrscherhaus mit seinen gewaltigen Willenskräften aus dieser Lahmheit herausriß und in die Welt des großen Lebens rief. Er hat den Großen Kurfürsten beseelt und erzogen; dann wurde, gerade für diesen, Holland zum zieleweisenden Vorbild; zuletzt, von ihm an, das französische Königtum. Solche Gewalten haben das Haus Brandenburg aus seiner Stille herausgeholt: in der Stunde, als ihm der Mann geschenkt worden war, der solchen Ruf verstehen und befolgen konnte, eben jener Friedrich Wilhelm von 1640. Das ostdeutsche Volk seiner Erblande überall hat sich mit Händen und Füßen gegen diesen Eintritt in die weite Welt, gegen diesen neuen, weiten Staat, gegen dessen emporwachsenden, fürstlichen und europäischen Schwung gesträubt. Es war in landwirtschaftlicher Enge, im selbstsüchtigen Kleinleben seiner Stände, seiner Städte, zumal seines herrschenden Adels versunken, auf dem glorreichen Boden Ostpreußens in aller zuchtlosen polnischen Adelsanarchie. Die Bausteine zu einem großen Streben mochten noch immer aus diesem ostdeutschen Volke zu gewinnen sein, wie einst im 13. Jahrhundert; Tatkraft und Disziplinierbarkeit für weite Aufgaben mochten in diesem kolonialen Deutschtum noch immer schlummern: aber erweckt worden sind sie erst durch den Großen Kurfürsten und seine Nachfolger; alle die Kräfte für eine starke Zukunft haben erst die Hohenzollern, von oben her, mit Gewalt in ihren ostdeutschen Staat hineingebracht. Die stockenden Möglichkeiten, die in ihm steckten, haben erst sie, von 1640 an, gelöst und befreit. Politisch-sittlicher Wille der großen einzelnen hat dies Werk der Belebung vollbracht; natürlich so, daß er die materiellen Voraussetzungen von Land und Volk ergriff; aber gewirkt haben nicht diese, sondern die lebendigen Führer. Von mechanischer Auswirkung allgemeiner Notwendigkeiten, die damals den Osten wieder an die Spitze Deutschlands gehoben hätten, wird ein Historiker niemals reden.

Soweit dann aber im brandenburgisch-preußischen Staate, dank

dem beseelenden Zwange der Hohenzollern, ein Lebenszentrum für einen Großstaat erwuchs, war dieses Zentrum nicht etwa Ostpreußen, sondern Brandenburg. Von einer geheimnisvollen, die Lücke von zwei Jahrhunderten überspringenden Übertragung sittlicher Energien aus dem gründlich toten Ordensstaate und seinem gründlich verlotterten Adel auf die neuen brandenburgischen Herren dieses Landes, von einem „Ordensgeiste" im preußischen Staate zu reden, wie es Oswald Spengler in seinen geistreich konstruktiven Phantasien beliebt hat, das ist eine widergeschichtliche Spielerei. Mit Orden und Ordensgeist hängt die brandenburgisch-preußische Entwicklung ganz und gar nicht zusammen. Sie hat das alte Ordensland von neuem mit deutschem, mit einem im verwandelten Sinne preußischen Geiste, mit ihrem Staatsgeiste durchtränkt, aber dieser Geist ist in den mittleren Provinzen ihres Staates, in den Marken und ihren Nebenlanden groß geworden. Im brandenburgischen Rahmen stehen, unbeschadet der westlichen Einflüsse, die sie empfingen, die leitenden und schaffenden Männer. Märker waren der Kurfürst Friedrich Wilhelm und König Friedrich Wilhelm I.: dieser König zumal, der große Schöpfer und Beseeler der preußischen Verwaltung, der eiserne Erzieher zur Sparsamkeit und zur Arbeit, zur Staatspflicht und Staatsgesinnung, war Märker durch und durch, ein derber Niederdeutscher, ein norddeutscher Protestant seiner nüchternen Tage, hart und scharf, grob und groß, dem behaglicheren deutschen Westen gegenseitig fremd. Und so war auch, so sehr er vom Franzosentum der zeitgenössischen Bildung angefärbt, so untrennbar sein Innenleben mit den Werten dieser Bildung verbunden war, Friedrichs II. eigenster Kern: ungeschlacht märkisch war sein persönlichstes Deutsch, furchtbar ernsthaft, deutsch und norddeutsch — so hat es der Märker unter unseren bedeutenden Geschichtsschreibern, Friedrichs Biograph Reinhold Koser herausgearbeitet — war sein Denken, im Grunde von bitter unfranzösischer Art, berlinisch war die Mischung von Weichheit und Spott in ihm — eine Eigenart, diesem Lande wesensverwandt, so hoch der Genius auch sein Land überragte. Denn dabei bleibt es: die persönliche Leistung dieser großen Menschen führte und setzte die Ziele, ihr Zwang schuf diesen Staat und trieb ihn der Bevölkerung ins innerste Blut hinein; aber was sie schufen, das war, nach den drei lahmen Jahrhunderten, tatsächlich wieder eine deutsche Lebensgewalt

im Osten, von staatlich-militärischer Wucht und ausstrahlender Kraft.

Ein unvergleichlicher Staat der Arbeit, des Willens, der Herbigkeit und der Macht, ein Gebilde von weltgeschichtlicher Bedeutung ist so, als seine zweite große staatliche Frucht, diesem ostdeutschen Boden entsprossen. Er hat Deutschland wieder in den Kreis der Ostseemächte hineingeführt und innerhalb ihres Wettbewerbes betätigt, er hat es gedeckt, gedehnt, durchgesetzt, an der Küste, die er selber erst jetzt wirklich erreichte, wie im östlichen Binnenlande. Er sicherte Ostpreußen; er erwarb, nach Pommern, 1740 Schlesien und festigte dessen Deutschtum seitdem, und er wurde durch Schlesien zur größten ostdeutsch-deutschen Macht. Er erwarb Westpreußen 1772 von Polen zurück und durchtränkte das 300 Jahre lang unaussprechlich vernachlässigte und geschändete Land der alten deutschen Herrschaft mit erweckendem deutschem Leben, so daß es in der Folge in den preußisch-deutschen Organismus wieder ganz und gar hineingewachsen ist. Er stärkte Wirtschaftskraft und Deutschtum all seiner Gebiete durch eine planvolle und tiefgreifende neue Kolonisation, die bedeutsame Nachfolgerin der alten von 1200. Er begann, wo er sich polnisches Land mit polnischer Bevölkerung anfügte, diese durch seine Kultur zu erziehen — er hat sie im 19. Jahrhundert zu der Fähigkeit erzogen, sich selber gegen das Deutschtum zu behaupten und aufzulehnen. Er eröffnete, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, die deutsche Nebenbuhlerschaft Preußen-Österreichs und entschied sie sofort durch Friedrich II. für den deutscheren der beiden Großstaaten. Im Inneren aber stellte er den Deutschen einen neuen Staat der konzentrierten Fürstengewalt, die Stände und Landschaften einheitlich überwand und zusammenzwang, einen Staat der Pflicht und der Wirkung, der belebenden Wehrkraft und der Mannhaftigkeit, der Organisation und der Wirtschaft, der straffen Tätigkeit von oben her auf allen Daseinsgebieten, vor die Augen und mitten in ihr Leben hinein: er zeigte und gab ihnen ein neues Ideal und eine neue Macht, einen neuen Anstoß und Stolz von neuer nationaler Tragkraft.

Im Geistigen war dieser Staat herb; das deutsche Geistesleben kam nicht von ihm her. Kam es aus dem Osten überhaupt? Schlesien stand im ganzen 17. Jahrhundert im Vordergrund unserer Literatur. Kursachsen, das sie im 17. und im 18. Jahrhundert so mannig-

fach beherrschte, gehört im Geistigen doch mehr zur Mitte als zum Osten Deutschlands hin. Aber in dem Oberlausitzer Lessing, dem Befreier, dem Streiter, dem Manne des scharfen schneidenden Gedankens, war doch ein sehr starker ostdeutscher Zug — ganz abgesehen von der Verbindung, in die sein Leben und sein Schaffen ihn mit dem friderizianischen Staate gestellt hat. Preußen selber erzeugte Winckelmann den Altmärker — aber er vermochte die Luft des prosaischen Staates nicht zu atmen. Berlin hat an der Aufklärung mitgearbeitet; Preußens Herrscher hatten die Universität Halle gegründet und sie, mit Thomasius und Christian Wolff, zur führenden Hochschule Deutschlands im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts gemacht, zur Staatshochschule im besten Sinne Friedrich Wilhelms I.; sie hatten nach Pufendorf Leibniz in ihre Hauptstadt gerufen, und diese Stadt schmücken lassen durch Andreas Schlüters Kunst. Jedoch nach diesen kurzen reichen Tagen um den Jahrhundertbeginn hat Berlin und hat der Osten in der großen Geschichte des deutschen Geistes, in dessen Führung, in seinen Höhen, lange keine wahrhafte Mitwirkung geübt. Was der Osten der deutschen seelischen Entwicklung beisteuerte, das war vornehmlich und lange der Durchschnitt. Es war einmal die Schule, die sich auf diesem protestantischen Grunde bedeutsam entfaltete. Es war, noch mehr ins allgemeine geblickt, der geistige Typus überhaupt, den der Osten lieferte: der ostdeutsche Mensch im ganzen, der koloniale Mensch. Wir haben ihn erwähnt bei der Kolonisation des Mittelalters; hier, auf dem Gipfel der zweiten großen ostdeutschen Epoche, der neuen Rückwirkung des Ostens auf das ganze Deutschland, begegnet er uns von neuem. Blutmischung und Umwelt hatten auf ihn eingewirkt, ihn flüssiger gemacht als im Mutterlande, beherrschbarer und aktiver zugleich. Im preußischen Königsstaate erschien er jetzt in starker Betätigung, aristokratischer als ehedem, mit seinem ländlich-militärischen und beamtlichen Junkertum, das über dem Landvolke, unter der Krone stand. Die alten Wesenszüge hatten sich erhalten und fortgebildet, die Härte wie die Helligkeit, die Gewohnheit, sich dienend und handelnd einzustellen in eine große umfassende Organisation, über breite Ebenen, in große Verhältnisse hin zu blicken und politisch zu wollen, die Nüchternheit und Schärfe und Hagerkeit des Wesens, geschichtsloser und kahler aber auch gespannter und tatbereiter als das deutsche Wesen in Süd und West:

lauter Züge des kolonialen Typs, wie ihn Völker und Zeiten überall immer wieder hervorgebracht haben. Hier hatte er sich, nach den staubigen Jahrhunderten, unter der unendlich heilsamen Zucht des Hohenzollernstaates in strenger Pflichterfüllung neu erhoben, gereinigt, geglättet, verschärft und vertieft zugleich. Sein Durchschnitt durchdrang sich mit jenen Einwirkungen des Hohenzollerntums; auch der geistigen Kultur wuchs er allmählich zu. Dann hat sich, nach langsamer Befruchtung und langsamem Reifen, aus dieser Luft doch zuletzt eine seelische Weltmacht erhoben, der Genius Immanuels Kants: wie Friedrich der Große hoch über die Schichten erhaben, aus denen er herkam, und doch ihre Frucht zugleich und ihr gesteigerter Ausdruck. Die Pflichtlehre Kants wie sein kritisches Denken, sie wurzeln doch beide in der Tiefe dieses protestantisch-preußischen Bodens, der kategorische Imperativ zumal; und er hat zurückgewirkt auf diese seine preußische Heimatwelt. Daneben hat der preußische Osten dann freilich auch noch andere erzeugt, die weniger preußisch erscheinen, die die allgemein-deutschen Züge der Phantasie und des Gefühles und der Ahnung in einem Reichtume enthalten und auseinanderfalten, wie nur irgendeiner aus dem alten Kulturdeutschland. Herders Genialität, im tiefsten Sinne deutsch, intuitiv, unsystematisch, warm, mit ihrer dunkel strömenden Erkenntnis- und Schöpferkraft, deren Anregung auf zwei unserer geistigen Zeitalter, auf das Werden des klassischen und des romantisch-historischen Geistes, gleichermaßen wegeweisend gewirkt hat — sie wurde, nach und neben Kant, zum reichsten Beitrage des Ostens für die deutsche Geistesentwicklung der größten Tage.

* * *

Preußen sollte sich noch inniger als in den Zeiten seiner großen Könige diesem deutschen Geiste befreunden. Bis an den Ausgang des 18. Jahrhunderts war, trotz aller Verbindungen mit dem Westen, das Antlitz und das Vordringen Preußens dem Osten zugekehrt. Auf dem Bündnisse mit Rußland errichtete Friedrich II. seit dem Ende des siebenjährigen Krieges sein politisches System. Im Osten hatte er Schlesien gewonnen und gewann er damals Westpreußen, die für sein Reich und für das Deutschtum zugleich unentbehrliche Landbrücke zu Ostpreußen herüber. Er selber vollzog die erste und

maßvollste jener Teilungen Polens[1], von denen es wahr bleibt, daß sie der Schuld, d. h. der inneren Zersetzung und der äußeren Haltlosigkeit des polnischen Staats- und Volkswesens entsprangen und daß man sie aus den Notwendigkeiten der Entwicklung gar nicht wegzudenken vermag, zumal nicht aus der Notwendigkeit der preußischen Staatspolitik, der ohne den Erwerb Westpreußens und später Posens der russische Koloß ins eigenste Leben bedrohend und zerstörend hineingewachsen sein würde. Aber es ist ebenso wahr, daß diese Notwendigkeit für jeden der Nachbarn, der sich an ihrer Vollstreckung beteiligte, zugleich zum unvermeidbaren Unheil geworden ist. Unter Friedrich Wilhelm II. vollends bedrohte die maßlose Annexion polnischen Gebietes den preußischen Staat mit innerer slawischer Überschwemmung, mit der Verfälschung seines eigenen nationalen Wesens. Seine Staatskraft hat im Laufe von Menschenaltern auch polnisches Geblüt aufzusaugen und seinem eigenen Staatsleben, zumal seinem Heere und seiner Beamtenschaft, heilsam einzufügen vermocht. Aber dabei wird es doch bleiben, daß die Erwerbungen besonders von 1795 Preußens Zukunft unerträglich belastet haben würden. Da kam die Wendung von 1806: Niederlage und Neubeginn haben den Hohenzollernstaat, den Napoleon eben damals auf den Osten allein verwies, in Wahrheit herumgedreht und aus dem Osten hinübergekehrt zum Westen hin.

Das alte Preußen hatte auf Deutschland hundertfach gewirkt, aber es hatte für sich gestanden, und sein eigenstes Wesen war deutsch, aber ostdeutsch, preußisch, dem Westen fremd und unheimlich geblieben; es stieß, als Macht- und Herrschaftsstaat, mit den staatlichen und sittlichen Schwächen wie mit den geistigen Stärken des alten, kleinstaatlichen Deutschlands der geistigen Epoche gleich hart zusammen und stieß jenes innerlich ab. Jena und Tilsit, das ist die leuchtendste Erkenntnis der deutschen Geschichtschreibung des späteren 19. Jahrhunderts gewesen, haben die zwei Geschlagenen und Zerschlagenen der Napoleonszeit, Preußen und Deutschland, innerlich zueinander getrieben. Es kam in den großen Jahren der

[1] Von der Herrschaft der kursächsischen Wettiner in Polen (1697—1763) hat dieser Überblick nicht zu handeln brauchen. Auch sie bildet, mit ihrer Ausdehnung deutschen Machtstrebens und insbesondere deutscher Kultur (der Barockkunst!) in den Osten, immerhin eine Parallelerscheinung zu dem Vordringen Österreichs und Preußens, aber doch eine lediglich dynastische und oberflächliche ohne tiefere Wirkung.

preußischen Reformzeit ihre erste Verschmelzung: das besiegte und verstümmelte Preußen durchdrang sich, weit unmittelbarer als zuvor, mit deutschem Geiste und, zum ersten Male, auch mit dem deutschen Staatsgedanken. Der Rheinländer Stein, der Freiherr des alten Reiches, brachte dem östlichen Staate der Monarchie und Aristokratie, dem Staate des einseitigen, alles Leben beherrschenden Befehles von oben, aus der zerfallenen Kleinwelt seiner Heimat die neubelebten, westeuropäisch-altdeutschen politischen Ideale der freien Selbstverwaltung und der freien Persönlichkeit, deren er jetzt bedurfte und die jetzt wieder wirkungsfähig wurden. Und der Kurmärker Wilhelm von Humboldt verkörperte die Durchsetzung des geistigen deutschen Idealismus, des klassischen Persönlichkeitsideales in Preußens Wissenschaft und Erziehung. Unendlich neue, lebendige deutsche Kräfte ergossen sich damals in die große, aber starr und leer gewordene preußische Form hinein und haben Preußen gestärkt zu jener Wiedererhebung von 1813, die an Deutschland die geistige Wohltat dieser Erneuerungsjahre doppelt zurückgezahlt hat. Aber freilich, geleistet hat diese Erhebung dann doch der altpreußische Staat. Neues und Altes, Deutsches und Altpreußisches, haben im ganzen 19. Jahrhundert in der preußischen Geschichte miteinander zusammengewirkt, einander gestoßen und in stetem Wechsel doch immer tiefer durchdrungen. Die tragende Säule in diesem Staatsbau aber ist immer der Geist der Hohenzollern geblieben. Er beseelte den größten Dichter, den einen großen Dichter, den Ostdeutschland der Nation geschenkt hat und dessen Höhe und Untergang in die Jahre des Elends und der Vorbereitung fiel, den Dichter des Preußentumes, Heinrich von Kleist. Und der ererbte Stolz dieses Staates, die Auferstehung Friedrichs des Großen hat 1813 von Königsberg her Preußen und Deutschland befreit: von jenem Ostpreußen aus, dessen Erhebung damals das Zeugnis abgab und den Dank abtrug für die Erneuerung, die das Ordensland seit 1640 von Brandenburg empfangen hatte. Vom äußersten Osten hat sich, von großen Menschen entfesselt und gelenkt, der Strom der Befreiung durch die ganze Breite des alten Reiches bis nach Frankreich hinein gewälzt. Von deutscher Seele erwärmt, wurde doch der altpreußische Staat als solcher zum stärksten Retter der deutschen Nation.

Und nun vollzog sich die Weiterentwicklung ihres Verhältnisses, des alten Verhältnisses von Osten und Westen, in dem letzten Jahr-

hundert von 1815 ab, in einigen großen Stufen. Ich durchschreite diese Stufen rasch, dem Ende zu.

Nach 1815 zwar folgte ein Vierteljahrhundert der anscheinenden Isolierung: Preußen schloß sich politisch noch einmal, soweit es nur konnte, von Deutschland ab. Aber in diesen stillen und manchmal dumpfen Jahrzehnten der Restauration ging dennoch die Durchdringung Preußens mit deutscher Bildung fort. Preußens Unterrichtsverwaltung wurde zu der vornehmsten Trägerin deutscher Geisteskultur, deutscher Wissenschaft, die es in deutschen Landen irgendwo gab. In dem Berlin Friedrich Wilhelms III. führten Rauch und Schinkel die Monumentalkunst des deutschen Klassizismus auf ihren Gipfel, und der große Baumeister war ein märkisches Landeskind. Und erstaunlich ist der Reichtum des Beitrages, den der preußisch-ostdeutsche Boden derjenigen Dichtung leistete, die damals in Deutschland vorantrat: seit ihren Anfängen war der Osten an der Dichtung der Romantik fast führend beteiligt. Es war wohl so, daß die östliche Generation, die als erste bereits im Sonnenglanze unserer großen Literatur heranwuchs, gerade in die Romantik hineingewachsen ist; aber auch die Besonderheit des Ostens, sein aristokratischer und deshalb historischer Zug, kam dieser offenbar entgegen. Die Zahl der preußischen Edelleute in ihr ist, so begreiflich sie ist, doch überraschend groß: hinter dem ersten von allen, den ich schon nannte, hinter Heinrich von Kleist die Arnim und Eichendorff und Schenkendorf, die Gaudy und Fouqué; und Schleiermacher war aus Schlesien gekommen, Tieck und Wackenroder aus Berlin. Auch darauf sei hier eben nur hingedeutet, daß die große Geschichtsschreibung seit der Gründung der Universität und vollends seit den Tagen der Restauration ihre vornehmste deutsche Stätte in Preußens Hauptstadt fand. Und wie in Dichtung und Wissenschaft so wuchs die ostdeutsche Monarchie mit ihrer Verwaltung und ihrer Wirtschaft unausweichlich immer voller in den Westen hinein: sie besaß seit 1815 die Rheinprovinz. Österreich ging in diesen Zeiten mit Deutschland bestenfalls in einem Teile seines Daseins parallel, der deutsche Nordosten wurde gänzlich deutsch. Jetzt goß der Verkehr der neuen Zeit die einst getrennten Wirtschaftsgebiete in eins; der Zollverein überspannte sie, und was die Ströme dem Austausche von Ost und West nicht leisteten, das leistete seit den vierziger Jahren immer wirkungsvoller die Eisenbahn. Der geistigen

Einigung der Nation folgte die wirtschaftliche, die soziale nach. Gerade der preußische Staat hat dieser Entwicklung von sich aus Langsamkeiten und Härten genug entgegengeworfen; sein Adels- und Beamtenregiment ruhte in seiner geschlossenen Eigenart und wehrte sich gegen die Ablösung. Aber er tat selber, in seinem Aufbau eines gesamtpreußischen Staatskörpers wie in dem des Zollvereins, dennoch deutsche Arbeit, und auch auf preußischem Boden, in Ost und West, erwuchs der neue deutsche Stand, ein liberales, nationalgesinntes Bürgertum.

Die großen Anstöße zur Einheit und Freiheit der deutschen Nation, zu dem Neuen, das dieses 19. Jahrhundert in Deutschland auszuführen hatte, sind dann wesentlich vom Westen und Süden hergekommen. Aber sie setzten sich 1848 nicht durch, und durchgeführt hat sie, durchführen konnte sie doch nur der starke Staat des Nordens und Ostens. Das große Zeitalter der kleindeutschen Reichsgründung brach an: unentbehrlich in ihm die beiden Elemente, die beiden Hälften Gesamtdeutschlands, handelnd die eine, die östliche. Nicht eigentlich ein Ostdeutscher ist der Mann gewesen, der dieser Reichsgründung in den Jahren ihres Vollzuges als Publizist so wie kein anderer mit leuchtendem Worte die Wege bereitet, der sie dann nach 1871 als Historiker siegreich und jubelnd gefeiert und ihre Vorgeschichte farbenglänzend wie kein anderer geschildert hat, ganz durchdrungen von ihrem Rechte, von ihrer Notwendigkeit, von ihrer Herrlichkeit, von der Herrlichkeit dieses neuen preußisch-deutschen Reiches, der Prophet und Kämpfer, mit dessen Namen dieses Neue unter den Schriftstellern am innigsten und großartigsten verbunden bleiben wird, Heinrich von Treitschke: jedoch gehört der Name dieses Herolds des Preußentumes in diese Überschau hinein, und auch das an ihm ist für unseren Zusammenhang bezeichnend, daß dieser Sachse, den der preußische Staatsgedanke so ganz für sich erobert hat, gleich manchem anderen seiner wertvollen Diener aus ursprünglich slawischem Blute entstammte: dem heißen Tschechenblute, das in dem Temperamente dieses großen Deutschen so spürbar und ihm selber wohl bewußt schäumte und flammte. Ein Ostdeutscher im vollen Sinne aber war der Vorgänger, der ältere Freund Treitschkes, der um die Jahrhundertmitte bereits die Einheit von West und Ost und die preußische Zukunftsführung vor allen charakteristisch in sich dargestellt hat, der eigentliche Ausdruck des Ostens unter den Sprechern

und Kündern der großen Zeit, Gustav Freytag, der Gelehrte, Poet und Publizist, der Sohn der schlesischen Grenze, Schlesier und Preuße, Bürger und Protestant, der Dichter des deutschen Bürgertumes seiner Generation und der deutschen Kulturgeschichte zugleich, ganz ostdeutsch und ganz deutsch: zugleich der Verkünder des ewigen Grenzkampfes der Rassen in seiner Heimat. Als Dritter gehört ihnen beiden aus den Männern des Wortes der Mann von 1819 zu, dessen 100. Geburtstag Deutschland vor kurzem in dankbarer Erinnerung mitgelebt hat: Theodor Fontane, der in denselben Jahrzehnten und bis an das Jahrhundertende hinan die alte Heimat des Preußentums, seine brandenburgische Heimat durchwandert und so liebevoll beschrieben hat, das Land und seinen Volksschlag, seine Schlösser und Wälder und Seen und seine Menschen, seine Edelleute zumal, alle die typischen Kräfte der alten märkischen Welt, die er in eigenster Seele trug: mit Freytag der zweite Sprecher des Ostdeutschtums im deutschen Schrifttum der Epoche — er nüchtern und skeptisch, von leise ironischer Zurückhaltung, trocken und anmutig, schlicht und fein und in den Tiefen warm wie es das alte Märkertum war und ist. Uns aber ragen über die Schriftsteller die drei großen handelnden Führer dieser stolzesten Tage unserer neueren Geschichte hinweg, Kaiser Wilhelm I., die reinste und höchste Verkörperung des alten Preußentumes im 19. Jahrhundert, die klassische Gestalt seines Feldherrn Moltke, des Ostseedeutschen, und die über allen strahlende des Genius unter den Genien, des einzigen, auf den ich hier noch eingehen darf, Ottos von Bismarck. Denn auch Bismarck war Ostdeutscher: ostdeutsch sprach er, und ein Märker war er. Wie erinnert, freilich wiederum gleich Friedrich dem Großen in das Riesenhafte gesteigert, sein Esprit, sein Witz, seine Trockenheit und leichte Grazie, sein Edelmannstum, seine pathosfreie, unendlich echte Vornehmheit an die geliebtesten Gestalten Fontanes! Durch hinterpommerschen Pietismus ging sein Innenleben tief beeinflußt hindurch; der Hausherr wie der Protestant Bismarck war Kind dieses östlichen Bodens, mit all seinen Zügen von Wärme, Weichheit und Freiheit, die in dem gewaltigen Staatsmanne so dicht neben der großen harten preußisch-kolonialen Überlieferung der Macht und Wirklichkeit und des Willens standen. Er war ganz deutsch und gesamtdeutsch, um so bewußter je länger er lebte, keineswegs ein preußischer Partikularist, aber in allen seinen Wurzel-

kräften doch wirklich Preuße und Ostdeutscher: es ist eben doch die Wahrheit, daß der Osten deutsch ist. Wir betonen mit Freudigkeit den Schwaben in Schiller und Hegel und den Franken in Goethe, den Türinger in Martin Luther und Johann Sebastian Bach; auch der ostdeutsche Mensch in seinen Gipfelgestalten hat sein eigenes und zugleich deutsches Recht für sich. Und Bismarck hat die Einseitigkeiten dieses Bodens in sich überwunden; er stellt das Zusammen von Ostdeutschem und Gesamtdeutschem am größten dar, in sich und in dem bezwingenden Eindrucke auf sein Geschlecht — natürlich von seinem Grunde her: für all seinen tiefen seelischen Reichtum blieb das natürlich Staat, Macht und Regierung.

Ich habe mit diesen Sätzen bereits hingedeutet auf den Weitergang der innerlichen Beziehungen im neuen Reiche, unter Bismarck, von 1871 an.

Da hat sich, das liegt am Tage, Deutschland mit Preußen, mit dem Osten, durchtränkt. Preußisch waren die breiten praktisch-organisatorischen Kräfte, die jetzt in ganz Deutschland so unmittelbar und so entscheidungsvoll wirksam wurden, in Staat und Heer und Industrie, und auch in Geist und Charakter, im Macht- und Staatsgefühl und in der Sozialpolitik: Kräfte der Herrschaft, der Zucht und der Mannhaftigkeit zugleich, die Erbschaft der alten Monarchie. Sie haben sich, wie zuvor, mit dem deutschen geistigen Wesen ausgetauscht und haben sich so manchmal mit ihm gestoßen. Aus dem Westen und Süden flutete, mit mannigfacher Ergänzung und mannigfacher Auflehnung, anderes gegen den Osten an und in den Osten hinein: gegen die Aristokratie des Ostens die Demokratie, gegen die selbständige Monarchie Bürgertum und Parlament, gegen Vorgewalt und Eigenart des preußischen Staates die Gegenwehr der übrigen Staaten und Stämme; auch den Osten durchdrangen bürgerlich-demokratische Mächte immer tiefer, und die proletarischen folgten nach. Seine Eigenart hielt sich aufrecht, auch so, mit ihren Schärfen und ihren Stärken: eine gesellschaftliche Welt für sich blieb er auch jetzt. Am deutschen Geiste hat er auch jetzt auf seine Art schöpferisch und maßgebend mitgearbeitet. Ich nenne, mit dem zweiten Dramatiker der Hohenzollerngeschichte, mit Ernst von Wildenbruch, der hier nicht fehlen darf, zusammen, allein die Namen der beiden Dichter, die in den Jahrzehnten nach 1880 in Deutschland weitaus vorangestanden haben, Gerhard Hauptmanns,

des Schlesiers, der so ganz Schlesier war und ist, und Richard Dehmels, des märkischen Försterſohnes, sicherlich unter allen Zeitgenossen der dichterisch stärksten Natur. Ich nenne aus der bildenden Kunst, in das Menschenalter vorher noch einmal hinaufgreifend, die, nicht nur im Stoffe seiner Historien, ganz ostdeutsche Genialität des berlinischen Schlesiers Adolf Menzel, aus der Generation von 1880 die bezeichnenden Führer, die Meisterschaft Max Liebermanns mit der reifen Geschmackskultur seines Altberlinertums, den nordostdeutschen Edelmann in der Frische, Herbigkeit und Wahrhaftigkeit des Grafen Leopold Kalckreuth; und wie viele wären hinzuzufügen, in denen der Osten sich auch jetzt wieder aussprach, eigener oder allgemein-deutscher, gegensätzlich untereinander und vielfältig lebensvoll: die Zukunft wird sie alle einordnen, das Märkertum Leistikows, die Kraft Corinths, die Innigkeit Wilhelm Steinhausens; der Chor wird an Stimmen die Fülle besitzen. Hier galt es nur die Hindeutung auf den gegenseitigen Zusammenklang und wechselnden Austausch mit der Nation.

Indessen, es trat in diesen Zeiten wieder etwas Neues hinzu. Die Schwingungen des Pendels sind im 19. Jahrhundert, in dem alles Leben überall in der Welt sich drängte und steigerte, kürzer geworden als ehedem, da sie nach langen Jahrhunderten rechneten. Wir haben im 19. Jahrhundert festgestellt zuerst die beginnende Durchdeutschung Preußens von 1807 und 1840, danach die starke Durchpreußung Deutschlands von 1866 und 1870. Aber ihr folgte, nach den großen gestaltenden militärisch-politischen Leistungen des Ostens, unzweifelhaft wieder ein Ausschlag nach Westen hin. Im neuen Reiche schon Bismarcks und vollends Wilhelms II. war es der Westen, der immer deutlicher emporging. Neben den alten Herrenadel des Ostens trat, über ihn hinaus wuchs allmählich die überwiegend westdeutsche Industrie. Der Nordwesten führte Deutschland hinaus auf die Meere und in alle Fernen der Erde, der Südosten die Donau hinab in den Südosten Europas hinein, Politik und Empfindung weiteten sich allmählich über die kleindeutsche Wirklichkeit hinweg im großdeutschen Sinne aus und drängten zudem über Europa hinaus in die Welt. Der Osten konnte diese rastlos, ja fieberhaft vorwärtsdrängende Entwicklung von sich selber her nicht teilen. Industrialisierungsversuche, die sie ihm einimpfen wollten, sind doch wohl nicht gelungen; es blieb zwischen ihm und

dem übrigen Deutschland, wenn man einmal die Eigentümlichkeiten hier und dort übertreibend zusammenfaßt, eine Verschiedenheit und eine Ergänzung, zum mindesten die Elemente zu einer Ergänzung. Der Osten gab zu der Industrie, die im Reiche vorantrat, die große Landwirtschaft hinzu, deren die gesamtdeutsche Zukunft, wir haben es erlebt, auch nicht entbehren konnte. Gegen diese Landwirtschaft, gegen die alte agrarische Herrenschicht Ostelbiens, erhoben sich feindliche Kräfte von unten und von außen her. Im Osten führte das Großgut, mit seinen Gutsbesitzern und seinen Landarbeitern. Die Industrie zog aus dem lockeren Gefüge dieser Wirtschaftsverfassung die Hunderttausende deutscher Landarbeiter heraus, die nicht im Boden eigenen Landbesitzes wurzelten, zog sie hinüber in ihre Fabriken, in ihre Werke, in ihre Großstädte, in den Westen hinein. Und in die an sich schon gefährliche, weitklaffende Lücke, die sich da auftat, drang, von Bismarck in großartiger Auffassung abgewehrt, von seinen Nachfolgern leichtherzig zugelassen, der Nachschub zuerst der Wanderarbeiter aus Polen und Rußland, der die Unterschicht der Bevölkerung im Osten allmählich zu ersetzen und neu aufzubauen begann. Die Gefahr einer slawischen Masseneinwanderung, neben der die einer ostjüdischen Einwanderung stand, wühlte sich in unseren Osten hinein; und wie der Zustrom aus Ost und West zugleich das Antlitz Berlins verwandelte, so drohte dem ostdeutschen Lande vom Osten her die volle nationale Überschwemmung und Entartung. Die Erscheinung reiht sich in die säkularen Zusammenhänge ein, von denen hier zu berichten war. Es handelt sich um einen neuen Vorstoß des Slawentums gegen das Germanentum, um eine neue Woge der Völkerwanderung, die wir durch zwei Jahrtausende verfolgten und deren letzte ganz große Flut in der mittelalterlichen Kolonisation, deren kleinere, aber in sich noch immer reichlich bedeutsame, in der Kolonisationsarbeit des preußischen Staates gegen Osten geströmt war. Dieses Mal strömt sie gegen uns; es ist der Rückschlag auf die Bewegung des letzten Jahrtausends, und hinter ihm stand mit ungewisser Zukunftsdrohung die elementare Wucht des russischen Reiches. Der deutsche Osten hat sich gegen die Überschwemmung zu decken gesucht, er nahm die Verteidigung auf, vielfach in der Form des Angriffes gegen das Polentum. Zu einer wirklich umfassenden deutschen bäuerlichen Besiedelung ist es nicht gekommen; die Besiedelungsarbeit des preußischen Staates in Posen

und Westpreußen, die 1885 begann, an sich ein bedeutsames Stück in der längst aufgenommenen und oft wieder unterbrochenen nationalen Grenzarbeit dieses Staates, blieb, wenn man an die Breite der Aufgabe im ganzen Ostgebiete denkt, trotz allem doch nur ein Bruchstück.

Also der deutsche Osten sah sich hier in die Verteidigung, eine mühselige Notwehr, gegen den slawischen Osten gedrängt; er verteidigte sich zu gleicher Zeit in Deutschland selber gegen die überwachsende Macht des deutschen Westens, und vor der Hand behauptete sein Konservatismus noch einen starken Einfluß auf die Regierung; aber der Westen war es, der im wilhelminischen Reiche in Wahrheit führte, und er drang, politisch wie kulturell, noch immer unbefriedigt vorwärts. Das alles war Folge der politischen Entwicklung gewesen: aus der politischen Einigung und Stärkung war diese Dehnung und Umbildung der deutschen Wirtschaft, deren Bewegung in die Welt hinaus entstanden, und jene politische Tat hatte der staatliche Osten vollbracht. Auch in dem Neuen, das ihn gefährdete, wirkte seine Leistung fort.

* * *

Alle diese Entwicklungen sind bis an den Weltkrieg hinan und in ihn hinein weitergelaufen. Ich habe ihn hier nicht zu behandeln. Seine Probleme, seine Wendungen nach West und Ost, das Ringen westlicher und östlicher „Orientierung" miteinander, enthalten in sich die Fortsetzung uralter Gegensätze. Hier nur eine rein historisch gerichtete, persönlichere Beobachtung. Die führenden Männer im großen Kriege stammten aus ganz Deutschland, wie längst in Heer und Reich überall. Dennoch ist es wohl mehr als ein Zufall, daß die alleroberſten Führer unserer Waffen Ostdeutsche gewesen sind, aus Westpreußen, Posen, der Mark, Hindenburg wie Ludendorff oder Tirpitz und so viele der zweiten Reihe. Und wenn die Todesopfer aller Stände gewaltig gewesen sind, so war die Opferquote des alten preußischen Waffenadels sicher riesengroß. Und immerhin war auch das kein Zufall, daß bei der Überleitung in neue Verfassungsverhältnisse, die dann in den Zusammenbruch einmündete, Männer des Südens vorangestanden haben, die Max von Baden und Payer, Gröber und Erzberger. Ebert und Scheidemann, wie einst Engels und Marx, Liebknecht und Bebel, sind Westdeutsche; charakteristisch, daß der Staatsmann unter den großen Sozialisten, Lassalle, und

daß unter den Heutigen der Brandenburger Noske Söhne des Ostens sind. Dies mehr spielend nebenbei. Sachlich schien im Verlaufe des Krieges die Spitze der Entwicklung sich zuletzt noch einmal nach Osten hinüberzukehren: als die russischen Randstaaten 1918 mit breiterem Gürtel um Deutschland gelegt wurden, einem Gürtel, der bis nach Reval hinaufreichte, da leuchtete in dieser Wendung, und zugleich in dieser Befreiung der kolonialen Ostseeprovinzen, noch einmal die weiteste Vergangenheit auf. Es war das Irrlicht über dem Schlamme, in dem der Tritt unseres Volkes bereits zu versinken begann. Das aber ist ja wohl gewiß: eine Selbstbehauptung Deutschlands in der Welt, eine Ausdehnung Deutschlands gen Osten hätte auch für Ostdeutschland, sicherlich auch wirtschaftlich, eine neue Zukunft, eine neue Epoche aufgetan.

Schwankungen also nach Ost und nach West haben unsere Geschichte bis zuletzt, und bis an die Pforten einer noch verhüllten Zukunft heran, begleitet: ein Voranstehen und Zurücktreten, ein Fluten und Gegenfluten, ein Wechsel von West und Ost, Süd und Nord; Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch diese Abwechselung mit Gegensätzen und mit Ergänzungen — und zugleich diese Untrennbarkeit des einen vom anderen. Jeder Teil ist halb, unvollständig, matt, im volleren Sinne nicht lebensfähig gewesen ohne den anderen, und das auf allen Daseinsgebieten, am deutlichsten auf dem umfassendsten, dem des Staates; die größten Zeiten waren immer die des gegenseitig belebenden Zusammenhanges.

Und heute? Heute ist das deutsche Leben zerrissen, der Osten losgerissen vom Leibe der Nation, der Osten auseinandergerissen in sich selbst. Deutsche Landschaften sind an das Ausland ausgeliefert worden, Posen seit dem Monate der Revolution durch die Polen überschwemmt, die anderen haben nachfolgen gemußt. Noch erhoben sich heiße Gedanken eines heroischen Widerstandes dieser bedrohten und verlassenen Gebiete; wir lasen, daß der Einspruch von unten her ihn verhindert habe. Seitdem vollzieht sich das Martyrium, die Verjagung der Zehntausende, die bald die Hunderttausend erreicht haben wird, wenn sie es nicht schon getan hat, die Bedrückung und Verfolgung der Bleibenden. Jeder Tag bringt Räumungen und Besetzungen und Verluste, jeder Tag schlägt unseren Herzen neue Wunden — unseren Herzen und dem Deutschtum als lebendig einheitlichem Körper. So ist es überall, im Süden bis zur Etsch, auf

altösterreichischem Boden am schmerzlichsten und eingreifendsten in den böhmischen Randgebieten; in Schlesien ist Gustav Freytags Heimatstadt Kreuzburg neulich geräumt worden, jetzt ist Westpreußen im Zuge; längst ist das Baltenland verloren und blutig zerstampft, und sieben Jahrhunderte werden ausgelöscht. Ostpreußen mit seinem tapferen scharfen Deutschtum bleibt, in sich selber verkleinert, eine deutsche Insel inmitten slawischer Flut. In den uralten Grenzkampf der beiden Rassen hinein ist heute vom Westen her das Entscheidungswort gerufen worden, ein Wort nicht ohne lange Vorgeschichte auch in sich, denn Frankreich ist seit langen Jahrhunderten immer der Verbündete Polens, wie später Rußlands, gegen das dazwischen liegende Deutschtum gewesen. Uralt in Wahrheit ist dieser Kampf; seit einem Jahrtausend ist er niemals geschlichtet worden; seit jenem schwer vermeidbaren Unheil der polnischen Teilungen hat er sich nur immer verschärft, das 19., das 20. Jahrhundert hindurch, und unversöhnlich bleibt er auch heute und morgen. In den Menschenaltern seiner Zerrissenheit, seiner Staatlosigkeit, hat Polen bewundernswert zäh und heiß an dem Ideale des Vaterlandes festgehalten. Wird es fähig sein seinerseits zu herrschen — über sich selber und über so viele Fremde, Höhere, Feindliche, die seine neuen Grenzen einschließen sollen? Gibt es mögliche Grenzen zwischen Polentum und Deutschtum, solche, die jemals sauber die Rassen scheiden, jemals beiden Teilen innerlich annehmbar werden können? An vielen Strecken gewiß; anderwärts liegen, heillos verzahnt, Bevölkerung und Belänge der beiden durcheinandergemengt; unvereinbar, unausgleichbar stoßen ihre Lebensforderungen im Weichseltal aufeinander. Die gegenwärtigen Grenzen sind für das Deutschtum schlechthin unmöglich. Das neue Polen ist weit über seine nationalen Rechte hinaus gedehnt worden. Abgehackte Glieder des Deutschtums starren uns überall blutig entgegen. Das alles ist, solange ein Deutschland lebt und atmet, unvergeßbar und unverzeihbar, unertragbar und unversöhnbar. Jeder neue Monat wird die Wunden nur immer klaffender aufreißen.

Deutschland hat heute keinen deutlichen Ausblick in irgendeine Zukunft. Aber es hat die Hoffnung und es hat den Glauben, und es bewahrt sich den Willen. Ich habe vorhin als den Inbegriff des Besten von unserem Osten her den mir heiligen Namen Bismarcks genannt. Darf ihn der Deutsche heute nennen? in diesem schmach-

beladenen Deutschland von 1920? in diesem München, wo alle Wellen gegen sein Werk so ganz besonders hitzig herandrängen, von allen Seiten her? Ich antworte trotz allem und erst recht: ja! Wir müssen ihn wieder zu nennen lernen, sehr laut, sehr bedeutungsvoll und immer von neuem. Wir hören die Legende: Bismarck und sein Werk seien tot und begraben. Und die alltägliche Möglichkeit neuen Einsturzes sehen wir alle wohl. Dennoch: er lebt, in allem Lebensgrunde unserer Nation — im überkommenen staatlichen Gefüge unserer Verhältnisse, auf dem der lockere Neubau der Gegenwart in allen Organisationen, in allen tragenden Gewohnheiten jedes Tages lediglich ruht, er lebt in jedem Reste von Zucht und Stolz und von staatlicher Überlieferung und Pflicht, der uns noch aufrecht hält; er lebt zumal im Dasein und Ringen unserer Nationalität, in jeder Selbstbehauptung und Fortbildung seines Reiches, so sehr es sich wandeln gemußt, und unser nationaler Gedanke heißt uns auf immer nach ihm. So neugestellt alle Fragen sind, auch in verwandelter Welt bezeichnet sein Name noch immer die edelsten, stärksten, die mahnendsten und unentbehrlichsten Kräfte und Erbtümer unserer Geschichte, von der ich heute sprach, noch immer jene unlösliche Mischung von Ost und West, von alt und neu, noch immer über allem die Hoffnung auf die lebendige persönliche Kraft, und den Glauben an die Notwendigkeit von Staat und Macht für unser armes, für unser auch heute noch so jammervoll unpolitisches Volk. Denn ohne Staat und Macht ist es verloren auch in seiner Kultur und in seinem Wesen. Geist und Staat von einander scheiden zu wollen, vom deutschen Geiste in hohem Worte zu lehren und den deutschen Staat wie etwas Entbehrliches achselzuckend oder gar aufatmend zu begraben, als müßte der deutsche Geist nicht verfaulen ohne die deutsche Nation und als müßte die deutsche Nation nicht verfaulen ohne den deutschen Staat: das ist so sinnlos wie es unmännlich ist. Die Losung, die wir brauchen, hat einen anderen Klang. Sie stellt uns das schwerste und das einfachste Gebot, das eine: innerlich festzuhalten und nicht und niemals zu verzichten, auf keine Lebensnotwendigkeit unseres Volkes; nicht zu verzagen, keiner Verzweiflung und keinem Ekel zu gehorchen! wir dürfen es nicht, so nahe beides uns allzuoft tritt. Und wohl blicken wir gerade jetzt wieder und für die Zukunft zum Osten hin. Wird nicht Polen das natürliche Ziel unvermeidlicher künftiger

Rückstöße sein, russischer wie deutscher Rückstöße, dieser unnatürlichste Staat, dieses unerträglichste Hemmnis alles deutschen Lebens? Wird von da aus nicht eine neue hohe Bedeutung gerade unserem Osten zufallen müssen? Wann wird der Schrei, die Daseinsforderung der Geknechteten, der Unerlösten diesen Osten und alle Welt unabweisbar durchhallen, überall wo es Deutsche gibt? Wir fragen es und wir warten ab. Aber wir vergessen nicht. Wir hören im Herzen allstündlich den Ruf der Sehnsucht und den Ruf nach Rettung, den Ruf der Millionen unserer verlassenen Landsleute, aus Not und Druck und Elend, aus aller Knechtschaft der Fremdgewalt. Wir hören die Stimmen unserer Geschichte, unserer Zerrissenheit, unserer Verstümmelung — das dort draußen muß einmal gutgemacht, das muß einmal zurückgetan werden. Es muß! das sehen wir, und glauben deshalb, daß es zurückgetan werden wird. Verflucht ist die Nation, die sich selber aufgibt. Sie richtet ihre Seele hin wie ihren Leib, sie löscht ihr Wesen aus, wie ihre Macht inmitten der lebendigen Völker. Heute ertragen und warten und glauben wir und haben uns selber und dem jungen Geschlechte die Seelen zu schärfen; wir warten — wir weiß, wie lange noch? Aber empfinden soll es Deutschland, daß es zusammengehört. So grüße auch Baiern und München die Brüder vom Osten und diesen selbst: die Hauptstadt des Stammes, der einst im Südosten vollbrachte, was dann ganz Deutschland im Nordosten vollbracht hat, dieses bairischen Stammes, der in seiner festen Eigenart und seiner manchmal trotzigen Einsamkeit der Ergänzung durch die übrigen deutschen Stämme ganz ebenso und fast stärker noch bedarf als sie der Ergänzung durch ihn, und als irgendeiner sonst. Der Ost ist kein Einzelstamm, trotz seiner scharfeigenen Züge, sondern die Summe der deutschen Stämme auf neuem Boden: das hat uns die Geschichte wiederholt. Und er ist unser unablösbarer Teil: das bleibe unsere Zukunft. Aus dem vorwärtsgewandten Willen und aus dem Glauben schöpfen wir unsere Ziele. Aber ruhen soll dieser Wille auf nachlebender Vergangenheit. Wir wollen, daß sie uns unabgerissen bleibe und daß sie wieder lebe. Denn der Verzicht auf unsere Vergangenheit wäre der Verzicht auf unser Dasein. Wir aber wollen unser Volk. Und wir wollen das ganze Deutschland, das ganze Deutschtum, heute wie je, und auch im Dunkel jeder Zukunft, in das unsere Wege gehn.

Luther und Deutschland

Eine Reformationsrede im Kriegsjahr 1917

Wir begehen in diesem Jahre 1917 das 400jährige Gedächtnis der deutschen Reformation. Viele werden sich an die Feier von Luthers 400. Geburtstage im November 1883 zurückerinnern: durch diese Feier ging ein Ton des Angriffes und der Abwehr, der Kulturkampf zitterte in ihr nach. Heute umgibt uns der Weltkrieg. Wir sind einig und müssen und wollen einig sein, zusammenstehen und zusammenstreben. Die innere Abweichung der Bekenntnisse besteht auch heute und wird bleiben. Der Friede wird alle deutschen Geistesbewegungen und Geistesgegensätze von neuem entbinden; da mögen sie alle sich miteinander im Wetteifer messen — unter ihnen auch diese beiden alten, großen, vielleicht größten; wir hoffen und wir wünschen, daß sie es auch dann nicht im ausschließenden Streite tun werden. Ihre Verschiedenartigkeit ist gewiß. Protestantismus und Katholizismus: das ist das dauernde Nebeneinander und Gegeneinander zweier Geistesrichtungen; aber sie leben innerhalb eines Ganzen, das sie heute gebieterisch und großartig zusammenschließt: Volk und Vaterland. Kräfte des Kampfes sind sie dort stets gewesen, aber auch Kräfte der Lebendigkeit. So bleibe es in unserer Zukunft: gegen- und neben- und miteinander zugleich! So wollen wir es von uns aus, und so erwarten wir es von den andern. Wir Protestanten werden die Reformation stets in uns festhalten als eine Überlieferung, einen Besitz aus tiefer Vergangenheit, als eine Wurzelkraft unseres Daseins, als einen Teil unseres Wesens — unseres, der Protestanten, aber auch der Gesamtnation. Martin Luther und die Reformation gehören nun einmal zur Geschichte, zur seelischen Vorgeschichte, zum inneren Wesen der gesamten deutschen Welt. Auch der deutsche Katholik, wenn er die Wirklichkeit sehen will und sieht, kann nicht darüber hinweg und nicht daran vorbei.

Auch in diesem Reformationsjahre 1917 ist der eigentliche Festtag ein Luthertag, der 31. Oktober, der Tag des Thesenanschlages zu Wittenberg, der Tag von Luthers Tat, von Luthers sichtbarem Eintritt; ein Lutherjahr vor allem ist doch auch dieses Gedenkjahr wieder. Seine Gestalt ist es, die riesengroß, vertraut und rätselhaft vor uns aufsteigt. In dieser Stunde soll der Historiker, der weltliche Historiker, sie Ihnen deuten. Er stellt vor Ihnen die Fragen auf, die er heute für die wichtigsten hält, und damit, so hofft er sagen zu dürfen, die Fragen dieser Feier. Was war Luther? Was wurde

er seiner Zeit? Was ist er und was ist sein Werk der deutschen Zukunft, was sind sie uns geworden und geblieben?

* * *

Was ist an jenem 31. Oktober 1517 geschehen? Ein Professor macht einen Anschlug von Sätzen, die in zurückhaltender Form einen der Hauptanstöße der Kirche seiner Tage zur akademischen Streitverhandlung stellen, den Ablaß. Und diese Sätze wirken mit explosiver Kraft in die Breite: die Engel, so sagte ein Zeitgenosse, haben sie durch Deutschland hingetragen. Und alsbald, in wenigen Monaten, wird dieser Professor für ungeheure Jahre zum Helden der Nation. Es war ein Zusammenklang ohnegleichen, es bleibt eine der ergreifendsten Erscheinungen, die die Geschichte kennt. Was war dieser Luther von 1517 für Deutschland?

Zuvor: wie war dieses Deutschland selbst? Es lag seit hundert Jahren in steigender und doch unklarer und aussichtsloser sozialer Bewegung, auf dem Lande wie in der Stadt. Es lag in noch aussichtsloserer politischer Bewegung. Reich und Kaiser waren tief zurückgesunken, der Sonderstaat, der Landschaftsstaat stand voran als die eigentliche, die einzig lebendige deutsche Staatsgewalt; der Gesamtstaat war zerrissen und war schwach. Aber die Sehnsucht strebte zu ihm zurück — eine träumende, der Wirklichkeit leider fremde, in der Wirklichkeit verurteilte Sehnsucht nach der alten Einheit, nach dem alten Kaisertume, nach der alten Größe des Reiches. So ging politisches und soziales Suchen und Drängen durcheinander, überall, im Reichsadel, im Stadtvolk, im Landvolk, fieberhafte Erregungen durchschüttelten die Massen hier und dort, in Nord und Süd, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, soziale Zuckungen, soziale Drohungen: seit einem vollen Jahrhundert loderte der soziale Aufruhr zumal auf dem Lande empor unter dem geistigen Ideale der Gleichmachung und Vereinheitlichung, unter dem Schlagworte der Rückkehr zum Alten, zum „göttlichen Rechte".

In Kirche und Religion gärte es nicht minder. Die Klagen erschollen, unabläßig, alle diese Menschenalter hindurch, über die „Mißbräuche" der verweltlichten Kirche, über die Krankheit, die die alte Weltherrscherin gepackt hatte, in Verfassung und Finanzen und tief in den Aufbau ihrer geistlichen Körperschaft und ihres die Christenheit und all deren Leben umfassenden geistlichen Wirkens

hinab. In Deutschland waren es nationale Klagen über römische Aussaugung, denen das Reich ungeschützter offen liege als die besser geschlossenen Nachbarlande, Klagen über heimatliche kirchliche Mißstände in hoher und niederer Geistlichkeit, über das Versagen der innerlichen kirchlichen Leistung. Der neue Landesstaat griff regelnd und verbessernd in die Kirche ein und suchte sie zur Landeskirche zu machen. Von außen ragte die Weltkirche gewaltig herüber: aber fremder geworden, anstößig geworden, äußerlich geworden trotz all der starken und tiefen, religiösen und moralischen Kräfte, die sie, bei all ihrer moralischen Erkrankung, bleibend in sich trug. Die Kritik wendete sich gegen sie, eine kirchenpolitische und eine allgemein-geistige zugleich; denn schon erhob sich überall neben dem alten Priestertume, das einst der einzige Träger alles geistigen wie alles geistlichen Lebens gewesen war, ein neues Laientum. In den Bürgerschaften der Städte erwuchs eine neue, laienhafte Bildung, die an sich selber mit neuem Maßstabe die alte Kirche maß. Auch weltlicher gerichtetes Denken drang wohl in diese deutschen Städte ein: in der Hauptsache aber war der deutsche Humanismus, auch wo er dieses neuere Denken in sich aufnahm, gut religiös und gut konservativ; in den städtischen Oberschichten erblühte eine neue Frömmigkeit unter den Laien, laienhaft in ihrer wachsenden Selbständigkeit, aber vor allem fromm. Die neuen städtischen Massen aber waren kirchlich gesinnt und hungrig nach religiöser Speisung — unruhig, wie es diesem neuen Stande entsprach, in dem ein neues, breiteres religiöses Bedürfnis brannte, unbefriedigt in sich, gestoßen von derben weltlichen und derben geistlichen Trieben, die einander rieben und erhitzten, gehetzt von der Sehnsucht nach der Sicherung ihres Seelenheils, einer Sicherung, deren erhöhten Ansprüchen die matter gewordene Kirche nicht genügte. Es war vor allem ein starkes positives Verlangen. Manche gruben tiefer, Gruppen und vollends einzelne; manche ketzerische Ansteckung kam über die Grenzen, insbesondere nach Süd- und Mitteldeutschland, und wirkte irgendwo im Dunkel; in der Stille der Sekten, der Zellen, der Gelehrtenstuben reifte manche mehr oder minder bewußte Abkehr auch von der Lehre, von der Idee der welt- und seelenbeherrschenden, allgemeinen, priesterlichen Kirche heran. Nirgends aber bei den Deutschen wurde daraus ein dauernder und klarer Abfall. Wir finden Klagen und Anklagen, aber hinter ihnen steht die Liebe. Wir

finden viele Seelennot, ein wirres Suchen, ein hitziges Greifen nach Gottes rettender Gnade, den alten mittelalterlichen Ruf nach der Gnade schärfer und schriller und breiter als zuvor. Wir finden ein wildes Wogen von unruhiger Leidenschaft, aber nicht den Wunsch nach Zerstörung der alten Kirche: wohl nach Befriedigung des eigenen Durstes, nach seelischem und kirchlichem Aufbau, eben einen positiv, nicht negativ gerichteten Drang. Aber dieser religiöse Drang war der stärkste der Zeit überhaupt; er war stärker und tiefer als der soziale, als der politische; es war das eigentliche Anliegen dieses Jahrhunderts, warm, ja heiß und fromm.

Da mit einem Male kam der Bruch. Es kam die größte Revolution unserer Geschichte: eine Umwälzung, wirklich, wenn es je eine gegeben hat; die seelische, die religiöse, die unendlich tief hineingriff auch in die sichtbare Welt. Sie war geschlossen an Martin Luther. Was war er? War er ein Zerstörer und Neuerbauer aus eigenem Willen? Er ist es geworden. Wollte er es sein? Wo kam er her?

Er war der getreueste Sohn seiner Kirche, durch jenen Trieb der mittelalterlichen Seelenangst in das Kloster gestoßen, durch die Not der Tausende: seiner Seelen Seligkeit allein hatte er erstrebt. Es war die mittelalterliche Frage in unerhörter Sammlung und Verstärkung. Nur in der Kirche, nur durch die Kirche hatte er die Antwort gesucht. Von da aus allein ging sein Weg: aber es wurde der Weg des religiösen Genius, der das Allgemeine in sich tausendfach steigerte und vertiefte. Er rang nach der Heiligung, nach der Vergebung, der Rechtfertigung für die tiefempfundene Sündhaftigkeit seiner menschlichen Natur. Die Kirche, an die er sich wendet, verhilft zu dieser Rechtfertigung durch ihr Sakrament, sie gießt durch dieses die Gnade ein, sie verlangt eine Mitwirkung des Menschen, seines Willens, seiner Reue, seiner Leistung, sie selber aber vermittelt unausschaltbar durch ihr Sakrament zwischen Gott und der Einzelseele. Luther geht ihre Bahnen — Sie wissen: vergeblich. Er wandte all ihre Mittel der Zerbrechung und der Heiligung an, und keines half ihm; sein Leiden und sein Suchen blieb ein uferloser Strom. Was suchte er? sich selber und die Gnade seines Gottes. Sie kennen den Hergang dieses unendlich schmerzensreichen Ringens. Die Vermittlung der Kirche mit allem, was sie befahl und was sie darbot, zerschellte an dem ungeheuren Ernste dieses Einen: es

stachelte und trieb ihn vorwärts, aber es beruhigte ihn nicht. Er lernte von den scholastischen Lehrern seines Klosters, aber er schöpfte aus ihrer Lehre das Gefühl der Unerbittlichkeit seines Gottes, der Unstillbarkeit seines Verlangens, der Unfähigkeit seiner sündigen Natur, sich durch den Willen, durch sich selber irgendwie zu helfen, und die Hilfe der Kirche ersetzte ihm den Mangel nicht. Er zerbrach beinahe, und seine Gewissensräte waren ratlos vor diesem elementaren Kampfe ohne Kompromiß. Das Gefühl gab ihm eine erste Linderung: der Zuspruch, daß er Gnade und Erlösung als Geschenk allein von oben her empfangen könne, da er sie nicht durch die Kirche, nicht durch den eigenen Willen, nicht durch die eigene Leistung zu erwerben vermochte: da blieb ihm ja nur die vertrauensvolle Hingabe an die erlösende Güte seines Gottes allein. Eine mystische Hingabe der Einzelseele an Gott in der persönlichen Empfindung war ja nicht neu; aber sie hatte den einzelnen bisher immer nur zur Ruhe in sich, nicht zur Abwendung von der Kirche geführt. Auch bei Luther schien es so zu verlaufen. Er wußte nicht, daß er in den Klosterjahren nach 1505 die seelische Weltstellung der Kirche, der Vermittlerin, der Sakramentsspenderin, weil sie ihm nicht ausgereicht hatte, im tiefsten Grunde bereits in sich überwunden, daß er sie innerlich übersprungen hatte. Er wollte nichts, er wollte nicht weitergehen: daß er noch nicht am Ende war, ahnte er nicht. Das Leben hat ihn weitergeführt: die Lehrtätigkeit, die ihn zum Dienst der Philosophie, dann der Theologie verpflichtete, die ihm die Pflicht, die Verantwortung auferlegte, sich klar zu werden, weil er klar lehren mußte; sie goß auf das verborgen fortglühende Feuer in seiner Seelentiefe neue Nahrung; und die Seelsorge übte verwandten Zwang. Nichts Äußerliches bewegte ihn. Er sah den Glanz und die Sünden der ewigen Stadt — er sah beides und vergaß nichts davon, aber es rührte ihn nicht. Das eigene Bedürfnis allein und die eigene Pflicht, die Wahrhaftigkeit, die Selbsttreue, die sich nicht untreu werden konnte, leitete ihn voran. Ein Verlauf in gewissem Sinne ohne Ende, lebenslang; lebenslang die Wahrhaftigkeit, die nichts von außen hinnimmt, in unausweichlichem Gehorsam gegen sich und ihren Gott. So ist er schrittweise weiter gegangen. Wir wissen jetzt: die modernistisch-scholastische Theologie seiner Umgebung hat ihn dabei wichtig gefördert durch manche Fragestellung ihres kritischen Denkens, in ihren Formen hat er gedacht, aber er

dachte über sie hinaus. Augustin und die Mystik, die deutsche Mystik dann zumal mit ihrer persönlichen Gottversenkung, kamen ihm zu Hilfe, aber auch sie arbeitete er nur um und ein. Er drang weiter: zur Bibel hin, zu Paulus hin, in stets erneuter, gelehrter und seelischer Vertiefung. Dahin zwang ihn der innerste Drang seiner Seele, daher kam ihm für deren Fragen die Erleuchtung. Es war eine stetige Klärung, von 1512 ab bis 1519 hin; seit seinem Eintritt in das Kloster ein vierzehnjähriges Ringen und Wachsen — unabgeschlossen im Grunde eben auf Lebenszeit. So ist Luthers Gnadenlehre in ihm entstanden: sein neuer Weg religiöser Auseinandersetzung des Menschen mit den ewigen Fragen der Welt. Er hatte nichts gewollt als die Rettung seiner Seele, er hatte nichts gesucht als eine positive Lösung für sich selbst, kein Hauch einer Angriffslust, kein Hauch der Negation hatte ihn getrieben; so stieg er von den Zuckungen der Klosterjahre zur religiös-theologischen Erkenntnis auf, zu seiner neuen Lehre von der Rechtfertigung. Sie ist das Ergebnis seiner langen, schweren, stillen Entwicklung: die theologisch klare Form seines Erlebens, eines neuen religiösen Erlebens überhaupt, einer neuen Art der Religion. Von Kirche, Leistungen, Verdiensten ist dabei nicht mehr die Rede; nur von der gläubigen Hingabe an den schenkenden, liebenden, erlösenden Gott, an den Vater, der sein Kind in seine Arme nimmt. Aber das wurde für Luther jetzt zur immer bewußteren Ausschaltung der Kirche, zum Bruche mit der Kirche. Wo hat ihr Weltgebäude, ihr Weltanspruch in diesem Hergange noch Platz? Der Mensch und Gott allein sind übriggeblieben; es ist eine Zuspitzung des religiösen Herganges auf das Persönlichste, das Innerlichste, das Gefühlsmäßigste. So ist Martin Luther von der alten Mittlerin so vieler Jahrhunderte losgekommen — in Schmerzen strich er sie, riß er sie aus seiner Seele aus: weil sie ihm nutzlos, weil sie ihm innerlich im Wege gewesen war. Das war sein Gang: ganz von sich aus, ganz für sich allein. Aber damit hatte er eine Welt entwurzelt: aus rein religiösem, aus rein persönlichem Bedürfnis. Kirchenpolitik hat er nicht getrieben, deren Klagen sind langsam, Jahre hindurch, in sein Denken eingeströmt, sein Ausgangspunkt war sie nicht. Als er im Herbste 1517 seine Thesen anschlug, war er im Grunde fertig geworden, aber er wußte es noch immer nicht ganz, er hatte innerlich mit der Kirche gebrochen und sah es noch immer

nicht klar; bis 1519 ging die Entwicklung unmittelbar fort. Und nun blickte er erschüttert auf die ungeheure Neuerung, die sich in ihm vollzogen hatte: die beherrschende Macht von anderthalb Jahrtausenden hatte er zur Seite geworfen, und alle Lebensgebiete wurden davon ergriffen. Das alles aber lediglich von der Persönlichkeit her, aus der Tiefe ihres Innenlebens heraus, aus der stärksten Ausschließlichkeit, wenn man will: der stärksten seelischen Selbstsucht heraus, aus jenem Ringen nur für sich selber, um den einen obersten, ewigen Wert, den er in heiligem Ernste verfolgt hatte. Aus dem innersten Quell war es emporgestiegen: nun aber durchflutete der Strom die Welt. Eine neue Ausprägung des religiösen Lebens trat neben die alte: der einzelne, der von sich aus, ohne Mittlerschaft, hinstrebte zu seinem Gott; sie trat neben die ältere Form der Organisation, der Überlieferung, der Einreihung jedwedes einzelnen in den Zusammenhang der großartigen Institution, der weltumspannenden Hierarchie. Die alte blieb, die neue stellte sich dazu. Geboren ist sie in einer Seele, durchlebt von einem Menschen, der seinen Gang für sich ging, wenn auch bereits parallel mit dem noch ungeklärten, aber schon in der Stille emporwachsenden Bedürfnisse vieler. Er rang es durch, bis zum Durchbruche für sich selber — und damit für die Tausende und die Millionen, für sein Vaterland und für die Menschheit. Denn jetzt erfaßte sein Leben das Leben der deutschen Welt.

Deutschland folgte ihm nach: in einem sonderbaren, niemals ganz erklärbaren Ineinanderfluten des Genius und seines Volkes. Die Vorarbeit strömte ihm aus tausend Quellen, kirchlich-nationalen wie religiösen, zu, die Zeit erwies sich als reif, hunderttausend Herzen waren bereit: das wurde nun erst an seiner Erscheinung, an seiner religiösen Losung bewußt und wurde nun erst wirklich. Als die Thesen bekannt wurden, erscholl die Stimme: ho ho, er ist da, der es tun wird! Deutschland ergriff ihn. Es hat sein Wesen, seinen Schlachtruf, seine Persönlichkeit erfaßt und festgehalten, mit Verständnis und Vertrauen, und er gewann für ein Menschenalter ohnegleichen eine unvergleichliche Macht.

Zuerst die größten Jahre, die der gewaltigen, einheitlichen Seelenbewegung von 1517—1521: ein Zusammenfluten aller Kräfte, aller Hoffnungen, aller Strömungen in Gesellschaft und Staat, in Geist und Kirche und Religion, voll grenzenloser, traumhafter Er-

wartungen überall — dann, seit dem Wormser Reichstage von 1521, der Stoß an die harten Schranken der Welt, der Zusammenstoß und der gewaltsame Losbruch. Das Reich versagt sich, der Kaiser stemmt sich entgegen, die Reichsritter mit ihren politischen Wünschen erheben sich und stürzen, die Bauern mit ihren sozialen Wünschen erheben sich und werden zermalmt. Der Geist der Renaissance, der Humanismus ist mit Luther zusammengegangen und sieht, zum einen Teile wenigstens, in rascher Enttäuschung, daß diese Art der religiösen Ausschließlichkeit und alles erfassenden Neuerung nicht seine Art ist. Im eigenen Lager Luthers gehen die Logiker, die Organisatoren, die praktisch Radikalen, die politisch und sozial Gestimmten, und gehen andrerseits die Sektierer, die seelisch und die kirchlich Radikalen, die sich in freien, stillen Einzelgemeinden der Welt abkehren, und die Mystiker, die Erleuchteten, die alle festen Schranken der Lehre überspringen wollen — sie alle gehen weiter als Luther, der nur das Innerliche wollte, der alle äußeren Folgerungen nur widerstrebend zog, der die Ordnungen von Kirche und Welt nicht umzustürzen wünschte und dabei das Wort seines Evangeliums eisern aufrecht hielt. Sie gingen über ihn hinaus, gegen ihn, und, so empfand er es, ins Gröbere und ins Grenzenlose zugleich. Kurz: alle die Verbündeten der ersten Jahre fielen auseinander, fielen bis 1525 und 1527 von ihm ab. Er blieb allein. Aber da erwiesen er und sein Werk sich als die stärkste, die innerlichste, die deutscheste, als die einzig zukunftsvolle aller dieser durcheinanderflutenden Mächte der ersten, wirren, großen und weiten Zeit. Diese religiöse und positive Macht war doch deren tiefste Macht gewesen: und sie allein hatte ihren Genius gefunden.

Luther selber war der reinste aller Idealisten. Das religiöse Empfinden allein blieb sein Wurzel und sein Kraft: aber es klammerte sich ihm an das Wort seines Gottes; er verlangte nach einem unbedingten Halt und fand ihn nur dort. Und nun sollte er dies Innerlichste gestalten in der Welt: in Gemeinden, in einer neuen Form der sichtbaren Kirche. Am allerliebsten wäre er bei den geistigsten Formen geblieben: alle Kirchenform war ihm nur Notbehelf; nur im Seelischen lag ihm der eigentliche, der ewige Wert. Er mußte mehr tun. Daß er Gemeinde und Kirche brauchen würde, daß sie sich ihm an das Bestehende anlehnen müßten, das wußte er wohl stets. Er hätte anfangs am liebsten innerhalb der vor-

handenen Gemeinden die geistig Zusammengehörigen, die echten Christen, nur enger und geistiger zu innerlicherer Gemeinschaft zusammengefaßt. Das reichte nicht aus. Er selber mußte in gesammelter Arbeit neue, bindende, unvollkommene Formen aufrichten, wie die Welt sie nötig hat und wie die Welt sie ihm darbot; er mußte den neuen Geist in neue Organisationen fassen und mußte diese Formen fast wie einen eigenen Selbstzweck pflegen. Er bedurfte eines Anhalts für sein Werk, wenn nicht dieses selber zusammenbrechen, wenn nicht das Chaos über seine Welt hereinbrechen sollte: und er fand diesen Anhalt bei dem deutschen Landesstaate seiner Heimat, der ihn von Anbeginn geschirmt hatte, bei den deutschen Sonderstaaten allerorts. Er brauchte angesichts einer unabsehbaren Revolution die bestimmte Festigung; er half mit dem vorhandenen Stoffe die Landeskirche schaffen. Er war kein Politiker nach Neigung und Anlage, er erwies sich dennoch, unter dem Zwange der Pflicht, der all sein Wachstum gestaltete, als Organisator: er erbaute, in den gebotenen Grenzen, mit starkem Wirklichkeitssinn ein neues Haus, er nahm und er tat das Unvermeidliche — zusammen mit dem Staate seiner Umgebung, mit Fürst und städtischem Rat. Die luftige, ideale Weite seiner ersten Gedanken, die nur das Göttliche, Geistige, Persönliche gewollt hatten, war in der Wirklichkeit nicht festhaltbar, der Aufbau von Kirche und Dogma war unvermeidlich; und der allem Sichtbaren gegenüber nicht bloß gleichgültige, sondern positiv konservative Zug des großen geistlichen Revolutionärs, der doch ein Bauernenkel und ein gehorsames Glied seiner angestammten heimatlichen Welt war, kam dieser Notwendigkeit entgegen. So ist eine engere, neue Kirche entstanden, angelehnt an den Staat, an den engen Staat des deutschen 16. Jahrhunderts: es konnte nicht anders geschehen. Fürst und Jurist regierten in diese Kirche hinein, und Luther mußte es ertragen und mußte es selber so ordnen: er hat es nicht ohne Seufzen hingenommen. Sein Seelenflug behielt seine spiritualistische Höhe, er blickte auf das Ewige, und alle irdische Organisation blieb ihm auch jetzt und bis ans Ende Notbehelf, wurde ihm auch jetzt innerlich nie zum Selbstzweck. Er fügte sich, wie er mußte, in bestimmte Schranken der Gedanken, des Strebens, der Kirche hinein; vieles daran wurde klein: so wie das deutsche Einzelleben von 1530 es einmal war.

Die Umwälzung war dennoch riesengroß. Die größte unserer Ge-

schichte nannte ich sie: weil sie die tiefsten seelischen Tiefen ergriff. Sie hat für die Gebiete, die sie mit sich zog, die Weltkirche entwurzelt, den tragenden Pfeiler einer weltgeschichtlichen Epoche zerschlagen. Eine neue Weltepoche brach durch! Denn an diesem Punkte wird die Geschichte ihren Anbruch, die tiefste Scheidung zweier Weltalter doch wohl auch künftig ansetzen, nicht erst im 17. bis 18. Jahrhundert, nicht erst an der Schwelle der Aufklärung, wie es die geistvolle und eindringende, ungewöhnlich lehrreiche Konstruktion eines genialen Gelehrten neuerlich gewollt hat. Nicht erst die Verweltlichung des modernen Geistes scheint uns, nach wie vor, Mittelalter und Neuzeit zu trennen, sondern schon dieser tiefgreifende Umsturz innerhalb des eigentlich Religiösen selbst: der erste und zugleich stärkste und folgenreichste Durchbruch der persönlichen Kraft auf dem Gebiete des Glaubens. Vollbracht worden ist er durch einen Deutschen: aus der Kraft des Gemütes, aus der inneren Wahrhaftigkeit des Fühlens weit mehr als unter dem Zwange des Denkens. Nicht die Logik noch die Konstruktion noch die Organisation war bei Luther das Führende; sein Wirken war aus innerer Festigkeit geboren, aber es strebte nicht hin zu äußerer Festigung; alles an ihm war unsystematisch: das tiefste Deutschland seiner Tage, ja aller Tage lebt darin.

* * *

Aus innerer Notwendigkeit war dieser Umsturz nun vollzogen. Es war der Bruch mit den reichsten und wärmsten Überlieferungen, mit allem Glanz, aller Größe, aller Lebensfülle des katholischen Himmels und seiner tausend heiligen Gestalten, mit dem Gedankenaufbau der kirchlichen Lehre, mit der ganzen romanischen Riesenanstalt der Kirche selbst. Es war der Bruch im Grunde auch mit dem heiligen römischen Reiche, das von der Kirche so ganz durchwachsen war; der Bruch unmittelbar mit dem Weltkaiser Karl V., der diese deutschnationale Sonder- und Neubildung ablehnen mußte. Die deutschen Einzelstaaten waren es, die mitgingen, an ihrer Spitze zuerst der gebildete Mittelstand, die Bürger, die Beamten, die Gelehrten, jenes Laientum der Städte und Höfe, und zugleich der vorbereitete Teil der Kleriker und Mönche; dann folgten die Regierungen nach; so war der Anfang, späterhin nahmen die Regierungen die Leitung. Es war, von 1520 und 1530 an, eine tiefe

Bewegung des deutschen Geistes, der deutschen Seele, der deutschen religiös gestimmten Laienschaft; sie schloß sich in warmer Hingabe dem großen Führer an, der ihr aus dem Herzen empfand und sprach, sie war ihm treu und empfing von ihm die deutsche Zukunft. Wohin aber, wie weit konnte diese Bewegung gelangen? Der Landesstaat trug und hob sie zunächst. Wäre dann die neue Flut unbehindert geblieben, man darf sagen: ganz Deutschland wäre lutherisch geworden von unten her, auch der deutsche Süden. Überall erhob sich dafür in steigender Macht die Liebe des Volkes. Bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus erscheint es möglich, daß die lutherische Religion die deutsche Religion würde. Sie war deutsch; ihr Wesen war nicht das einzig deutsche, aber es war ganz deutsch; der Strom einer großen Zeit trug sie vorwärts. Allein nach einer Weile stieß er sich an den Dämmen, die die staatliche Gewalt ihm in den Weg warf: am Kaisertum und an demselben Einzelstaate, der die Anfänge Luthers beschirmt hatte. Karl V. und die katholischen Sonderstaaten stemmten sich der Neuerung entgegen, die katholische Welt draußen begann sie zu unterstützen. Und der lutherische Protestantismus war nicht reich an politischer Kraft. Luther selbst war kein Staatsmann, ganz und gar nicht gemacht für die auswärtige Aktion, für die staatliche Macht, seine und seines Werkes Stärke war die Innerlichkeit, der Griff in die Welt und an ihre harten Waffen blieben beide fremd. Auch die seelische Gegenkraft der alten Kirche richtete sich allgemach auf: die Kraft ihrer Überlieferung und ihrer Weltgewalt, der katholisch-kirchliche Typus mit all dem Innerlichen, das auch ihm anhing.

Die nordeuropäischen, wahlverwandten germanischen Völker wurden protestantisch. Wie wurde es mit Westeuropa? Dem war das Luthertum zu deutsch; es brauchte einen Umguß der lutherischen Lehre und Kirche in andere Form; die scharfe Lehre, die politische Kirche, die große Organisation, die erobernde Weltkraft Calvins erst genügten den Franzosen, den Westschweizern, den Niederländern, den Engländern und Schotten, den politischen, den romanischen, den angelsächsischen Völkern: Logik und Wille und Aufbau, Härte und Einheit entschieden dort — gegenüber Luthers Gemütskraft und politischer Weltfremdheit. Dort entstand die weltlich stärkere Form des Protestantismus, die reformierte. Das Luthertum blieb deutsch, mit deutschen Vorzügen und Mängeln, mit seiner Engigkeit des

äußern, seiner unpolitisch-eigensinnigen Innerlichkeit des seelischen Lebens. Luther selbst lebte ja im kursächsischen Staate, er lebte in dem Deutschland seiner Zeit, und, ich sagte es, zu guten Teilen dem Deutschland aller Zeiten. Eine westeuropäisch-protestantische Welt, die dann über die Meere nach Nordamerika hinausgewachsen ist, stellt sich neben die seine, großartig, tatfähig, aber gesetzlich und absichtsvoll, uns Deutschen in vielem fremd, von Deutschland durch vieles getrennt. Und neben Deutschland und den Norden, neben diesen protestantischen Westen trat der europäische Süden: er lehnte den Protestantismus ab, blieb bei der alten Kirche, der Tochter des römischen, des südlichen Bodens, mit ihrem romantisch-festen Bau, mit ihrer südlich-glanzvollen Phantasie, mit ihrer alten Seelengewalt, mit ihrer imposanten geistlich-weltlichen Herrscherkraft. Der Süden wies alle deutschen Werbungen ab und richtete sich in der Gegenreformation katholisch-gewaltig auf. Die siegte in Italien und Spanien, dann in Frankreich, in Polen zugleich, und griff auch nach Deutschland mit steigender Kraft von allen Seiten hinein. Der deutsche Katholizismus blieb bestehen und erweiterte sich wieder: von dieser katholischen Welt gefördert, gedeckt, gespeist, und doch von deutscher Art, die von der eigentlich romanischen immer abwich; Staaten und Herrschergeschlechter gaben ihm seinen Schutz und seine Organisation.

Deutschland aber blieb zerspalten; das Luthertum hatte nicht vermocht, es als Ganzes mitzureißen. Es ist jene Spaltung, die man tausendmal beklagt hat, als den Fluch unserer deutschen Geschichte. Gewiß! Wir kennen die Kämpfe des 16., des 17. Jahrhunderts, den 30jährigen Krieg; wir wissen, daß sie nicht nur aus konfessioneller Quelle stammten, aber daß die konfessionelle Zerklüftung sie erschwert und vergiftet hat. Und doch: die Reformation selber brachte, indem sie Deutschland auseinanderriß, doch eine neue Verklammerung der bereits vorher, bereits vor der Reformationszeit auseinanderfallenden deutschen Einzelgebiete. Der neue Riß ging durch Nord und Süd, er schloß die Protestanten durch ganz Deutschland, die Katholiken durch ganz Deutschland zusammen und war so zugleich, so überraschend es klingt, eine einigende Gewalt. Würtemberg und Sachsen, Bayern und Köln standen jetzt unlösbar zueinander. Es war in aller, alten und neuen, Trennung ein neuer Zusammenhalt. Und es war eine Kraft der Lebendigkeit. Die Gegensätze rieben

sich — schmerzhaft, aber Reibung erzeugt Wärme. Es war eine Kraft der Vielheit, störend und manchmal zerstörend, aber zugleich belebend; es wurde uns Deutschen besser und schlimmer zugleich als dem einheitlichen Frankreich, das auch den protestantischen Sondertrieb zuletzt aus seinem Dasein ausmerzte, und dessen unbedingte Einheit so großartig war und doch eine Gefahr des Todes, der Starrheit in sich barg. In Deutschland kennen wir es anders: viele Ströme, die gegeneinanderstoßen, aber Mannigfaltigkeit und Eigenart überall. So ist es im neuen Deutschland wirklich geworden.

Das lutherische Christentum hat sich im protestantischen Norden und Süden Deutschlands ausgestaltet, in Kirchen, die lange Menschenalter hindurch, inmitten der Enge dieses alten Deutschlands, viel Enges und Hartes, viel Knöchernes und Steinernes annahmen, und in denen dennoch ein Lebensstrom wallte; schon die Widerstandskraft gegen alle Leiden des 30jährigen Krieges war ein Lebensbeweis. Und Lebensbeweise waren dann nicht nur die Wirksamkeit des auftauenden Pietismus, sondern auch die lutherische Musik Johann Sebastian Bachs: sie ist die religiös-künstlerische Reife von Luthers religiöser Saat. Und die ganze Bildung dieser protestantischen Lande war vom Luthertum durchtränkt; eine Welt, nicht weit und luftig, aber fest, treu, einfältig, nicht organisatorisch reich, aber voll Ernst und Tiefe, voll stetiger Arbeit, voll gründlicher Durchbildung und sehr deutsch. Das Weltliche, Staat, Beruf, Alltag, war durch Luthers Ausschaltung der weltbeherrschenden alten Hierarchie, durch seine Beseitigung der früheren Überordnung und Unterordnung von Geistlichem und Weltlichem, in sich grundsätzlich und innerlich ein für alle Male auf das folgenreichste befreit und gehoben worden; freilich für Jahrhunderte ist es dann wieder mit christlich leitendem Geiste durchdrungen worden. Und die intellektuell-geistige Wirkung der Reformation in ihren Gebieten? Sie hatte mit dem Kampfe um die Befreiung von der Weltkirche begonnen; sie hat ihn lange nicht auf andere Aufgaben ausgedehnt, und daheim schränkte sie die Freiheit kirchlich bald auf das bestimmteste ein. Aber der Ursprung des Protestantismus hat doch in ihm immer von neuem weitergewirkt. Er hat doch immer wieder zum Persönlichen, immer wieder zur geistigen Freiheit hingestrebt; der Anstoß von Luthers ersten Taten, der des eigentlichen, des weltgeschichtlichen Luther wirkte über alle Hemmungen und Ver-

engungen und Verknöcherungen doch stets wieder belebend hinweg. Das Land seiner Kirchen wurde auch das Land der Schulen, der geistigen Auflockerung, des maßvollen Vorwärtsgehens. Autorität und Freiheit, Kirche und Forschung waren hier vom Grundsatze her nicht so schroff gegensätzlich wie in der gegenreformatorischen, katholisch-absolutistischen Welt; sie konnten einander früher oder später hier besser finden. Langsamer, behinderter als in der weiteren Luft des europäischen Westens ist es hier lange vorangegangen; aber die Richtung war einmal angegeben. Das protestantische Deutschland war anders als Frankreich, auch anders als die niederländisch-angelsächsische Welt; es lag in langer Dumpfheit da und doch in stiller Fruchtbarkeit.

Auch der Staat ist auf protestantisch-lutherischem Gebiete nur langsam lebendig geworden. Die Reformation hat seine Würde und Selbständigkeit, seine geistliche Schätzung, den Inhalt seiner Aufgaben und Leistungen erhöht, aber mit starkem Leben hat sie ihn in Deutschland nicht erfüllt; das lag an der deutschen Enge und an dem unpolitischen Geiste Luthers und des Luthertumes zugleich. Die Wettiner versanken und wurden dann, als sie wieder emporwollten, katholisch; bei den kräftigeren Welfen half die Verbindung mit England nach, bei den Hohenzollern nach langer Verkümmerung der reformierte Einschuß und das westeuropäische, holländisch-französische Vorbild: der brandenburgisch-preußische Staat ist nicht aus sich, nicht aus der lutherischen Atmosphäre heraus groß geworden, sondern von oben und von außen her. Aber als er dann ins Wachsen kam, da freilich kamen ihm die innerlichen Kräfte seiner protestantischen Bildung gewaltig zu Hilfe; er wurde der Staat der geistigen Schulung und Arbeit, genährt von den geistigen Trieben des protestantischen Bodens. Mit protestantischem Pfunde haben der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. gewuchert, auch soweit sie es etwa nicht wußten oder nicht wollten — nicht nur damit, denn der moderne Staat kam eben aus dem romanischen Süden und besonders Westen her. Das katholische Baiern war früher staatlich reifer geworden als die protestantische deutsche Welt, aber es blieb dann stehen und sank zurück; es war nicht so nachhaltig, nicht so von unten herauf lebendig. Zum entscheidenden Inhalt der deutschen Staatsgeschichte wurde der Aufstieg Preußens: von Preußen her, und damit doch unleugbar von protestantisch be-

fruchtetem Boden her, kam der neue deutsche Staat. Protestantisch war dessen inneres Leben beeinflußt, protestantisch und preußisch war der Urgrund der Lehre Immanuel Kants in seinem Königsberg. Sie ging von der Persönlichkeit aus, wie Martin Luther; wie Luther den religiösen Hergang ganz auf die einzelne Persönlichkeit gestellt, wie er aus dem religiösen Mittelpunkt des Menschen sein sittliches Handeln als notwendige Folge abgeleitet hatte, so war für unsere große klassisch-idealistische Philosophie, in der Ethik und in allem sonst, die Persönlichkeit die zentrale Gewalt: ihre Autonomie war für Kant und seine Nachfolger der Quellpunkt ungeheurer sittlicher, ungeheurer schaffender Kräfte. Die Linie ging von Wittenberg nach Königsberg und Berlin und nach Weimar und Jena hin; sie kam von Luther, so sehr sie auch ihre Richtung vom Religiösen hinüber ins Philosophisch-Weltliche wandelte; der „Neuprotestantismus" konnte sich mit dieser neuen Wissenschaft, die ja keineswegs nur protestantisch war, vertragen und vereinen, weil sie von Hause aus von einem starken Zuflusse protestantischen Blutes durchdrungen war. Und auch im Protestantismus der nachkantischen Zeit, im Protestantismus des 19. Jahrhunderts, ist Altes und Neues, Konservatives und Vorwärtsdrängendes, Elementares und Verfeinertes dann nebeneinander hergelaufen, nicht ohne mancherlei gegenseitige Befehdung: auf Martin Luther aber führte sich beides mit gutem Rechte zurück.

Ich nannte Jena und Weimar: auch die Entwicklung unserer schöngeistigen wie unserer philosophischen Bildung kam vom Protestantismus her. Auf dem Boden der kleineren protestantischen Staaten ist unsere neue Literatur erblüht. Wohl herrschte bei ihnen staatlich in der Hauptsache Enge und Unfruchtbarkeit, aber die Heimat unseres neueren Geisteslebens und seiner unermeßlich schöpferischen Wirkungen waren sie doch: Hamburg im Norden, das norddeutsche Preußen mehr nur als mitwirkende denn als führende Gewalt, aber Kursachsen, Türingen, Mitteldeutschland und Süddeutschland mit seinen alten Bildungsstätten, mit Schwaben als oberstem Quellgebiet. Es ist einmal so: unsere neue Geisteskultur, Geist, Schönheit und Gedanke, das Brot, von dem unsere deutsche Bildung noch immer innerlichst lebt, ist dort gewachsen. Und Luther selber hatte durch seine Bibelübersetzung, durch sein Deutsch, durch seine Stärkung des Mitteldeutschen als werdender und dann siegen-

der Schriftsprache, dieser Bewegung vereinheitlichend vorgearbeitet, so persönlich schöpferisch aus der Fülle seiner Sprachgewalt und seiner Liebe zu seinem Deutsch und zu seinen Deutschen heraus, wie ganz selten ein einzelner es gewesen ist: ein unendlich fruchtbarer Beitrag zur geistlichen Einheit der von ihm religiös zerspaltenen Nation! Hier wirkt in stets neuen Formen sein seelischer Einfluß fort. Die protestantischen und die katholischen Landesteile haben ihre gesonderten Wege verfolgt, und alle die Befreier, die Neuerbauer des deutschen geistigen Daseins sind doch von seiner, von der protestantischen Seite hergekommen. Das ist die Reihe der Leibniz und Pufendorf und Thomasius, der Gottsched und Bodmer, der Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Goethe und Schiller; dieselbe Reihe, die hinführt zu Kant, Fichte, Schelling und Hegel und zu Wilhelm von Humboldt — bis auf die Höhen unseres Klassizismus hinauf und bis hinan und auch noch hinein in die Romantik. Es war in allem die Fortbildung, in neuer Wendung, des Persönlichkeitszuges von Martin Luther her, einst ganz mit geistlichem Inhalt durchtränkt, dann weltlicher und weltlich geworden, stets mit hundert zarten, tiefen Banden an Luthers deutsche Religiosität geknüpft.

Und protestantisch ist in unserer neueren Geschichte die stärkere geistige Lebendigkeit und Beweglichkeit überhaupt, auf allen Lebensgebieten; überwiegend protestantisch sind selbst die Antriebe zu wirtschaftlicher Neuentfaltung gewesen: nach den Zeiten der Befruchtung und des langsamen, schweren Reifens sind diese protestantischen Landesteile, das ist die Tatsache, weiterhin doch zu früherer und stärkerer Lebendigkeit als die katholischen gediehen. An dieser geschichtlichen Tatsächlichkeit läßt sich nichts ändern. Fragen läßt sich nur, ob das alles Folgewirkung der Reformation, des Protestantismus ist. Gewiß nicht dessen allein! Andere, moderne, weltliche, romanische, religiös fremdartige Lebenskräfte traten daneben, auch darwider, und wirkten unablösbar mit: aber auf diesem protestantischen Boden haben auch sie in Deutschland zuerst und am eindringlichsten gewirkt und haben sie alle gewirkt. Geist, Schule, Persönlichkeitsleben hatten ihn gelockert, der Staat hat ihn dann umgepflügt, der Staat, in dem wir auch die protestantische Einwirkung und Mitwirkung feststellten: zum großen Teile von diesem protestantischen Staate aus ist die deutsche Schule, der deutsche

Geist dann zurückgewandert, von neuem überpflanzt worden in die alten, katholischen Landesteile; so ist ja das Schicksal der preußischen Rheinlande gewesen.

Kein Zweifel: es war eine folgenreiche Verschiedenheit zwischen protestantischem und katholischem Gebiete; es war eine Doppelung des deutschen Lebens: sie will gewürdigt sein. Aber zugleich: sie ist, in dieser allgemeinen Gültigkeit, vorüber. Diese Dinge sind Geschichte geworden. Die staatliche Einheit, die Einigung war an das protestantische Preußen geschlossen und von wesentlich protestantischen Gebieten her außerhalb Preußens geistig besonders befördert worden. Aber sie ist fertig, und sie ist gesamtdeutsch geworden. Die neue deutsche Bildung und ihre Ausbreitung durch Schule, Universität, Wissenschaft und Literatur hat denselben Weg genommen und dasselbe Ziel erreicht: vom protestantischen Teile her, aber zum Ganzen hin.

Der deutsche Katholizismus hat seine Wege für sich gehabt. Der Protestantismus war kulturell mehr an Holland, dann an England, zum Teil an Frankreich angelehnt, der Katholizismus an Frankreich und an Italien. Auch das katholische Deutschland hat seine wundervollen Denkmale aufgerichtet: in seinen Fürsten-, Bischofs- und Abteischlössern, in seiner aristokratisch-höfischen und aristokratisch-kirchlichen bildenden Kunst; ich nenne nur Bonn und Bruchsal und Würzburg, Schleißheim und Nymphenburg. Daneben schuf es bedeutsam mit an der deutschen Musik. In der Hauptsache war es doch, trotz seiner Ansätze von Aufklärung und bis zur Romantik hin, eine besondere Welt für sich, glanzvoll und dennoch stiller liegend, in großen, bereits fruchtbaren Tagen der Anderen ein ausruhender Boden, nicht ohne eigenes Leben, aber doch lange ohne eigentlich schöpferischen Anteil am Geistesleben und lange ohne entscheidenden Anteil am Staatsleben der Nation; in seinen größeren Territorien stattlich und eigen, aber nicht führend: nach Staat und Kultur war Baiern der sichtbare Typus dieser Welt.

Die beiden Ströme sind längst ineinandergeflutet. Freilich so, daß der katholische die größere und frühere Lebendigkeit des nichtkatholischen im wesentlichen in sich hinübernahm. Dies ist ja stets als die wichtige, verknüpfende, eine neue deutsche Kulturgesamtheit segensreich fördernde Arbeit der Wittelsbacher Herrscher des 19. Jahrhunderts gepriesen worden — wir denken an Ludwigs I. Be-

fruchtung seiner Hauptstadt München und damit seines bairischen Landes durch Kunst und Wissenschaft, die Max II. auf seine Art fortgesetzt hat: eine Gründung, belebt durch gesamtdeutsche Kräfte, eine unentbehrliche Vorbereitung für eine deutsche Kultur und auch für das neue Reich, und doch in sich selber von besonderen, stammlich und staatlich und künstlerisch und auch religiös besonderen Zügen. Sein besonderes Gesicht behielt Deutschland in Nord und Süd, in Ost und West; der katholische Teil behielt seine Volksart und seine staatliche Vertretung, seine Verbindung mit dem deutsch-außerdeutschen Südosten, er behielt seine besonderen Vorzüge von eingeborener, bodenständiger Kraft, Vorzüge des Elementaren, der Unmittelbarkeit, Naturnähe, der künstlerischen Bildsamkeit, Vorzüge, die sicherlich zugleich im Zusammenhange mit der Kirche und ihrer Macht und Eigenart gestanden haben und stehen; die Gefahr des Intellektualismus und eines gewissen Dürrwerdens auf norddeutsch-protestantischem Boden wurde und wird hier heilsam aufgewogen. Beides blieb nebeneinander, Nord und Süd, protestantischer und katholischer Lebensuntergrund und seine Triebe, beides blieb lebendig, die zwei Typen der Religions- und Kirchenbildung, die ich unterschied, der, der von der Persönlichkeit, der, der von der Kirche ausgeht, natürlich keiner von ihnen in einseitiger Starrheit ausgebildet. Sie stehen auch heute, mit ihrer besonderen Art, ihrer besonderen Entwicklungsweise, ihren besonderen Vorzügen und Gefahren, berechtigt nebeneinander. Sicherlich muß ein jeder der beiden sich selbst für den eigentlich-berechtigten halten: jeder glaubt an sich, und dem einen *oder* dem anderen Lager gehört auch von uns Volksgenossen jeder irgendwie an. Es ist stets, auch jetzt, das wiederhole ich, zugleich ein Gegen- und nicht nur ein Nebeneinander: diese Verschiedenheit muß bleiben, aber, so fordert es unser Dasein selbst, als Quell nicht eines Streites, der dem anderen Teile das Recht zu atmen und zu bestehen verneint, sondern der Lebendigkeit und der Fülle.

Und was sehen wir denn mit Augen rings um uns her? Ein Durcheinanderwachsen überall! Längst ist Deutschland in sich untrennbar geworden. Auch im Konfessionellen! Wir sehen Mengen von Katholiken im Norden, auf protestantischem Boden, von Protestanten auf süddeutsch-katholischem. Vergessen wir nicht: es war einst anders. Es ist noch nicht vier Menschenalter her, daß im

Breisgau und in Altbaiern der Protestant nichts war und nichts sein durfte. Ich weiß es wohl: das 19. Jahrhundert hat uns im Vergleich zum 18. eine Neuauffrischung der konfessionellen Gegensätze gebracht, eine Neuerhebung des deutschen wie des allgemeinen Katholizismus. Das ist eine seiner beherrschenden Tatsachen; aber wir denken leicht zu einseitig an sie allein. Denn dieses Jahrhundert hat uns Deutschen auch das Gegenteil davon gebracht. Ich habe soeben an die alte grundsätzliche Imparität vor 1800 erinnert. Wie steht es heute? Heute hat sich in Baiern längst die Lebendigkeit des protestantischen Nürnbergers, die fränkische Helligkeit, die feurige Frische des Pfälzers, die schwäbische Tiefe des protestantischen Augsburgers mit der Unmittelbarkeit und der festen, schweren Kraft des Altbaiern durchdrungen — längst wurde die Mischung zum eigentlich Bezeichnenden und Entscheidenden, für Baiern als Ganzes. Und ähnlich steht es mit Deutschland als Ganzem, hin über Nord und Süd: Gegensätze gibt es gewiß, neben den unberechtigten und lauten der Laune und des Augenblicks die berechtigten und tieferen des Wesens, aber über ihnen allen doch ein Mit- und Ineinander allerorts. Die alte Ausschließlichkeit ist tot und muß tot sein; das Eine wird durch das Andere ergänzt und beeinflußt an allen Enden: lebensfähig, allseitig lebensvoll ist erst das Ganze. Und ist die Lebendigkeit irgendwo in Deutschland größer als da, wo die zwei Bekenntnisse sich am unmittelbarsten treffen und durchdringen, wie im preußischen Rheinland?

Der deutsche Katholizismus, so sagen uns die Kenner, sei der innerlichste und beste der gesamten katholischen Welt. Der auffrischende Einfluß der Reibung, des Gegensatzes mit dem Protestantentum wird dazu geholfen haben, aber auch der positive Einfluß des deutschen Protestantentums auf ihn und, ganz besonders, die Gemeinsamkeit des deutschen Wesens selber in beiden Konfessionen, die gemeinsame seelische Tiefe, die gemeinsame Anlage hier und dort. Darf und muß, trotz aller Andersartigkeit des Bekenntnisses, diese Gemeinsamkeit des Deutschen in ihnen sie beide nicht, auf deutschem Boden, zusammenführen und mit Verständnis durchtränken? Verständnis wenigstens neben und innerhalb der einmal gegebenen Nebenbuhlerschaft? Ein Auseinanderfall ist doch ganz und gar undenkbar, hierin wie in allen Fragen und Richtungen unseres nationalen Daseins. Was auch gelegentlich die Verstimmung

von Nord und Süd, besonders wohl manche Verstimmung des Südens wider den Norden, einmal sagt und schilt — tragisch vermag ich sie nicht zu nehmen; wir gehören doch zusammen und empfinden uns auch so. Vollends für die Konfessionen gilt es: wir wohnen miteinander, durcheinander, wir leben ineinander, wir können einander gar nicht missen. Wir wollen diese manchmal auseinanderstrebende Fülle des individuellen Eigenlebens, in Landschaften, Staaten, Stämmen, Parteien und Bekenntnissen, nicht bloß beklagen, sondern wir wissen ja, sie ist uns notwendig und gehört zu unserer Lebendigkeit und unserem Reichtum.

* * *

Das sind Gedanken und Wünsche und Mahnungen, die in diesem Jahre des gemeinsamen Lebenskampfes ein Deutscher in sich und in seiner Aussprache nicht unterdrücken darf — auch nicht und erst recht nicht, wenn er zu reden hat von unserer Reformation und ihrem Begründer Martin Luther. Er ist es ja, der hinter dieser Entwicklung steht, die ich soeben in knapper Zusammenfassung überschaute, von seinen Tagen an zu unseren Tagen hin; die Spaltung, aber auch viel an lebendiger Verschiedenheit und viel an Lebensfrische unserer deutschen Welt stammt her von ihm. Zwar sicherlich die Spaltung! Kein Wunder, daß um ihn gekämpft wird bis heute, daß wir da immer wieder Angriff und Verteidigung erleben. Er ist lebendig, deshalb zieht er noch heute die Schwerter auf seine Brust. Wir Protestanten lassen ihn uns nicht nehmen und auch nicht verunglimpfen; die Verschiedenheit der Lebensgrundlage muß behauptet und, wo es wirklich nötig ist, auch durchgefochten werden, in offener Unbefangenheit. Aber auch in Verständnis und Gerechtigkeit und in Liebe, das heißt in dem Bewußtsein jener Zusammengehörigkeit auf allen beiden Seiten: unter der einigenden Zucht unserer Weltstellung, unseres Weltkampfes, des Kampfes um unser Dasein und unsere Eigenart zugleich.

Und ist — darauf möchte ich am Schlusse, der sich zum Ausgangspunkte, zu Luther selber zurückwendet, Ihren Blick noch richten — ist da nicht auch gerade *seine Gestalt*, die uns die Reformation des 16. Jahrhunderts verkörpert, mehr als ein Sonderbesitz der protestantischen Hälfte? Muß sie es nicht sein? Sie war es vielleicht früher bereits einmal mehr als heute: vor jenem Wiederein-

setzen der konfessionellen Verschärfungen im 19. Jahrhundert. Aber sie kann und sie sollte es immer sein.

Wir Protestanten haben Martin Luther niemals als einen Fehlerlosen dargestellt, wir haben ihn stets als lebendigen irdischen Menschen mit eigenen menschlichen Zügen gesehen, auch mit seinen menschlichen Fehlern, knorrig und saftig; das entspricht ja der protestantischen Art zu sehen; der Begriff eines Heiligen ist uns fremd. Aber wir lieben ihn freilich, so wie seine Zeitgenossen ihn geliebt haben, und wir denken: das sollten alle Deutschen können und tun. Denn ein Hauptbesitztum eines Volkes ist seine Geschichte und sind seine großen Menschen. Wo aber ist einer, nicht nur, der in alle Daseinstiefen, in alle Zukunftsweiten seines Volkes hinein wirksamer, sondern auch, der in sich selber lebendiger, der größer, der deutscher gewesen wäre als er? Die Helden unseres Mittelalters sind uns nicht persönlich lebendig; am Beginn unserer Neuzeit steht dieser Zerspalter des alten Deutschlands mit packenden, lebensvollpersönlichen, unendlich deutschen Zügen. Deutsch wollte er sein; er, der über allen Grenzen stand, als Christ, dem alles Irdische versank vor seinem Gotte, er wußte doch, daß er Licht und Schatten seiner Art mit seinen Deutschen teilte, er wollte ein Deutscher sein und für seine lieben Deutschen schaffen. Und wie war er ein Deutscher! Unvergeßlich hat es zu seinem 400. Geburtstage Heinrich von Treitschke gemalt. Denn dieser Riese vereinigt in sich widerstreitende Kräfte, über die das Ausland verständnislos erstaunte und erstaunt und die seinen Deutschen einfach und selbstverständlich waren und sind, damals und heute — Schlichtheit und Größe, Zartheit und Derbheit, fröhliche Einfalt und lodernde Glut, Treue und Liebe im Kleinen und eine wilde, furchtlose Stärke in seinem großen Lebenskampf, die Freiheit von Menschenfurcht, die ihn nach außen so gigantisch machte, weil er im Innersten so ganz auf sich selber stand. Er hat die Wurzeln seiner weltüberragenden Kraft im Menschlich-Allgemeinen, im Deutsch-Allgemeinen: er freute sich an jeder Blume und an jedem Schimmer alltäglicher Lieblichkeit ringsum, er ruhte mit breitem Wuchse auf der festen Erde, die uns alle trägt, in unbefangener Lebensheiterkeit, in helle Andacht zum gotterschaffenen Schönen und Lieben überall. Wie stand er in seiner Ehe, zu Frau und Kind — derber als der Sohn späterer Jahrhunderte, noch nicht mit der ergreifenden Seelenzartheit des Bräutigams und Ehe-

mannes Otto von Bismarck, aber wie klar und rein und fest, in der gesunden Liebe zu seinem Herrn Käte, in der rührend einfachen, lachenden, weinenden Liebe zu seinen Kindern, den lebenden und den sterbenden und toten. Wie saß er an seinem Tische zu Wittenberg, mit Hausfrau und Freunden und Schülern, belebt und gehoben durch einen guten und harmlosen Trunk, erfreut von seiner deutschen Frau Musica, in Gesprächen, lustig und stark, liebenswürdig und furchtbar, die Nahes und Fernes in spielendem, strömendem, blitzendem Reichtum umspannten, so gütig und kindlich wie groß. Er hat uns das Urbild des deutschen Hauses geschenkt, nicht nur das Urbild des protestantischen Pfarrhauses allein. Er hat dieses irdische Leben mit seinem Glauben, mit seiner bildlich reichen Frömmigkeit durchtränkt; er hob es seinem Gotte entgegen und sah in jedem Beruf den unmittelbaren Gottesdienst, er flüchtete nicht aus ihm hinaus, er genoß es und beseelte es und achtete es doch gegenüber dem Höchsten gering. Er befreite und adelte Haus, Dienst, Beruf und Staat, und sah sie doch geistlich, in steter Beziehung zu seinem Gotte, und dem Ewigen tief untertan; seine Staatsidee blieb geistlich gebunden. Mit einseitiger großartiger Religiosität durchdrang er alles, vor allem sich selbst, wühlend, ringend, zerbrochen, bitterernst und bitterehrlich bis zuletzt, leidend unter seinen eigenen Taten, unter seiner eigenen Größe. Und doch mit welcher Freudigkeit ging er durch dieses Dasein hin, durch die Gefilde seines Wittenberger Flachgeländes, durch die Unermeßlichkeit seiner alltäglichen Arbeit, durch seine unendlich weitgespannte neue Welt. Er bereicherte und segnete, was seine Hand berührte. Aber er klärte Altes und Neues in sich selber nicht zu sauberer Sonderung; mittelalterliches Erbe und umwälzende Neugestaltung gingen in ihm durcheinander, alte Überlieferung und eine grenzenlose Zukunft; sein Geist war zweier Zeiten Schlachtgebiet! Er wurde von jenen Gegensätzen gepeinigt und überwand sie nicht einfach. Er trug schwer an den Leidenschaften und seelischen Lasten, die seine Größe und seine Lebensaufgabe auf ihn wälzte; der übermenschlich angestrengte Mann seufzte unter qualvollen Krankheiten vorzeitigen Alterns, er war, wie jeder größte, schöpferische Mensch, in sich zart, verwundbar, reizbar, voll feinster Empfindlichkeit der Nerven und des Gefühls — und dennoch voll großer Einheit und überragender, alles überwölbender Stärke des Willens, des Glaubens, der persönlichen

Kraft, gesund in den tiefsten Grundlagen und in den höchsten Auswirkungen seiner Natur, keineswegs von Hause aus krank oder gar krankhaft; nur Mißverständnis oder Böswilligkeit sagt ihm das nach. Sonne und Sturm trafen und bewegten ihn mit natürlicher Gewalt; er war, dicht beieinander, hell und gütig, trüb und ungerecht und zornig, er ließ sich zwanglos gehen und war im tiefsten Kerne gesammelt und fest. Er war bei aller menschlichen Unbefangenheit vulkanisch brausender Kräfte voll: er hat seine Welt durcheinandergeschüttelt und mit Flammen überströmt, zerstörend und schaffend zugleich; er war für die, die ihn kannten, rührend zugleich und erschreckend. Er war der Kämpfer ohne Gnade und ohnegleichen und seinen Deutschen trotz alledem tief vertraut in jedem kleinen Zuge seiner Art — wahrhaftig durch und durch, über aller Sünde, mit der sein Lebenswerk und die Welt und die eigene menschliche Unvollkommenheit ihn bespritzten, rein und hoch, so sehr ein Mensch es nur vermag. Das alles ist auch uns noch wie selbstverständlich, in seinen Gegensätzen, seiner Mischung und seiner natürlichen Einheit, und diese gewaltige Hand fassen auch wir noch in warmer und freier Liebe. Das deutsche Wesen mit ganz denselben Gegensätzen sprüht und weht durch Friedrichs des Großen und Wolfgang Goethes Art; aber dort ist es erzogen und leise abgewandelt durch fremde Bildung; so unmittelbar wie in Luther ist es wohl nur noch in Bismarck wieder da. Und welcher Reichtum schaffender Arbeit, welche Rastlosigkeit höchsten Menschentums in dem Lehrer, Prediger, Seelsorger und Kirchenhaupte, dem Schriftsteller, dem Kämpfer, dem Baumeister wider Willen! Er schritt dröhnend durch seine Zeit und lebte doch über allem im Ewigen — in seiner Sache, in seinem Glauben, in der Ewigkeit seines Strebens, eines Reichtums, der sich nie erschöpfen kann. Deutsch sein, das wissen wir, heißt absichtslos sein; deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun — über allen den sprengenden Kräften des umwälzenden Genius ruht bei Luther diese stille Schlichtheit der höchsten Größe. Wo sucht noch das heutige Deutschland unter den Führern seines heutigen Lebenskampfes die, die es wahrhaft liebt? Sie müssen aus Luthers und Bismarcks deutschem Holze sein!

Aus dem Felde ist uns erzählt worden, daß das mächtigste der Lieder, das, in dem Luthers Kampfeskraft und Ewigkeitssinn am erhabensten sprechen, ein' feste Burg, wohl auch von katholischen

Soldaten dort draußen mitgesungen sei, einfach als deutsches Lied. In ihm ist Luther und sein Jahrhundert lebendig, und die deutsche Art lebendig über ihn hinaus: in diesem Liede, schwer, ernst, mit seinem wuchtigen Klange, mit seinem Rhythmus, der den Vers zu sprengen scheint, schlicht und tief, unvergänglich und lebensvoll, heute wie je. Auch der deutsche Katholik, so will uns scheinen, hat einiges Recht darauf, sich an diesem Liede und an diesem Manne zu erbauen. Auch den außerdeutschen Protestanten, so sollte ich meinen, dürfte der Gedanke an Martin Luther und an das, was die Welt ihm verdankt, und was deutsch ist, in diesen Tagen der Lüge und des Hasses wohl einmal nachdenklich machen; aber das erwarte ich heute kaum. Dem deutschen Katholiken aber könnte es anders ergehen: er wird auch von sich und für sich ein gutes Stück in Martin Luther finden, einen Quell der Belebung und Bereicherung — gleich uns. Und nicht nur das Bild, auch den seelischen Antrieb kann Deutschland heute brauchen: den Quelltrunk von Kraft, von Ehrlichkeit, von jenem tiefschaffenden Ernste, dem alles aus dem Innersten emporstieg, von jener heldenhaften Hingabe ohne Wunsch und Furcht an das, was seiner Seele und seiner Welt das Höchste war. Wir werden auch künftighin alle Seelenkräfte nötig haben: wo wir sie in solcher deutschen Verdichtung, in solch einem Größten zusammenfinden, da seien sie uns ein Schatz und ein Schutz! Martin Luther selber hat wohl gewußt, was — so lautet es in seiner Sprache — was „die gesunden Helden" bedeuten, unter deren Hand alles besser gehe als in Büchern stehe und ohne die alles Bettelei und Flickwerk bleibe: aber die Welt sei nun einmal krank Ding und die gesunden Helden eine seltene Gottesgnade.

Glatt ging es freilich auch zu seinen Tagen und unter seinen Händen nicht. Wir tragen eine Erbschaft der Schwere in unserer Geschichte, in unserem Blut. Es ist uns Deutschen niemals leicht geworden, innerlich und äußerlich gleichermaßen; wir wollen ringen und müssen ringen, die Welt ringsum zwingt uns dazu, und es entspricht dem Besten in uns selbst. Wir wünschen es auch gar nicht anders; Leichterrungenes gilt uns nicht als ein wahrhafter Besitz. Die Leichtergestellten beneiden wir nicht, auch nicht die einfacheinheitlichen Nationen, denen die Kirchenteilung und die Menge der anderen Teilungen, die Deutschland durchqueren, fehlt. Wir sehen auch in der Glaubensspaltung ein Erlebnis, ein eigenstes und

notwendiges Erlebnis unserer Geschichte, wie sie nun einmal ist, und seine Geschichte — ich greife auf die Eingangssätze dieser Betrachtung zurück — ist das Wesen eines Volkes; auch dieser Teil unserer Geschichte, wenn irgendeiner, ist aus ihrem Ganzen, aus unserem Ganzen unwegstreichbar. Ich habe die deutsche Reformation, in raschem Gange, mit Licht und Schatten, durch ihr Werden und ihre nationalen Wirkungen begleitet und einige ihrer eigenen Wandlungen und Umbildungen wenigstens angedeutet. Sie ist in Deutschland nicht alles geworden; andere geistige Mächte, religiöse wie weltliche, stehen neben ihr. Aber sie blieb auch unserer Gegenwart eine bewegende, Unzählige unmittelbar erfüllende und segnende, sehr Viele unmittelbarer oder mittelbarer in ihrem Fühlen und Denken wesentlich beeinflussende, Alle bedeutsam berührende Gewalt. Unser Vaterland ringt heute, schwerer denn jemals, um sein Bestehen. Die alte Innerlichkeit des Luthertums, aus deutschestem Blute geboren, einst in starker, aber einseitiger Sammlung abgekehrt von der großen Welt, hat sich in unserem Deutschland von heute nach langer Schulung durch andere Eigenschaften ergänzt, die der Protestantismus, wir sahen es, miterzogen hat, in Geist und Staat und Wirtschaft zugleich. Wir haben längst auch in diese Welt hineingegriffen und wollen unseren Anteil an ihr behaupten, und wir wissen, daß wir damit auch unsere Kultur und unser Volkstum vor der Vernichtung bewahren; wir bedürfen aller Waffen dieses neuen Weltsinnes, dessen größter Lehrer, der Gründer unseres Reiches, zugleich so tief im Boden unserer religiösen Vergangenheit wurzelte. Jedoch das eine ist gewiß: auch heute und künftighin bedürfen diese weltlichen Kräfte, durch die wir uns wahren und uns durchsetzen müssen, der unablässigen Auffrischung aus den Tiefen unserer Innerlichkeit. Nicht nur, weil aus diesen allein emporsteigt, was uns das Leben ertragbar und wertvoll macht: sondern auch die äußere Gesundheit, auch die organisatorische Stärke, die Macht des Handelns, die unser Vaterland trägt, muß immer von neuem aus den Bronnen des Innerlichsten, des Heiligsten, des Persönlichsten getränkt und verjüngt werden, dessen wir hier in diesen Feierstunden in tiefer Liebe und in tiefer Dankbarkeit, mit dem Gefühle unlöslicher Verbindung und starker Verpflichtung gedenken. Und mit Ehrfurcht sollte ganz Deutschland diesem Gedenken zuschauen. Es kann uns in diesen Zeiten ungeheurer

Prüfung immer nur stärken und niemals schwächen, immer nur zusammenführen und niemals entzweien: denn es ist eine Besinnung auf die ewigen Wurzeln unserer Kraft und auf den ewigen Reichtum unseres teuren Volkes.

* * *

Das Königtum der großen Hohenzollern

Ein Rückblick zum 18. Januar 1901

Am 18. Januar 1701 setzte sich Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg zu Königsberg die preußische Königskrone auf das Haupt. Er zog damit aus der Entwicklung zweier großer Menschenalter das Ergebnis; er selber hat die neue Würde durch Verhandlungen, durch Hilfsversprechen an den Kaiser, errungen, und seine Erhebung ist von keinem Strahle des heldenhaften Glanzes beleuchtet worden, der 170 Jahre später die Kaiserproklamation Wilhelms I. umfloß. Das Ereignis hatte vielmehr etwas Äußerliches und Kleines, wie die Persönlichkeit des ersten Königs selbst. Dennoch richtet die Nachwelt mit Recht ihre Blicke auf diesen Tag und feiert in ihm den Ausdruck einer Epoche. An der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts, dessen staatliches Leben nichts Größeres sehen sollte als sie, steht dieser Geburtstag oder Tauftag der preußischen Monarchie des Hauses Hohenzollern; ihr als Ganzem gilt das Gedenken, das sich an diesem 18. Januar erneut, und eine lange Kette leuchtet uns auf, indem wir dieses eine ihrer Glieder berühren. Die Geschichte des altpreußischen Königtumes ist unseren Gebildeten, auch den Nichtpreußen, von Jugend auf bekannt, aber vielleicht doch den Einzelnen auf ziemlich verschiedene Art, und namentlich nicht jedem in lebendiger und einheitlicher Kenntnis. Das Stoffliche dieser Geschichte zu wiederholen, kann die Aufgabe eines Aufsatzes nicht sein; aber nützlich mag es auch heute noch und mag es gerade in diesen Wochen sein, einem weiten Leserkreise die Zusammenhänge, die innerliche Bedeutung, den geistigen Inhalt des stofflich Bekannten von neuem zu entwickeln und zu erläutern — reizvoll für den Historiker ist es jederzeit.

Die Gesichtspunkte freilich, unter denen das geschichtliche Interesse und die Geschichtschreibung dieser Königsgeschichte gegenübergetreten sind, haben sich in den beiden letzten Menschenaltern, entsprechend den veränderten Verhältnissen und Bestrebungen der jeweiligen Gegenwart, mehr als einmal verändert. Kurz vor der 48er Revolution hat Leopold Ranke die Geschichte des preußischen Staates und seiner europäischen Machtstellung in seiner ruhigen und großen Weise, wenn auch vielleicht nicht in einem seiner vornehmsten Meisterwerke, geschrieben. Dann folgte das Zeitalter der Begründung unseres Reiches mit all seinen Vorkämpfen, seiner langen Sehnsucht, seiner siegreichen Begeisterung; da lag man im Streite mit Österreich, und auch die Historiker, die Führer der kleindeutschen Schule, die Droysen, Häußer, Sybel, griffen in den Tages-

kampf ein: sie wiesen aus der Geschichte die deutsche Mission Preußens, die deutschen Leistungen Preußens, den künftigen Triumph ihres Staates nach, sie feierten ihn mit aller Liebe und allem Zorne als den Träger der Einheit. Auf den höchsten Gipfel ist diese Auffassung und ihre künstlerisch-politische Stellung bei dem genialsten dieser Truppe, bei Heinrich von Treitschke, gestiegen: seine Deutsche Geschichte wie sein ganzes Wesen und Wirken wurde ja zum hinreißenden Hymnus auf Preußen und Preußens Geschichte und sein Königshaus. Dieser Strömung hat sich seit den 70er Jahren die andere zugesellt, die von der inneren Arbeit des neuen Reiches, den sozialen Reformbestrebungen, zumal dann von denen des Fürsten Bismarck, herkam, und auch in der Vergangenheit die innere, die soziale, die wirtschaftliche Arbeit des Staates und seiner Herrscher vornehmlich aufsuchte und sie zeitweilig wohl auch ein wenig idealisierte: der nationalpolitischen und wesentlich äußergeschichtlichen und verfassungsgeschichtlichen Betrachtung trat so die verwaltungsgeschichtliche, die sozialpolitische zur Seite — zugleich ein starker, rein wissenschaftlicher Gewinn, der über Ranke und Droysen hinausführte und der mit Gustav Schmollers Namen ruhmvoll verbunden bleibt. In den jüngsten Jahren hat man sich bemüht, die historische Anschauung von den unmittelbaren praktischen Gegenwartsinteressen nach Möglichkeit freizuhalten, nicht die eigenen Ideale in der Vergangenheit wiederzusuchen, diese Vergangenheit nicht zu idealisieren, sie weder mit einem nationalen noch mit einem sozialen Schimmer zu übergießen, der ihrer Wirklichkeit fremd gewesen sei; man hat den Widerstand gegen jede Art preußischer „Legende" aufgenommen und an realistischer Nüchternheit und mißtrauischer Kritik des Guten wohl manchmal reichlich viel getan. Andere suchen, von anderen Bestrebungen unserer Tage geführt, in Preußens Geschichte überall die sachlichen Elemente, die Massenkräfte zu erfassen, die Wirkungen nicht der Politik, sondern der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Landesgestaltung; sie drängen wie das politische, so vollends das persönliche Element zurück; die Betätigung des Hauses Hohenzollern verschwindet halb hinter dem natürlichen Gange einer von selber laufenden Entwicklung. Ich werde mit allen diesen Auffassungen zu rechnen, gelegentlich auch abzurechnen haben und trachte keiner neuen, besonderen These nach, die sich den älteren anreihen und entgegen-

setzen möchte; es sei mir gestattet, einfach das hier zusammenzustellen, was mir richtig und wichtig zu sein scheint; ob darin ein eigener Standpunkt zutage tritt, das beurteile der Leser. Eines allerdings scheint mir gewiß: auch wenn man die Hohenzollern nicht künstlich steigert, auch wenn man ihre natürliche und notwendige Selbstsucht ruhig als Selbstsucht und nicht als ideales Bestreben erklärt, auch wenn man in ihrem Staate den hart und herbe ringenden, der sich behaupten und sich erweitern will, erblickt, und nicht den geweihten Träger allgemeiner Gedanken: auch ohne Heiligenschein ist diese Geschichte an Wunderbarem reich, und unsern Anteil darf sie allezeit für sich fordern, stärker fast als irgendwelche andere. Nicht bloß, weil es unsere Geschichte ist und weil auf dem Boden des Preußentums, das hier erwuchs, noch unser bestes gegenwärtiges deutsches Leben, mindestens das staatliche, ruht, sondern auch, weil sie in sich selber so groß, so klar, und weil sie so jung und uns deshalb so dicht vor dem Auge, so wohl erkennbar ist, von so hellem historischem Lichte bestrahlt, wie kaum die Geschichte eines anderen großen Gemeinwesens, außer etwa dem der Nordamerikaner. Und wie mächtig die Leistungen dieses Staates! wie probehaltig die leitenden Männer, auch wenn man beide realistisch sieht; wie stark und wie unabweisbar deutlich tritt der Einfluß der Persönlichkeiten hervor, auch wenn man die sachlichen Gewalten ganz zu würdigen strebt! Je näher unserem Jahrhundert, um so greifbarer zeichnet sich diese Mitwirkung, diese führende Wirkung der Hohenzollern und ihres politischen und persönlichen Wollens ab; unzweifelhaft bleibt sie im Zeitalter der eigentlichsten preußischen Monarchie, der absoluten Regierungen, die wahrhaft maßgebende Kraft.

Seit der Höhe des Mittelalters hat sich der Schwerpunkt der deutschen Staatsbildung mehr und mehr in den Osten verschoben: aus der Enge der älteren westlichen Schauplätze und Staaten in die Weite der jüngeren östlichen hinüber, nach Baiern und Österreich hier, nach Sachsen und Brandenburg dort; und Brandenburg-Preußen wurde für den Norden und zuletzt für das ganze Deutschland unter diesen neuen Staaten der bedeutsamste. Man hat mit gutem Rechte auf die zentrale Lage der Mark inmitten der norddeutschen Tiefebene, auf die Möglichkeiten hingewiesen, die gerade diese ununterbrochene Ebene einer breiteren, sich immer

weiterdehnenden Herrschaft darbot. Freilich, von solcher Erwägung geographischer Möglichkeiten für einen großen Flächenstaat bis zu dem Satze, daß hier ein solcher Flächenstaat sich bilden mußte, oder gar, daß dieser Flächenstaat von der Mark Brandenburg und von Berlin ausgehen mußte, scheint mir der Weg noch recht lang zu sein. Mußte es wirklich diese Landschaft sein, die ärmste beinahe von allen, um die sich der neue norddeutsche und deutsche Großstaat schlösse? Hatten ihm die geographischen Bedingungen mechanisch und unausweichlich diese Bestimmung in seine Wiege gelegt? Konnten wirklich nicht Mecklenburg oder Pommern, oder gar Kursachsen oder etwa die Welfenlande die Rolle an sich bringen, die Brandenburg zugefallen ist? Aus bloßen geographischen Gründen möchte ich dies Wachstum doch nicht abzuleiten wagen. Wie ist es denn mit der Ausdehnung der hohenzollerischen Macht wirklich gegangen? War es so, daß sie, rings an ihren Grenzen weitergreifend, wachsend, sich abrundend, die nächsten Gebiete, Landschaft um Landschaft, wie man es doch postulieren müßte, an sich brachte? Nein, ganz und gar nicht! Wohl hat sie sich, wie jeder Staat, in der Nähe zu vergrößern gesucht, aber das Entscheidende für ihren Zug zum Großstaate sind tatsächlich gerade zwei weitentfernte Erwerbungen an Pregel und Rhein gewesen, die ihr durch den Zufall des Erbganges in den Schoß fielen! Und auch diese sind ihr geraume Zeit fast mehr zum Unsegen als zum Segen geworden: erst als ein Mann kam, der sie zu packen und auszunutzen verstand, verwandelte sich dies zum Bessern, und erst nach vielen Menschenaltern, nach Jahrhunderten ist der Drang, diese Flügellande mit dem Hauptlande nun auch territorial zu verbinden, zu seinem Ziele gelangt. Das freilich ist dann durch eine Art logischer Weiterführung des früh begonnenen Werkes geschehen; daß man aus den in Ost und West zerstreuten Stücken nun ein Ganzes machen wollte, war ein natürliches Bestreben. Aber die eigentliche Grundlegung der hohenzollerischen Größe ist etwas durchaus nicht durch Bodenverhältnisse und natürlichen Erweiterungsdrang des brandenburgischen Gebietes Gegebenes: höchstens mit nachträglicher Konstruktion kann man es dazu machen wollen; nimmt man die Dinge, wie sie wirklich in ihrer Zeit zugegangen sind, so zeigt sich, daß vielmehr die Dynastie mit ihren zufälligen äußern Beziehungen und ihren einzelnen großen Söhnen die Größe Brandenburgs ermöglicht hat.

Sicherlich wirkte auch die Ebene, die zur Ausdehnung lockt und ihr die Grenzen weit steckt; die natürlichen Verhältnisse bilden allemal die Voraussetzung, ohne die der historische Verlauf sich nicht begreift; aber unmittelbar leitend und wahrhaft entscheidend sind für die preußische Staatsbildung das Herrscherhaus und seine Persönlichkeiten gewesen; sie, so werden wir sehen, sind es auch gewesen, die diesem Staate wie sein Dasein, so seinen Charakter gaben. Wer für das sonderbare Werden dieses Preußens eine tiefere Erklärung sucht, wem es nicht genügt, den Gang, wie er tatsächlich war, in seinem Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte, zu verfolgen und zu begreifen, wer vielmehr auch für jenes Anknüpfen im weiten Osten und im weiten Westen, das Preußens Zukunft bedingt hat, einen allgemeinen und höheren Grund verlangt, der wird ihn von der Landkarte jedenfalls nicht ablesen können. Ich verstehe sehr wohl, wenn er ihn in einem Plane überirdischer Gewalten sucht; die historische Wissenschaft selbst aber, auch wenn sie, soweit sie es kann, die Dinge zu erklären und nicht nur toten Stoff zu sammeln trachtet, hat mit dieser Erklärungsweise nichts zu tun. Sie macht einen Schritt vorher Halt.

Aber folgen wir dem wirklichen Entwicklungsgange zunächst durch seine Hauptphasen bis an die großen Zeiten Brandenburgs heran.

* * *

Seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert flutet der Strom deutscher Eroberung und Kolonisation in den Osten; eine Menge deutscher Stämme ist an ihm beteiligt; noch beschienen vom Abendglanze des Kaisertums, aber bereits in ganz selbständiger Betätigung, haben deutsche Fürsten, deutsche Edelleute, deutsche Geistliche, deutsche Bürger und Bauern das Werk vollbracht und die Reihe ihrer Siedelungen und neuen Staaten, von der Ostsee bis nach Schlesien, breiter und breiter, immer vorwärts dringend, gegründet und befestigt. Recht im Herzen dieser kolonialen Lande lag der brandenburgische Staat der Askanier; festgeschlossen um die markgräfliche Gewalt, die hier, im Grenzgebiete, die Zügel mit kriegerischer Straffheit anzog und hielt; das Herrschergeschlecht kühn um sich greifend nach allen Seiten, nach Norden und Osten zumal. Aber dieses Staatswesen zerfiel. Die Festigkeit der Organisation

vermochte sich nicht zu behaupten; äußere Schicksale und innere überall wiederkehrende Entwicklungen drückten das Markgrafentum herab und hoben auch auf diesem östlichen Boden die Macht der Stände. Adel, Geistlichkeit, Städter kamen als selbständige Gewalten neben dem Landesherrn empor, die Einheit zersplitterte, der Umfang des Gebietes verringerte sich, landschaftliche und ständische Sonderkräfte gewannen die Oberhand. Besonders ungünstige Umstände haben diesen Zersetzungsprozeß in den Marken besonders weit gedeihen lassen: aus einem Chaos hatten die Hohenzollern, seit sie von 1411 und 1415 ab als Erben der Askanier, der Wittelsbacher und Luxemburger in die Marken einzogen, ihren neuen Besitz herauszuheben. Sie haben es, ein Jahrhundert hindurch, mit Konsequenz, Kraft und Erfolg getan, ganz im Sinne des neu aufsteigenden Fürstentums, das am Ende des Mittelalters sich überall durchzusetzen rang; sie haben ihr Gebiet wieder gedehnt, vor allem die Unruhstifter und die Selbständigkeiten daheim, adlige wie städtische, gebrochen und als rechte Territorialfürsten auch in die Reichspolitik eingegriffen. So liefen die Dinge von den Adelskämpfen Friedrichs I. bis zu denen Joachims I. nach 1500 fort. Ein neu gefestigter territorialer Staat bildete sich aus, mit Fürstentum und Ständen, unter fürstlichem Übergewicht; die Erbordnung von 1473 bestimmte die Einheit der Marken für alle Zukunft, sie bezeichnete den vollen Durchbruch des Gefühles von dem Zusammenhange und der Geschlossenheit des brandenburgischen Sonderstaats. Dann aber — etwa von 1530 ab — folgte eine Stockung, die wieder ungefähr ein Jahrhundert gedauert hat. Der märkische Staat blieb bestehen; aber in ihm sank das Fürstentum von neuem, und das Ständetum stieg auf. Diese beiden wetteifernden Mächte beherrschen damals die neuen deutschen Territorialstaaten überall; sie setzen sich auseinander; hier siegt die eine, dort die andere. Der Fürst ist an vielen Stellen noch nicht stark genug, die sich erweiternden Aufgaben des Staatslebens allein zu lösen, es mangelt ihm an Mitteln, an Geld; die Stände, die dieses bewilligen sollen, bringen ihn dadurch unter sich und verwalten und regieren zum guten Teile mit ihm, ja über ihm. Hier im kolonialen Osten wuchs diese Bewegung besonders hoch empor; der Adel erhob sich mit zunehmender Stärke über dem Bauerntum, dehnte seine herrschaftliche Gewalt und sein eigenes Gut aus, wurde wirtschaft-

lich, rechtlich und politisch der Herr des flachen Landes. Die Städte waren klein und unbedeutend und gingen noch immer tiefer herab; vornehmlich adlig war die Ständemacht, die mit ihren Landtagen und Ausschußtagen, mit ihren besonderen Steuer- und Schuldenverwaltung, mit ihren Privilegien und Machtansprüchen den Kurfürsten in die Enge trieb, ihn einschnürte, ihn beinah überragte. Andere deutsche Territorien haben damals andere Entscheidungen erlebt; in Bayern bändigte der Herzog seine Stände; im Osten waren sie wohl überall besonders stark, aber kaum irgendwo ihr Schwergewicht so ununterbrochen und drückend wie in Brandenburg — nicht in Sachsen, nicht in Pommern, nicht einmal in Ostpreußen, wo gelegentlich doch ein kraftvoller Regent die ständische Allmacht zurückwarf. Offenbar hat auch die persönliche Fähigkeit der Fürsten auf dieses Ringen einen großen Einfluß geübt, und die Hohenzollern haben nach Joachim I. fast ein Jahrhundert lang keine bedeutende Persönlichkeit hervorgebracht. Ihnen fehlte das eigentlich Entscheidende, das, was die bayrischen Herrscher jener Tage daheim wie in der Reichspolitik groß machte: der nach außen gerichtete energische Ehrgeiz, das klare politische Ziel, der lebendige Drang, zu wachsen, und zugleich der lebendige religiös-politische Impuls, der in diesem Zeitalter der Religionswirren in allen starken Staatsmännern und Staaten vorwärts treibend, belebend, erhöhend wirkte. Die Hohenzollern, so muß man auch heute noch sagen, blieben damals im Kleinleben stecken und, deshalb zumal, auch in lähmender Abhängigkeit von ihren Ständen.

Und in der Tat ist dann der belebende Anstoß von außen gekommen. Um 1600 eröffnete sich der Dynastie der jülich-klevische Erbanspruch am Niederrhein, und gleichzeitig die künftige Nachfolge auf dem Königsberger Herzogsstuhle; Aussichten auf Pommern, später auf Schlesien folgten nach; zu alledem trat die immer, bereits in den matten Zeiten, festgehaltene Bewerbung um das Magdeburger Erzbistum. Eine große Anregung aber haben lange Zeit hindurch nur die entfernteren Lande, die niederrheinisch-westfälischen hier, die ostpreußischen dort, auf die Hohenzollern geübt. Sie zwangen das in enge Grenzen eingeschlossene ostdeutsche Fürstenhaus, in die Weite zu blicken; sie hoben es über die Marken hinweg, auf einen höheren Standpunkt. Sie erschlossen ihm einerseits den Sinn für die großen Weltfragen und Weltgegensätze des

Westens, wo Holland, Spanien, Frankreich in die jülicher Erbfrage eingriffen, und des Ostens, wo Schweden und Polen sich um die baltischen Lande stritten. Sie machten es überdies auch im Innern zu etwas anderem als einer bloßen brandenburgischen Landesgewalt: ein Herrscher, dem auch Kleve und Preußen gehörten, mußte den natürlichen Drang besitzen, über seinen verschiedenen Gebieten eine einheitliche Macht zu errichten, in Brandenburg etwa mit klevischen, in Preußen mit brandenburgischen Kräften aufzutreten, seine Nebenbuhler überall, die Stände der Einzellandschaften, niederzubeugen durch die Wucht seiner allgemeineren, fürstlichen Macht. Diese Impulse haben von Anfang an, sagen wir von 1600 an, tatsächlich gewirkt, innen wie außen. Dazu kam, daß Kurfürst Johann Sigismund 1613 zum reformierten Bekenntnisse über- und damit in die calvinistische Weltgemeinschaft eintrat, in die Gruppe des kämpfenden, von weitem und hohem, europäischem Geiste berührten Protestantismus.

Aber freilich, zunächst gab das alles nur Anregungen, und noch lange keine Erfolge. Gerade die Fülle neuer Aufgaben, die jetzt in den Kreis der hohenzollerischen Politik einströmte, wirkte zunächst erdrückend, niederdrückend; die heimatlichen Stände, die Geld für ferne Unternehmungen bewilligen sollten und die dem Calvinisten zwiefach mißtrauisch entgegenstanden, wurden um so widerspenstiger und um so allmächtiger; die Persönlichkeiten der Hohenzollern blieben auch bis 1640 unglücklich und unbedeutend. Neue Samenkörner waren ausgestreut; die Früchte sind noch lange nicht gereift. Und vollends den furchtbaren Fragen des 30jährigen Krieges erwies sich Kurfürst Georg Wilhelm nicht gewachsen. Sobald man alle diese Zeiten aus der Nähe betrachtet, begreift man die Schwächen und Mißerfolge gut genug, und unter den Gestalten der brandenburgischen Herrscher und ihrer Minister wachsen einige immerhin zu stattlicherer Höhe empor, als man früher annahm. Graf Adam Schwarzenberg, der Minister des 30jährigen Krieges, ist kürzlich als ein Vorarbeiter des Großen Kurfürsten, als ein Vorläufer des Absolutismus gewürdigt worden, und diese Rettung des Vielgescholtenen scheint wenigstens der Hauptsache nach gelungen zu sein. Aber man darf nicht übertreiben; was haben denn schließlich auch diese tüchtigsten unter den Staatsmännern vor 1640 geleistet? Sie haben festgehalten, was Brandenburg an Ansprüchen und Ge-

bieten besaß, in Ost, West und den Hauptlanden; das war etwas wert; erreicht, getan haben sie aber doch recht wenig. Alle Einzelanläufe und -verdienste gehen in den Strudeln der inneren und äußeren Kämpfe unter. Die Schwierigkeiten waren groß; nirgends aber begegnet auch eine wahrhaft starke Natur, eine klare Entscheidung, ein großer Zug: Gesinnung und Kraft sind überall doch nur klein. Dem entsprach das Ergebnis: der Staat und seine Leitung standen höchstens mit dem Durchschnitte der damaligen deutschen Territorialpolitik auf gleicher Linie, und hinter so manchem standen sie zurück. Aus der Möglichkeit einer Machtentwicklung zu deren Wirklichkeit ging — das muß man doch nach allen Analogien, nach den Schicksalen etwa auch Baierns, Kursachsens sagen — der Weg einzig und allein durch die lebendige Tat, die Kraft des schöpferischen Einzelnen hindurch. Erst sie kann auf dieser Erde wirklich etwas gestalten: wer sie aus seiner Rechnung ausschalten oder sie herabdrücken will, der rechnet nicht mit organischen Kräften, wie er sich wohl einbildet, sondern in Wahrheit mechanisch, mit einem falschen Nationalismus.

Begreiflich nur im Zusammenhange mit all dieser Vorgeschichte, im Zusammenhange mit dem Boden, mit den Antrieben, die in seinem Staatenkomplexe lagen, aber er selber doch erst der Wirkende, der Könnende, der Schaffende — so tritt in die lange Reihe der erste Große hinein, der Große Kurfürst. Er begann als ein halb Vertriebener, im fernen Königsberg; nach allen Ansätzen hat erst er den brandenburgisch-preußischen Staat gemacht. Ich erinnere an den Inhalt seines Lebens: die schweren Anfänge im letzten Jahrzehnt des 30jährigen Krieges; die mühsame Besitzergreifung, die Herausbildung einer eigenen Politik, einer eigenen Stellung in den Welthändeln, bis zum Westfälischen Frieden 1648; daneben und danach die Arbeit an der Wiederbefruchtung seiner verwüsteten Lande; in den 50er Jahren, nach einem ersten auswärtigen Fehlschlage und ersten inneren Reformen, die Teilnahme am nordischen Kriege zwischen Schweden, Polen, Dänemark, Österreich, die Abschüttelung der polnischen wie der schwedischen Oberherrschaft; von 1660 ab die Neuorganisierung des so behaupteten und verstärkten Besitzes; noch einmal, seit 1672, eine große Kriegesära, die Auflehnung gegen Frankreich, die neuen Siege über Schweden, und nach manchen, begreiflichen Irrgängen der Politik zuletzt 1688 ein reiner Abschluß am Ende eines großen Lebenswerkes.

Was ist nun dessen eigenster Stempel?

Einmal, das ist ja bekannt, hat sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm von der überwuchernden Gewalt seiner Stände befreit, er hat sie zurückgeschoben, in den Marken und deren Nebenlanden und in Kleve und Ostpreußen; er hat an Stelle eines Konglomerates von Einzellandschaften, deren jede sich aristokratisch selber regierte, und die nur in der Person des Herrschers ein lockeres gemeinsames Band vereinigte, einen Staat errichtet, der inneren Zusammenhang zu haben begann, den Eine Regierung und Eine Verwaltung, und zwar eine fürstliche, einte und führte: den weiten Fürstenstaat, der den engen Ständestaat ersetzt. Er hat das alte Recht der Lande und der Aristokratien gebrochen und seine Macht dafür stabilisiert; daß es ein Fortschritt war, daß ein besseres, werdendes, lebendiges Recht das alte, veraltete bezwang, daß dieser neue Staat unendlich kraftvoller und auch unendlich gesunder und innerlich leistungsfähiger war: diese Erkenntnis ist längst allgemein geworden. Die Zeit war nicht nur größer, sondern auch besser als die alte: auch wer sich bewußt bleibt, daß hier Recht über Recht triumphierte, wer das Alte keineswegs blind verdammt, muß das anerkennen. Woran aber knüpft diese Neugründung an? Worin liegt die Eigenart, die Einzigartigkeit von Friedrich Wilhelms Leistung? Man hat von seinem inneren Werke, jener Gründung der Staatseinheit, dem Beginn einer neuen wirtschaftlichen Arbeit, gemeint, sie seien im Grunde nichts Besonderes; alle Fürsten seiner Tage hätten Ähnliches angestrebt und getan. Ich glaube, daß eine Vergleichung gerade zeigt, daß er mehr tat, intensiver, schöpferischer wirkte, als seine deutschen Zeitgenossen, wenn auch natürlich im Sinne der gleichen Zeitbewegung. Aber daß er mehr tat, das hat allerdings seinen rechten Grund nicht in der inneren Politik selber, sondern in der auswärtigen. Er ist unter jenen seiner Zeitgenossen, die man äußerlich mit ihm zusammenhalten kann, der Einzige, der eine große Politik trieb. Und nicht, was er in der Verwaltung und der Verfassung schuf, so gewichtig es ist, gibt ihm seine Größe: sondern, in jeglicher Hinsicht, jene auswärtige Politik. Das tut man gut, manchen Moden und Dogmen unserer letzten Jahrzehnte gegenüber, mit aller Schärfe zu betonen. Daß die auswärtigen Rücksichten ihn vornehmlich beschäftigen, zeigt sein prachtvolles politisches Testament von 1667; da nennt er dem Nachfolger die Mächte,

mit denen er zu leben hat, ermißt ihren Nutzen und Schaden für Brandenburg, entwirft ein System rein-brandenburgischer Politik und stützt es auf Allianzen, vor allem auf auf „eigene Kräfte". Und er gibt dem Kurprinzen den Rat, niemals, wenn die umgebende Welt in Bewegung kommt, stille zu sitzen, neutral zu bleiben: das wäre Selbstmord; eingreifen muß er überall! Diese Regel erklärt den ganzen gewaltigen Unterschied zwischen seinen ruheseligen Vorgängern und ihm selbst; sie birgt den Nerv seines politischen Charakters und seiner Erfolge. Gewiß, auf das Engste hing diese Aktivität mit seinem starkbewußten Protestantismus zusammen: er fühlte sich als Glied einer Weltgruppe, das reformierte Bekenntnis der Hohenzollern wurde in ihm zuerst zu einer politisch bewegenden, befreienden, hebenden Kraft, und er hat sein Brandenburg, an der Stelle des engherzigen und erlahmenden Kursachsens, zur ersten protestantischen Gewalt in Deutschland gemacht. Aber diese Wirkung konnte sein Glaube auf ihn doch nur ausüben, weil seine eigene tatkräftige Seele ihn feuriger und größer auffaßte als seine Vorgänger und als die Mehrzahl seiner fürstlichen Zeitgenossen ringsum. Und andererseits: gewiß mahnte ihn auch die Ausgestreutheit seiner Gebiete über ganz Norddeutschland zu jener Beteiligung auf allen Seiten, ebenso wie sie, ich wies darauf hin, im inneren Kampf die Monarchie über die Sonderstände erhöhte; aber sie bot eben doch auch nur den Anstoß. Sie konnte auf Schwächere ganz entgegengesetzt wirken, sie ängstlich und unsicher machen, sie stellte schwere Aufgaben, die nur der Starke positiv zu lösen vermochte, sie brachte Gefahren, durch die nur ein großer Mensch siegreich hindurch schritt. Wie leicht war jener Streubesitz zu verlieren! Friedrich Wilhelm hielt ihn fest und mehrte ihn. Der Mann erst brachte das Leben, die Seele in sein Erbe, in diesen Stoff zu einem künftigen Großstaat hinein; aus seiner Persönlichkeit stammte der große Schwung der nun beginnenden Entwicklung. Und das ist an Friedrich Wilhelm das Ergreifende, wie diese Größe seiner Natur sich in den Verhältnissen bewegen mußte, die in sich selber noch klein waren, und wie sie sich daran stieß und sich bücken und winden mußte. Im Kerne seines Wesens ist er ein leidenschaftlicher Mensch, stürmisch, feurig, gebieterisch, so wie ihn Andreas Schlüters großes Standbild festhält, ein Fürst der Zeit Ludwigs XIV., mit dem Drange, rücksichtslos durch seine Welt dahinzubrausen.

Und überall fesseln ihn die Verhältnisse; äußerlich Gegner überall, innerlich Mangel an Mitteln; er ist doch nur der Herr einer Zukunftsmacht, an sich noch kein großer Potentat. Er muß mit Schweden, mit Polen, dem Kaiser, den Franzosen anbinden oder verhandeln — da gilt es, durch Geschmeidigkeit zu ersetzen, was ihm an Macht fehlt, zu warten, sich blitzschnell zu wenden, da gilt es, neben dem Löwenfell stets das Fuchsfell bereit zu haben, neben der Tat und der Gewalt die Selbstbescheidung, die List, ja die Treulosigkeit. Der Kurfürst ist am meisten er selber, wenn er sich bei Warschau, bei Fehrbellin an der Spitze seiner Reiter heldenhaft in die Schlacht stürzt, wenn er kühn den Kampf aufnimmt gegen Ludwig XIV.; aber er begann 1640 mit peinlicher Vorsicht: er verstand auch das; er hat sich langsam selbständig gemacht; und wie selten durfte er seine Kraft frei gehen lassen! Seine Gegner haben die Mischung von Schwung und Selbstzügelung, von zufahrender, fast allzu eiliger Leidenschaft und von Kleinlichkeit oft festgestellt und bitter gerügt; wir begreifen sie aus seiner Lage und bewundern, daß er im ganzen dennoch stets groß geblieben ist. Und stand es mit den Bedingungen seiner inneren Wirksamkeit anders? Er mußte, wie als europäischer Fürst so auch als Landesherr, immer vorsichtig sein, seine Macht abwägen, mit seinen Ständen verhandeln statt zornig durchzugreifen; und er mußte sparsam sein. Der ostdeutsche Boden, vollends 1648, war bitter arm; da hieß es jede Ausgabe dreimal prüfen, seine Mittel zähe zusammenhalten, zähe steigern; da erwuchs unter einem Hofe, dem Glanz und Genuß nie Selbstzweck sein durften, ein Regiment der Knappheit, der Arbeit, der Zucht — kein Versailler Hof und kein französischer Reichtum; die bezeichnenden Grundzüge des preußischen Wesens gestalteten sich heraus. Andere deutsche Herrscher lebten im Weltgenusse; Friedrich Wilhelm hatte die Wahl, etwas zu scheinen, aber nichts zu sein, oder sich und seinen Staat knapp zu halten: er wählte die Macht und die Sparsamkeit. Oder war es ganz allein der Einfluß des Bodens, der so auf den Staat zurückwirkte? Gewiß, in einem reichen Lande hätte sich das spartanische Preußentum schwerlich entwickelt; aber waren diese Länder dazu prädestiniert, es ihrerseits wirklich hervorzubringen? Dieses Wesen von Einheit, Straffheit, Tatkraft und Staatskraft, von Selbstzucht und Entbehrung? Bis 1640 zeigen die Marken dazu wahrlich keine

Neigung, und Ostpreußen mit seinem wilden und selbstherrlichen Adel stand in der Gefahr, in polnische Zuchtlosigkeit und Wüstheit zu versinken. Nein! die Hohenzollern seit 1640 sind es gewesen, die diesen Staat mit seiner harten, scharfen, großen Eigenart in diesen Boden erst eingepflanzt haben, der ihm natürlich entsprach; und was sie selber dazu befähigte, das war und blieb der Trieb nach Macht. Daß dies alles durchaus nicht einfach Naturprodukt war, sondern das Ergebnis menschlichen Willens, das hat die Reaktion unter Friedrich I. gezeigt, wo die Entwicklung geradeswegs umzuschlagen drohte. Auch hier wieder ist, wie immer, nur die sittliche persönliche Kraft die wahre Trägerin und Schöpferin der großen Dinge.

Im Dienste dieses Machttriebes hat der Kurfürst sein Werk vollbracht, mit Mühen und Nöten; und von diesem selben Punkte gehen auch die inneren Neubildungen aus, die seine 48jährige Regierung zeitigte und die ich hier wenigstens aufzählen muß. Im unmittelbaren Dienste seiner Machtpolitik nach außen stehen jene inneren Kämpfe, das langsame Niederringen seiner ständischen Rivalen; sie knüpfen sich alle an das Heer an. Das Heer ist das Rückgrat der preußischen Staatsgeschichte: es ist es damals geworden und bis heute geblieben; fast alle großen inneren Neuerungen kommen von dem Heere und seinen Bedürfnissen her. Der Große Kurfürst hat seine Stände zu den ersten dauernden Bewilligungen für das stehende Heer vermocht: die moderne Armee wie das moderne Steuerwesen wie das moderne Beamtentum Brandenburg-Preußens wurzeln an dieser Stelle. Er schuf ein fürstliches, vom Fürsten abhängiges Heer; er brauchte dazu steigende Mittel; er entwickelte in langen Reformen die eine ältere Quelle seiner Einkünfte, das Domänenwesen, zu ungeahnter Kraft, zu einer großen und ergiebigen Administration. Er entwickelte daneben die Steuern; ihre Träger wurden gerade diejenigen Beamten, deren erste Aufgabe es war, für den Unterhalt des Heeres zu sorgen. Eine neue Steuerverwaltung ging aus diesen militärischen Bedürfnissen und Kreisen hervor, die sich allmählich mit einem besonderen, wohlgegliederten Beamtentume versah. Für Domänen und Steuern also bildeten sich neue umfassende Behörden; es waren die Domänenkammern und die Kriegskommissariate; sie bildeten sich in Jahrzehnten, schrittweise, dem Bedürfnis gemäß, heraus;

vor 1700 waren sie beide fertig. Und sie verdrängten nun die alten, ständischen, landschaftlich und aristokratisch abgeschlossenen Regierungen, mit denen die Einzelprovinzen sich selber verwalteten; sie ersetzten diese Gegner des Gesamtstaates und jeder lebendigen Neuerung durch staatliche Organe, durch Kollegien, die nur vom Fürsten abhingen und so dem Ganzen dienten, durch fürstliche Beamte anstatt einer Klassenherrschaft der privilegierten Gruppen. Dieser ganze Neubau aber war das Ergebnis der Machtbestrebungen der Krone; und sein eigentlichster Baumeister war, unterstützt von hervorragenden Fachmännern, in seinem Werke fortgesetzt durch Eberhard Danckelmann und manchen sonst, doch Kurfürst Friedrich Wilhelm.

Aus demselben Quell entspringt ein zweites: die Machtpolitik, die diese Staatsgründung im Gefolge gehabt hat, führte auch zu einer Wohlfahrtspolitik. Zuerst war es nur die Arbeit der elementaren Wiedererhebung aus der Zerstörung des 30jährigen Krieges; allmählich folgte dann, nach der Heilung der ärgsten Wunden, der Herbeirufung von Kolonisten, eine wachsende Pflege von Handel und Wandel. Der Rumpf des hohenzollerischen Staates, die um die Mark gruppierten Landschaften, wurden durch den Friedrich-Wilhelm-Graben, den Müllroser Kanal zwischen Oder und Elbe, in sich und mit der Nordsee verbunden. Und schon beginnt der werdende Staat nach einer Beherrschung der ganzen Oder, womöglich einmal der ganzen Elbe zu streben. Schon entfaltet in Stadt und Land der neue Gesamtstaat, der Absolutismus seine belebenden Kräfte. Er übernimmt von Westeuropa die wirtschaftspolitischen Maximen; er arbeitet mit den Mitteln des Merkantilismus, er will die Wirtschaft seiner Gebiete einheitlicher, stärker, vom Auslande abhängiger gestalten. Die Kette ist stets: der Landesherr braucht Soldaten und Geld für seine Armee; deshalb die neuen Behördenorganisationen; deshalb das Bemühen, das Land reicher, bevölkerter, tätiger zu machen; der Ausgangspunkt ist Macht, zur Wirkung werden innere Leistungen, und schließlich werden diese auch zu einem Selbstzweck. Wie sehr aber und wie lange bei Friedrich Wilhelm selbst alles noch von der Politik allein herkam und ihr allein diente, zeigte wieder jenes 1667er Testament — da ist noch die Macht sein einziges Thema; die vollere innere Arbeit mußte er da fast lediglich noch der Zukunft überlassen. Später hat er sie

noch selber wenigstens begonnen: der Bahnbrecher, der Anfänger wurde er für alles; aber seine besondere Aufgabe war es, erst die Existenz überhaupt zu sichern, den Grundstock an Macht zu bilden. Was er da geleistet hat, das geht an Größe doch über alle zeitgenössische deutsche Leistung hinaus. Und wenn die Schwinge, auf der er sich erhob, die große Selbstsucht des Willens zu eigener Macht ist und keinerlei innerpolitisches Ideal, übrigens auch kein deutsch-patriotisches Ideal: ist das für seine Erscheinung ein Verlust an innerem Werte? Oder tat er nicht vielmehr nur ganz dasselbe, was auf jeden ganz großen Staatsmann zutrifft? Die Bedeutung dieses Machtwillens ist ja doch wahrlich keine Entdeckung des heutigen Tages, und mit Friedrich Nietzsche hat sie an sich gar nichts zu schaffen; nicht bloß Heinrich von Treitschke hat sie bereits gepredigt, Leopold Ranke schon hat sie immer in den Mittelpunkt seiner Begründungen gestellt, und Otto von Bismarck hat sie in Taten und Worten uns hundertmal in die Seele geschrieben. Der große Staatsmann fühlt sich, selbst wenn er nicht Fürst und nicht absoluter Fürst ist, als die einheitliche Verkörperung seines Staates; er blickt vor allem nach außen, denn vor allem gegen die Außenwelt muß die Persönlichkeit des Staates, der Nation sich behaupten, wenn sie bestehen will; von da her am meisten entnimmt er die Aufgaben, die er seiner inneren Politik setzt. Andere mögen das Innere für sich betrachten, der große Handler muß von dem Auswärtigen ausgehen, von der Macht; und diese ist selbst etwas Lebensvolles, Individuelles, sie wirkt selber fort und gibt dem ganzen Leben ihres Staates ihr Gesetz. Der Staat, den Friedrich Wilhelm vertrat, der Staat, der Friedrich Wilhelm im vollsten Sinne war, war noch ein werdender, hundertfältig bedroht, unfertig, nur haltbar, wenn er wuchs, sich erweiterte, seine getrennten Glieder erst zusammenschloß. Der Große Kurfürst lebte in diesen seinen elementarsten und höchsten Aufgaben; er hat nach seinem pommerischen Erbe lebenslang gerungen mit aller Kraft seiner Leidenschaft, er hat es noch nicht zu erringen vermocht — aber alle Wege hat er gewiesen, alle Zukunft hat er bereitet, der preußischen Geschichte als einer Geschichte des Kampfes und des großen schöpferischen Ehrgeizes hat er ihre Sonderart vorgezeichnet. Und das Ehrwürdigste an Kurfürst Friedrich Wilhelm ist nicht der gütige Landesvater mit dem patriarchalischen Gefühle, das er gewiß in

sich trug: es ist der Sieger von Fehrbellin, dessen Augen „schienen wie zwei funkelnde Kometen", der Kämpfer von Stettin und Rügen, der Schwedenjäger auf der Schlittenfahrt über das Kurische Haff, der Grollende und Enttäuschte, den unverdienter Mißerfolg und weitergärende Hoffnung in Ludwigs XIV. Arme treibt, und den dann zuletzt doch sein Widerstand gegen die katholische Weltpolitik des Franzosenkönigs wieder auf sich selber, auf die Seite Wilhelms von Oranien und seiner deutschen Heimat stellt. Die Kraft, die ihn hinaus- und aufwärtsdrängte, ist sein Eigenstes, und um ihretwillen ist er der „Große" Kurfürst und der Gründer des hohenzollerischen und des deutschen Staates.

* * *

Ich habe hier bereits alle die Richtungen und die Elemente bezeichnet, die für die Zukunft entscheidend bleiben: ich kann ihr weiterhin in rascheren Schritten folgen.

Eberhard Danckelmann habe ich schon genannt, den Vollender der Organisationen des verstorbenen Kurfürsten, den Träger seiner Überlieferung; er erlag im Jahre 1697 der höfischen Intrige, der Feindseligkeit seines Zöglings Friedrich III., dessen schwache Natur aus der vollen Hingabe an seinen Minister in unversöhnlichen und unentschuldbaren Haß umschlug. Und dann von 1697 bis über 1710 jene Zeit einer Reaktion, auf deren Bedeutung im Zusammenhange der hohenzollerischen Reihe bereits hingedeutet worden ist. Kurfürst Friedrich III., König Friedrich I. ist vielleicht manchmal allzu grimmig beurteilt worden; es ist auch unter ihm mancherlei Gutes geschehen, nicht nur im Sinne der geistigen Kultur, und der dynastischen Größe seines Hauses hat auch er auf seine Art gedient, Pommern hat auch er zu erwerben getrachtet, und auf den Schlachtfeldern des spanischen Erbfolgekrieges wuchs der Ruhm der Brandenburger. Aber seine Regierung als Ganzes war mittelmäßig wie seine Natur, und die bittere Charakteristik seines Enkels von dem Manne, der in den großen Dingen klein, in den kleinen groß gewesen sei, besteht zu Recht. Weniger noch, daß er im spanischen, westeuropäischen Kriege sich dauernd festlegen ließ und die sehr viel näheren Anliegen seines Landes im nordischen Kriege darüber versäumte, daß er den Schwung und die starke Selbständigkeit seines großen Vaters in der auswärtigen Politik doch verlor — hauptsäch-

lich das ist das Schlimme, daß er von der Strenge, von dem Pflicht- und Staatsgefühle seines Vaters abfiel, daß er den Staat überwuchern ließ durch den Hof. War eine Entgleisung dieser Staatsentwicklung bereits unmöglich? Konnte nicht auch Preußen in die Bahnen der sächsischen Friedrich Auguste geraten? Auch diese sind gewiß in manchem besser gewesen als ihr Ruf, zumal August der Starke selbst; und doch, welch ein Bruch und welch eine Versumpfung für die preußische Zukunft! Das „Preußentum", wie wir es umschrieben haben, als Staats- und Volkscharakter, war noch keineswegs tief genug gefestigt; ein geistvoller und glänzender, aber allzu glänzender Hof, der sich zur Hauptsache wurde, mußte auch hier alle Banden lockern, die eben erst begonnene staatliche Erziehung, die des Adels zumal, gefährden und zerstören. Alle diese Gefahren haben bestanden; es war von unermeßlichem Werte für die junge Schöpfung des Großen Kurfürsten, daß die verwüstende Wirtschaft seines Sohnes nur kurz, nur ein Interregnum war, daß die Blutmischung, die uns Nachlebenden als die eigentlich althohenzollerische erscheint, jene Verbindung von Stetigkeit und Sparsamkeit und selbstüberwindender Hingabe des Einzelnen an den Staat mit den starken Impulsen persönlicher Kraft, daß diese Blutmischung bei dem Enkel wiederkehrte und nun für drei Vierteljahrhunderte die beiden großen Regierungen einsetzten, die vor allen klassischen Königsregierungen des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt: Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Von ihrem ersten königlichen Vorgänger übernahm sie die Königswürde: ein Erbe, das seine Bedeutung besaß: es hob sie über die Menge der deutschen Fürsten hinaus und stellte sie ihren halbdeutschen deutschen Nebenbuhlern, den polnischen Königen in Kursachsen, den englischen in Hannover im Range gleich; es war die Form für die Wirklichkeit der brandenburgisch-preußischen Macht und zugleich ein Antrieb für die Zukunft; und erkauft war diese Würde immerhin nur durch vorübergehende politische Opfer an den Kaiser — übrigens durch keine konfessionellen Opfer, auf welche die jesuitischen Beförderer dieser Königswünsche gerechnet haben mögen, ohne sie jedoch durch besonders wichtige Leistungen auch nur irgend verdient zu haben, und ohne daß man sie ihnen versprochen gehabt. Was König Friedrich I., als Gefolgsmann des Kaisers, im Sinne seines eigenen Staates versäumt hatte, hat noch sein nächster Nachfolger im nor-

dischen Kriege eingebracht; er gewann 1720 Stettin, die Sehnsuchtsstadt des Großen Kurfürsten, und half die schwedische Großmacht, die einstige Herrin des Ostseekreises, zertrümmern; an der Ostsee gab es künftig wieder einen starken deutschen Staat. Vor allem, im Innern hat Friedrich Wilhelm I. die Spuren jenes Interregnums verwischt: der eigenartigste aller Hohenzollern, als Organisator und Erzieher der größte von ihnen allen.

Auch seine Blicke richteten sich stets auf die Weltstellung seines Staates; auch nach 1720 hat er eine bewegte auswärtige Politik getrieben und zwischen den großen Mächten, Österreich, England, Frankreich seinen Platz gesucht und gewechselt. Es ist bekannt, daß die kaiserliche Diplomatie, der er sich seit 1726 anschloß, ihn ausgenutzt und seine Hoffnungen betrogen hat und daß der unbehilfliche Herrscher, der in die Diplomatie jeder Zeit schlecht hineingepaßt hätte und in die seiner Zeit, die Diplomatie der kleinen Virtuosen und der kleinen Mittelchen, am allerschlechtesten hineinpaßte, mit immer bittererem Zorne empfand, wie man ihn nasführte und mißachtete. Er wußte es und vermochte sich doch nicht zu befreien; wohl schwenkte er in seinen letzten Jahren sogar auf die französische Seite hinüber; aber er konnte es doch nur seinem Sohne überlassen, zu tun, was ihm, dem Vater, über die Kräfte ging: Preußen innerhalb der großen Welt von neuem zu erheben. Von diesem obersten Ziele also ließ auch er nicht; und auch bei ihm hat sich, wie bei seinem Großvater, alles Innere vornehmlich an die Entwicklung seiner Armee angelehnt, die er so gewaltig steigerte: aber sie zu verwerten war ihm nicht gegeben. Seine Leistung war innerlich und nur innerlich. Die preußische Macht konnte das jetzt für eine Weile ertragen, weil der Große Kurfürst mit seinem nach auswärts gekehrten Ehrgeiz ihr überhaupt das Dasein gesichert, die Grundlagen geschaffen hatte; und weil die Wucht, mit der sich Friedrich Wilhelms I. Wille auf die Organisation und die innere Anspannung aller Kräfte warf, so gewaltig war, daß sie für eine Weile den sonst unentbehrlichen Schwung der großen Politik ersetzte. In jedem Sinne knüpfte er dabei an das Werk des Kurfürsten an; aber er steigerte es zugleich und führte es erheblich weiter. Mancherlei allgemeine Einflüsse haben da auf den großen Verwaltungsmann eingewirkt. Überall in der Welt war die merkantilistische, wirtschaftliche Arbeit des absoluten Staates glänzend ent-

wickelt; von Frankreich hatten alle Nachbarn sie übernommen, auch Schweden, auch Rußland ahmte sie nach: die preußischen Verhältnisse wurden erst jetzt ganz reif für sie. In Preußen war ferner die neue Geistesrichtung der Zeit, der protestantische Rationalismus, bereits unter Friedrich III. eingepflanzt worden, er erfüllte die junge Universität Halle und machte sie zur leitenden Hochschule Deutschlands; dieser Rationalismus aber setzte auch dem Staate mit voller theoretischer Klarheit allgemeine Ziele der Befreiung und der Befruchtung im geistigen wie im wirtschaftlichen Leben. Brandenburg war stets protestantisch gewesen, und durch den Großen Kurfürst in besonders eifrigem und, nach mancher Hinsicht, in besonders freiem Sinne; auch Friedrich III. hielt sich als Protestant, Friedrich Wilhelm I. war überall der Schirmer seiner Glaubensgenossen, sein Preußen neben England die Vormacht der Evangelischen in der Welt. Jetzt trat es, als der Heimatstaat der Hallischen Universität, mit der neuen Belebung protestantischen Empfindens und protestantischer Kritik, die der pietistische Rationalismus bedeutete, in innige Fühlung; es wurde in neuem Sinne zum Träger der lebendigen Weiterwirkungen der Reformation. Auch Friedrich Wilhelm I. hat Wolffsche Bücher gelesen — obwohl er Wolff selber, bei einem Konflikte des Philosophen mit den Theologen, in jähem Entschlusse aus dem Lande trieb; und Wolffs Philosophie verkündigte die Grundsätze des absoluten, aufgeklärten, wohlwollenden Verwaltungsstaates, der in alles Leben seiner Untertanen fördernd, aber auch befehlend hineingreift, nüchtern, gewaltsam, allmächtig: die Grundsätze, die Friedrich Wilhelms Praxis erfüllten. Die Universität Halle half dem Landesherrn so seine Beamten, Lehrer und Pfarrer, wie er sie brauchte, heranbilden: Theorie und Praxis befruchteten einander. Auch einen dritten Einfluß allgemeineren Charakters, den Einfluß der niederdeutschen, der nordostdeutschen Volksart auf den König wird niemand leugnen: seine derbe Nüchternheit, seine Schärfe, seine Prosa hat viel von dem Boden an sich, auf dem er geboren war. Aber ebenso unleugbar ist, daß er selber nun unendlich viel dazu getan hat, den preußischen Typus erst wirklich klassisch auszuprägen, ihn in den preußischen Staat ganz hineinzuprägen und ihn so zu verstärken und zu bewahren für eine weite Zukunft. Der Organismus, den er, natürlich nicht voraussetzungslos und willkürlich, schuf, ist von seinem eigensten Wesen

tief durchdrungen und ist, so wie er dann wurde, undenkbar ohne diesen König und seine persönliche Art. Friedrich Wilhelm war anders, nicht bloß als der höfische Vater, sondern auch als der fürstliche Großvater; er war ein derber Bürgers- oder Bauersmann der märkischen Erde, von dem alle französischen und geistigen Einflüsse des Elternpaares wirkungslos abgeprallt waren, die Verkörperung des Praktischen, des Grob-Gesunden, und dabei doch von einer sonderbaren Genialität sowohl des Staatsgefühles als der persönlichen Fähigkeiten. Als Mensch ist er von jeher nur dem Deutschen, ganz vielleicht nur dem Norddeutschen unmittelbar verständlich gewesen, in seiner Unbehilflichkeit, der Mischung von weicher und tiefer Herzensgüte, von strenger Keuschheit des innerlichsten Empfindens, das es nicht wagt und nicht versteht sich zu äußern, mit schneidender Schärfe und polternder Derbheit. Auf dem Boden seines Wesens die vollkommenste Frische und Gesundheit einfachen Menschenverstandes; und dennoch er selber, vollends bei zunehmenden Jahren, ein nervöser, hitziger, augenblicklichen Wallungen unterworfener Mann, ein „Cholericus", krank, ein Mann der Schmerzen und dann der furchtbaren Ausbrüche, der leidenschaftlich fühlt und leidenschaftlich dreinschlägt, hart bis zur Roheit, jähzornig bis zur Haltlosigkeit und beinahe bis zum Verbrechen, abstoßend für jede feinere Natur, die mit ihm leben mußte, und doch in seinem Innersten warm und rein, und in dem Ausdruck seiner Liebe, seiner Hilflosigkeit, seines sittlichen Ernstes von einer tief ergreifenden Schlichtheit, wahrhaftig und echt bis auf den Grund der Seele. Im ganzen ein großartiges Wirken und eine großartige Erscheinung, aber für seine Umgebung und seine Zeitgenossen, die unter seinen Fehlern litten, bitterschwer zu ertragen; eine moralische Macht von weitester Wirkung, aber zunächst der Schöpfer einer „eisernen Zeit", die er verkörpert, mit seinem wuchtigen Schritte, seinen kurzen, treffenden, aber auch dröhnenden und vernichtenden Worten, der drastischen Inkorrektheit seiner groben Randglossen, mit dem starken und scharfen Ausdruck der Augen in seinem grobgebildeten Gesicht und mit dem drohenden Stocke in seiner Hand. Er fährt wie ein Sturmwind in die Korruption oder die Faulheit hinein; alle vornehmeren Züge aus der Zeit Sophie Charlottes verschwinden; aber innerhalb der Lebenskreise, auf die er sich verstand und auf die es wirklich ankam, kümmert er sich um alles. Da

ist er allgegenwärtig, wohl mit seinem Stocke und seinen Strafen, aber auch mit seinem Rate, seinem Wissen, seiner durchdringend klaren Einsicht; er knetet den Ton des ostdeutschen Wesens gewaltig durch und gestaltet aus ihm das Bildwerk, das ihm selber entsprach. Und was hat er so geleistet! Er führte den Kampf um die politische Vorherrschaft im Innern, den der Große Kurfürst begonnen und wesentlich entschieden hatte, erst ganz zu Ende. Er fügte den trotzigen Junker erst ganz in den Dienst seines Königsstaates ein, er zwang die Söhne der preußischen Edelleute hinein in sein Offizierkorps, erzog sie als seine Kadetten zur Mitarbeit. Er brach die letzten Auflehnungen des Ständetums; er reformierte die ländliche Grundsteuer, in Ostpreußen wenigstens, im Sinne der Gerechtigkeit; er stabilisierte wirklich seine Souveränität als den Felsen von Erz. Er brach gleichzeitig in den Städten die Vetternwirtschaft der Oligarchien und gab ihnen eine reinere Verwaltung und Verfassung, die freilich der Staat zunächst überwachen, ja kommandieren mußte: aber auch hier vollbrachte er eine heilsame und notwendige Reform. Er stellte seinen Beamten, den Steuerrat, als Vertreter der Gesamtheit mitten in das bürgerliche Leben hinein; er führte so das staatliche Beamtentum nach unten hin weiter durch, und vor allem, er regelte dessen eigenen Bau in der Spitze und den wichtigsten Gliederungen. Er faßte die beiden, bisher noch getrennt und einander stoßenden Verwaltungen der Domänen und der Steuern, die wir entstehen sahen, in einer obersten, im Generaldirektorium, zusammen und ordnete und verstärkte so die zentralen Behörden in folgenreichster Weise; er tat das Gleiche für die Oberbehörden jeder einzelnen Provinz. Und diesem neuaufgerichteten Organismus setzte er, in der berühmten Instruktion, die er selber (im Dezember 1722) entwarf, seine Aufgaben, bestimmte das Verfahren, durchtränkte das Ganze mit seinem feurigen, gebieterischen sittlichen Ernst, mit dem kategorischen Imperativ seines Pflicht- und Staatsbewußtseins. Er gestaltete, als der Vollender alles bisher Begonnenen, dieses Beamtentum einheitlich aus: ein Beamtentum, das dem Könige, dem Staat dient, das seinerseits auf festen Unterlagen, Prüfungen, Berechtigungen, auf geregeltem Gehalte, auf sachlichen Beförderungsgrundsätzen sicher ruhen soll; dafür hat es sich aber anzustrengen bis auf das höchste, und wehe dem Säumigen oder Unredlichen! Der König wacht! der König, der selber das

Haupt dieses Organismus ist und der in ihm arbeitet, mühselig, rastlos, wie keiner der andern. Ein neuer, vom Staate getragener Stand, der an sich nicht bürgerlich noch adlig, sondern staatlich sein soll, wächst so empor. Daneben das Richtertum, dem Friedrich Wilhelms Begabung weniger kongenial war; daneben aber zumal der moderne Offizierstand mit seiner aristokratischen Geschlossenheit, seiner Sparsamkeit, Straffheit und Anspannung, die ganz an die der Beamtenschaft erinnert, seiner Königstreue und seinem Heldenmut. Auch die Ergänzung der Truppe, wie man weiß, wurde neu geregelt: nach langem Schwanken zwischen den beiden Prinzipien der Auslandswerbung und der Aushebung im Inlande ist Friedrich Wilhelm da den Gewohnheiten, wie sie die Praxis seiner Hauptleute allmählich herausgebildet hatte, nachgefolgt und hat seit 1733 Werbung und Aushebung schrittweise fester geregelt, die Aushebung in bestimmten Bezirken, in Kantonen, für jedes Regiment lokalisiert: auch dies mindestens ein Fortschritt zur Einheitlichkeit und Allgemeinheit hin, und eine sichere Fundierung für den Ersatz.

Alle die neuen Organe aber mußten zugleich der wirtschaftlichen Belebung dienen. Der König legte die Grundlagen einer stärkeren Gewerbe- und Handelspolitik; er stellte sein Heer als großen Konsumenten in den Dienst wirtschaftlicher Unternehmungen, er ließ die Soldaten wirtschaftlich mitarbeiten; er hat hauptsächlich auf dem flachen Lande, als rechter Fachmann, kolonisierend, lehrend, mustergebend gewirkt, die Brüche getrocknet, das verwüstete Litauen schöpferisch emporgebracht. Er hat auch Sozialpolitik getrieben: seinen Adel gezügelt, seine Bürger, insbesondere seine Bauern zu heben gesucht, den Kampf für die Erhaltung des bäuerlichen Standes und Landes begonnen, er hätte gern die Bande der strengen bäuerlichen Abhängigkeit gelockert. Zum mindesten die Anfänge gehören da ihm.

In allem, was er tat, war Friedrich Wilhelm der Praktiker, ganz unsystematisch von Hause aus; und doch sahen wir ihn sich mühen mit Wolffscher Theorie. Und in der Tat: über die reine Praxis seines Großvaters, die vor allem erst einmal den Boden ebnen gemußt, ging der König bereits weit hinaus. Das Wohlfahrtsstreben wird in ihm wirklich bereits bis zu einem gewissen Grade Selbstzweck. Er bildet nicht nur das Ältere weiter und durch; er will bereits etwas Tieferes. Der Weg führt, so sahen wir, vom einfach tatsächlichen, dynastischen Streben in die bewußte Erkenntnis der

eigenen Verpflichtung zur Fürsorge für die Untertanen hinüber. Natürlich der Kern bleibt das Bedürfnis der Fürstenmacht: der König braucht Soldaten und Geld, das mahnt ihn auch jetzt noch am mächtigsten zur Arbeit, zur Kolonisierung des Bodens, zur Steigerung der Steuerkraft. Aber die Schöpferfreude und der Gewissensantrieb wachsen; Friedrich Wilhelm trifft innerlich mit dem Philosophen nicht übel zusammen.

Hart und herb blieb dieser preußische Staat auch jetzt noch, nicht nur für seine Nachbarn, die seine Werber beunruhigten und die seine Handelspolitik bedrückte, auch für seine Untertanen, denen er seine Hand schwer auf die Schulter legte. Er wirkte Heilsames für die Zukunft; seine Gegenwart war kraftvoll und innerlich schöpferisch — aber eine starke Beschränktheit ist unverkennbar. Es war ein mühseliges Arbeiten unter strenger Aufsicht; kein Blick in die Welt, kein heller Aufschwung, alles prosaisch und eng gebunden, das ganze Wesen einseitig, und durch diese Einseitigkeit doch auch geistig gelähmt. Eine vollere Entfaltung ist wieder durch den Wechsel in der Person des Herrschers gekommen; und was dies alte, absolutistisch straffe Preußen überhaupt in der Welt und auch in sich selber werden konnte, das wurde es nun doch erst durch die Wendung nach außen hin, die Friedrich II. ihm gab.

Sein Vater, der solch eine äußere Betätigung ja selber herbeigesehnt hatte, hat von seinem Kronprinzen bekanntlich lange noch eine andere Art Wendung befürchtet. Wie, wenn dieser Knabe, der die üppigen Neigungen des Großvaters, die geistigen Interessen der Großmutter geerbt hatte, Sophie Charlottes, mit deren leuchtenden Augen er in die Welt blickte — wenn dieser Knabe dereinst das Lebenswerk des Vaters wieder bedrohte, wenn er in die Bahnen von 1700 zurücklenkte? Daß der Zug des jungen Prinzen darauf hinging oder doch dahin deuten konnte, ist unzweifelhaft. Es war die Frage, ob Friedrich die Arbeit seines Vaters ergänzen und bereichern, oder ob er sie zerstören würde. Darum hat sich, historisch angesehen, der tragische Kampf zwischen Vater und Sohn doch eigentlich gedreht. Jeder kennt die Ereignisse und weiß, wie furchtbar sie im einzelnen gewesen sind, wie bitter beide Gegner sich vergangen haben, wie auch der König die zartere und feinere Natur seines Thronfolgers mit grausamer Brutalität gequält hat. Dennoch hat er auch hier recht; was er in Friedrich bekämpfen durfte,

das war der unpreußische Zug, die Weichlichkeit, die Unsachlichkeit: die hat er gebrochen. Die Individualität des Sohnes jedoch, die er auch als Ganzes nicht anerkennen wollte, hat er nicht zu brechen vermocht. Ihre Persönlichkeit haben beide Teile behauptet, auch der Sohn; sie haben einander zuletzt gezwungen, sich zu begreifen und zu schätzen. Auch Friedrich Wilhelm hat etwas einräumen und den andersgearteten Genius walten lassen müssen; aber was er von ihm gefordert hatte und fordern mußte, das hat er durchgesetzt, wenn auch in einem überharten Ringen, das der Sohn niemals mehr innerlich verwunden hat. Der 28jährige König Friedrich von 1740, wie bereits der Kronprinz-Oberst von Neuruppin, war, so sehr er das Kind einer andern Generation und einer andern Bildung blieb, doch Friedrich Wilhelms I. Schüler geworden: den preußischen Staatssinn, die Selbsteinordnung auch des Genius in das Gebilde seiner beiden Vorgänger, das Pflichtgefühl und die Sachkenntnis, sie hatte jener ihm eingeprägt, und so furchtbar die Kur war, das Ergebnis war der letzte und höchste Segen, den der sterbende Herrscher seinem Lande hinterließ.

* * *

Friedrich der Große ist auch für die Säkularfeier dieses 18. Januars der wahre persönliche Held. In ihm sammelt sich und in ihm gipfelt das Beste dieser Königsgeschichte: dem hellsten ihrer Genien, ihrem eigentlichen Genius. Weder im Persönlichen noch gar im Sachlichen kann ich hier daran denken, sein Leben und sein Wesen ausschöpfen zu wollen; unerschöpflich an Kräften, an Fragen, an Rätseln bliebe es, wie das des Genius überall, auch für die ausführliche Darstellung. Welch eine Laufbahn, von dem Dunkel seiner wirren Kindheit an bis in die abendliche Einsamkeit seines freudelosen Alters! Der Kampf mit dem Vater, die Flucht von 1730, der Eintritt in Verwaltung und Heer, in die Kreise seines tyrannischen Lehrers; die hellen Tage des Rheinsberger Aufenthalts, wo ihn jener endlich gewähren läßt, und wo Friedrich genießt, nach seinen eigenen Wünschen arbeitet, unermeßlich lernt; die Zeiten der beiden ersten Kriege mit ihrem jugendlichen Eroberungsdrang, ihrem Schlachtenlärm und strahlenden Triumph; und dann das volle Mannesalter, die Sonnenhöhe seiner Persönlichkeit und ersten innern Wirksamkeit, in dem Jahrzehnt, das 1746 beginnt; da ergreift

er alles, Verwaltung und Wirtschaft, Politik und Geist als Meister, noch ungebrochen, obwohl bereits ernüchtert, noch freudig, mit siegreicher Zuversicht. Aber alsbald der neue Streit um das Dasein des Königs wie seines Staats, die grauenhafte Probe des siebenjährigen Krieges, in der er allen Überreichtum seines Genius, alle Spannkraft seines Willens entfaltet und scheinbar hoffnungslos erschöpft; die übermenschlichen Mühen, die immer wiederkehrende und immer wieder überwundene Verzweiflung, das lange Harren und allmähliche Sinken, Auge in Auge mit dem Tode, mit dem Selbstmorde, bis ihn, einen Frühgealterten, ein kaum noch erwarteter und doch schließlich zumeist durch seine eigene Standhaftigkeit dem Schicksal abgetrotzter Friede erlöst. Und von da ab, von 1763 bis 1786, das Vierteljahrhundert des „alten Fritz": eine Arbeit ohne Pause, aber ohne Glück, innerlich gesammelter, äußerlich allseitiger noch und auch erfolgreicher als je zuvor, bewundernswert, der Gipfel der persönlichen und der sachlichen Leistungen des absoluten Staates, bis dem Nieerschlafften und Niebefriedigten, dem harten Greise von Sanssouci, bereits inmitten des Emporsteigens neuer Zeiten und feindlicher Gedanken, der Tod die Lasten von den hageren Schultern nimmt und ihm seine erste und letzte Ruhe schenkt. Aber wechselvoller noch als dieser Lebensgang der Wanderer, der ihn durchschritten hat: ein heißer, von schneidenden Widersprüchen ganz erfüllter Mensch, Widersprüchen, wie sie zum Teile wieder dem Volkscharakter seiner berlinischen Heimat eigen sind, bei ihm jedoch zugespitzt zu haarscharfem Kontrast, gesteigert in das Übergewöhnliche, in das Geniale. Weich und hart zugleich, frivol und bitterernst, ewig zweifelnd und doch ganz positiv in all seinem Eigensten, alles in unvermittelten Übergängen, in jähen Sprüngen, und doch eine granitene Einheit. Er arbeitet in seiner Jünglingszeit mit feurigem Bemühen an seiner Weltanschauung, von Kindheit her ein Suchender, den keine Überlieferung bindet, dem der Hauch der Aufklärung die Seele früh und unvergeßlich berührt hat; er geht zu Wolff in die Schule und vertauscht dann dessen schwerfälliges System gegen den Empirismus und die sprühende Kritik Voltaires: die hält ihn sein Lebenlang fest. Er aber gestaltet sie sich aus nach seinem eigenen Bedürfnis; er bleibt Determinist und Fatalist. Es ist ihm innerlich notwendig, an ein Schicksal zu glauben, das alles irdische Wesen überragt und fesselt, an ein Schicksal, das niemand

ändern könne: auf dieses lädt er, der Glaubenslose, die ungeheure Verantwortung des Staatsmannes, des Regenten ab, über die er nicht, wie Bismarck, mit einem lebendigen persönlichen Gotte abzurechnen weiß. Es befreit ihn und er atmet auf, wenn er meinen kann, daß das Ende nicht ihm selber gehöre: um so freier kann er tun, was er vermag und muß. Neben dieser eigentümlich inkonsequenten und doch so überaus charakteristischen Selbsttröstung des großen handelnden und wagenden Menschen, die Friedrich mit anderen, mit den Cäsaren aller Geschichte, teilt, hat er noch seinen besonderen Trost für sich: er ruht sich in den Stunden der Erholung wie in denen der unerträglichen Beängstigung bei seinen guten Genien aus: der Philosophie, der schönen Literatur, der Musik; er unterhält sich mit seiner geliebten Flöte, er liest und liest vor, er disputiert, er schreibt, er dichtet. Aus einer überwältigenden Fülle vielfältigen inneren Lebens schöpft er dann, der Gehetzte, ringsum Bedrohte, neue Spannkraft, und die feindliche Welt liegt unter ihm in wesenloser Tiefe. Dann hilft ihm das Ideal seiner Generation, der freie Gedanke, die elegante Form, das Spiel des Geistes, des Witzes, des zarten Gefühls; und er idealisiert sich, im Lichte der optimistischen Aufklärung, und wieder dem eigensten Herzensbedürfnis gemäß, die Menschen, die er lieb hat, mit denen er plaudert, an die er schreibt. Auch das alles ersetzt ihm die Religion; er labt sich am schönen Schein, am Aufschwunge des Verstandes und der Empfindung: unschätzbare Dienste hat dieser Labetrunk dem halb Verschmachtenden immer wieder getan. Und er spielt keineswegs bloß mit diesen geistigen Kräften; er lebt in der Theorie, im allgemeinen, im Kultus des richtigen Denkens und der Moral. Und dicht daneben der unbarmherzige Realismus eines schneidenden Hohnes, für den es nichts ganz Ehrwürdiges, nichts Unverwerfliches gibt, des schneidenden Willens, den keine Regel zurückschreckt, eine furchtbare Strenge, die keine Rücksicht und keine Nachsicht kennt, die alle übrigen, ihn selber, die Welt der Dinge und der Menschen in kahler Nacktheit vor sich sieht, sie richtet und in ihr handelt nach den rein tatsächlichen Geboten der eigenen Kraft und des eigenen Staates. Ein tiefer Ernst, der jeden Selbstbetrug und jedes bloße Spiel, jede bloße Form, jede Halbheit, jede Leichtlebigkeit doch wieder verwirft: neben aller graziösen französischen Geistesskultur der stets auf den Kern der Sache, stets auf das Sachliche

allein gerichtete große und scharfe Zug des deutschesten Wesens, ganz wahrhaftig gegen sich selbst und gegen das Leben. Dabei, welch ein Reichtum der Seelenkräfte im Dienste seines Amtes! Der schärfste Verstand, die eindringende und umfassende Kenntnis der Welt und der Menschen, die rastlose Arbeitsamkeit, der zufahrende Wille, und über allem eine majestätisch weite und schnelle Phantasie und zumal das lodernde Feuer einer Leidenschaft, die alle die Gegensätze seiner Natur überwindet und in Eins verschmilzt. Der Leidenschaft, die den Genius in den Dienst des Höchsten zwingt, das sie überhaupt kennt und anerkennt: seines Staates. Der steht über ihm; er betet ihn beinah an; in seinem harten Dienste wird Friedrich von allen Schlacken persönlicher Wünsche gereinigt und setzt sich ihm gleich. Es ist sein Staat; jener, so hoch er über dem sterblichen Einzelnen schwebt, gewinnt dennoch in ihm Fleisch und Blut, der Mann und die Sache sind in Wahrheit eins. Wer will da von außenher trennen und unterscheiden? Jene Leidenschaft, die bei Friedrich das sachliche Interesse seines Staatswesens als oberstes aller Gebote ergreift und sich ihm hingibt, sie ist doch zugleich die eigentliche persönliche Triebkraft des Genius überhaupt: der Drang des großen Menschen, sich selbst durchzusetzen, seine eigenen Kräfte auszuleben, auszuwirken, in die Welt zu übertragen und die Welt mit ihnen zu bezwingen, der Stolz und das Feuer einer dämonischen Natur. Er selber will er sein und sich betätigen: daraus quillt zuletzt alles, auch jene sachliche Arbeit, die das eigene Ich überwinden und einordnen will; dicht neben dem aufgeklärten Philosophen und dem kühlen, nüchternen Verwaltungsmann steht immer der Mann der überschwellenden Gluten, der Dämon, der den Erdteil erschüttert. In dieser Macht des Irrationellen, des immer neu ausströmenden Feuers, ruht seine höchste Bedeutung als Feldherr; er hat seine Kriege mit den Mitteln und deshalb auch im Sinne und innerhalb der Schranken seiner Zeit geführt, aber der Überlegenheit einer Welt doch nur siegreich trotzen können dank jenen unbezähmbaren Gewalten seines Temperaments. Er ist auch als Staatsmann, in Tugenden und Fehlern, immer von diesem inneren Feuer vorwärts getrieben worden. Am unmittelbarsten dringt es in dem jugendlichen Herrscher seines ersten Königsjahres zutage, der unbefangen in den Eroberungskrieg hinauszieht als „zum Stelldichein des Ruhmes". Später kühlt es sich wohl ab,

es wird eingeschränkt durch die klare Berechnung, durch die nur allzu selbsterlebte Erkenntnis von den Grenzen seiner Macht, durch die Selbstbeherrschung des reifen Mannes, es schien zu allerletzt erstarrt unter der dicken Kruste der Weltverachtung und der Skepsis. Aber immer wieder brach es doch in jähen, kurzen Stößen hervor. Es hat ihn zu diplomatischen Übereilungen, zu überraschem Wechsel der politischen Stellung, zu Unzuverlässigkeiten verführt, die auch Unklugheiten waren; aber es nährte auch seine Widerstandskraft wieder und wieder und erhielt ihn groß. Hinter der Bescheidung, daß er nach Schlesien wohl nichts Neues mehr erobern werde, stand sicherlich immer nicht nur die Einsicht, daß sein Preußen noch unvollständig sei und der Erweiterung bedürfe, sondern zugleich immer der ganz persönliche Wunsch, es doch noch selber erweitern zu können, und der Entschluß, dies im günstigen Augenblicke ganz gewiß zu wagen. Der siebenjährige Krieg freilich ist nicht durch diese Unterströmung in Friedrichs Plänen, sondern durch seine Gegner herbeigeführt worden, aber die Absicht war gewiß in ihm, und Westpreußen gewann er 1772 doch wirklich noch. Ich darf ihm hier nicht durch seine Kriege, durch seine späteren diplomatischen Windungen hindurch nachfolgen. Mühselig hat er sich stets behaupten müssen: auch er war, trotz allen Wachstums seit dem Großen Kurfürsten, doch immer noch ein kleiner Gewalthaber inmitten einer bedrohenden Welt, und nur seine Persönlichkeit stellte ihn und sein Preußen den Österreichern bereits gleich; und dauernd schuf ihm sein Emporkommen wie die geographische Lage seines mitteleuropäischen Staates Feinde auf allen Seiten. Was er da, in 46jährigen Mühen, erreicht hat, ist wahrlich genug. Wenigstens das Allgemeinste seiner Wirkung deute ich hier an. König Friedrich rundete seinen Staat derart ab, daß er nun erst wirklich in Europa als eigene Macht einigermaßen bestehen konnte — wenngleich eben noch immer auf Anspannung jeden Muskels angewiesen; er verlieh ihm in seelenerschütternden Nöten das innere Gefühl des Zusammenhanges: im siebenjährigen Kriege erwuchs den Preußen erst das volle Bewußtsein ihrer Staatseinheit, der Stolz auf ihren Staat, das Gefühl einer „preußischen Nation“: ein Erbe, unverlierbar und unschätzbar für die Zukunft. König Friedrich hat das als Preuße geleistet und für Preußen. Daß jemals sein Streben Deutschland gegolten hätte, ist nicht richtig. Er wie seine Vorgänger, und wie seine Nach-

folger in geraumer Zeit, haben nur für ihren Sonderstaat arbeiten können: alles andere wäre unmöglich und wäre pflichtwidrig gewesen; nur jenes haben sie auch gewollt und getan. Daß dabei Preußen deutsche Grenzen wahrte, deutsche Lande zurückgewann, daß es durch seinen notwendigen Egoismus zwar das alte deutsche Reich weiter zerstörte, aber dem Reiche der Zukunft und der deutschen Nationalität erst die Daseinsmöglichkeit schuf: das ist nicht minder gewiß. Und wie der Heldenkampf des Königs das deutsche Bewußtsein auch außerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle hob und stärkte, ja es erst erweckte, wie er dem Befreiungskampfe unseres Geistes vom französischen Geiste und damit wiederum der zukünftigen Einheit zugute kam, das wissen wir von Lessing und von Goethe. Und so hart partikularistisch Friedrich gehandelt hat, zu jeder Zeit, so sicher es immer zugleich Deutsche waren, gegen die er die Waffen trug, seine Selbstbehauptung gegen das halbdeutsche Österreich und gegen das undeutsche Ausland war doch, sogar im welthistorischen Sinne, ein Sieg der gesamten deutschen Art und wirkte als solcher in ferne Menschenalter hinaus. Er hat, im siebenjährigen Kriege, mit dem protestantisch-germanischen England vereint, der germanischen Rasse und ihrem Glauben das Dasein in der weiten Welt, den Sieg in Amerika, in Indien, die Möglichkeit der Behauptung und der Vorherrschaft sichern geholfen, er, der Ungläubige, er, der Weltbürger, der Schüler der Franzosen: unendlich weit über sein eigenes Bewußtsein und sein unmittelbares Wollen, über sein persönliches Leben und sein Zeitalter reicht seine Wirkung hinweg. Und damit erhebt sich sein stolzer Flug doch hoch über die treue und schöpferische Arbeit seines wahrlich großen Vaters; er steht in Weltzusammenhängen, die er selber nicht ahnte; er ist eine weltgeschichtliche Gestalt. Daß wir ihn besitzen, das ist ein Stück unseres nationalen Reichtums für alle Zeit. Nicht bloß für den Preußen, dem es, ob unmodern oder nicht, wohl gestattet bleiben muß, daß ihm sein Leben lang beim Dröhnen der friederizianischen Schlachten das Herz höher schlägt und daß ihn die Siege wie die Leiden des Königs in tiefer eigener Seele erheben und erschüttern. Wie den deutschen Zeitgenossen, so ist Friedrich II. auch den nachlebenden Deutschen, die keine Preußen sind, auch zu ihrem Helden geworden. Er blieb, in seiner handelnden Stärke und seiner sittlichen Widerstandskraft, mit allen den lebendigen Antrieben des

großen Menschen-, des wahren Heldentums, eine persönliche Großmacht, die niemals stirbt. Preußen hat seinen Segen in trüben Tagen wieder und wieder erfahren; wir dürfen ihn heute alle empfinden; und nur der kleine oder der geblendete Mensch spürt von solcher Nachwirkung der Größe nichts und weiß nicht an sie zu glauben.

Für diesen Überblick über das Königtum der Hohenzollern ist Friedrichs inneres System fast noch wichtiger als seine gewaltige äußere Wirksamkeit. Seine Regierung, so sagte ich, bedeutet da den Gipfel einer europäischen Epoche, die man wohl eine Weltepoche nennen darf: des aufgeklärten Despotismus, ja des Absolutismus überhaupt, einer Regierungsweise, die unsere Völker vom fünfzehnten bis mindestens an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts geführt und emporgeführt hat, und deren Betätigung seit 1640 wir in Preußen verfolgten. Ihre Aufgaben hat Friedrich tiefer und voller empfunden und ergriffen als irgendein zweiter, und sie allseitiger und großartiger erfüllt. Er ist der letzte und der höchste, der höchste, aber auch der letzte einer langen europäischen Reihe. Als Organisator steht er, um kurz das Entscheidende zu nennen, hinter seinem Vater zurück; er hat dessen zentrale Behörden nicht ausgeglichen, er ließ Verschiedenartiges und Widersprechendes nebeneinander bestehen und überließ es, in der Hast seines Schaffens, der Zukunft, das zu schlichten und neu zu ordnen. Er selber hielt durch seine Persönlichkeit noch alles Alte im Gange; und er trieb die alte Maschine durch seine Energie zu gesteigerter Tätigkeit: die Arbeiten, die er ihr zuwies, waren reicher als unter Friedrich Wilhelm I. Denn Friedrich seinerseits verfolgte eine ganz und gar bewußte, ganz umfassende Wirtschaftspolitik: nicht nur auf dem Gebiete der Landwirtschaft, die er im Sinne seines Vaters wundervoll pflegte und vorwärts leitete; sondern zumal auf dem Gebiete der gewerblichen Arbeit, das sein Vater im Vergleich mit ihm doch mehr nur gestreift hatte. Friedrich baute es an, als voller Schüler des Merkantilismus; er gab der mittel- und ostdeutschen Hauptmasse seiner Länder durch seine Zollpolitik erst feste Einheit, hob sie erst ganz aus den Nachbarländern heraus, schloß sie in sich als einen Bereich gemeinsamer Produktion und Konsumtion, als einen eigenen Verkehrs- und Wirtschaftsbereich zusammen: er vollendete so wirtschaftlich die Bildung eines preußischen Staats-

gebietes, das die Macht der Hohenzollern sich erobert hatte. Darin kam er über seinen Vorläufer weit hinaus. Und er pflanzte auf diesem zusammenhängenden und geschützten Felde neue Gewerbe rastlos ein; er regte an, lehrte, unterstützte, leitete, beobachtete die europäische Konjunktur, half Fabriken errichten und Arbeiter holen und anlernen, er sicherte den Absatz, förderte so mit staatlicher Allgewalt, nach dem Verfahren des Zeitalters, die Industrie und zugleich das arbeitende Bürgertum; er bereitete den armen ostdeutschen Boden für die Konkurrenz innerhalb Europas erst wirklich vor, er zog neue Schichten von Unternehmern wie von Arbeitern für die Zukunft heran. Und dabei glich er zugleich, wie es der absolute Herr eines begrenzten Staatsgebietes vermochte, zwischen dem neuen Gewerbe und der altherrschenden Landwirtschaft aus; er bildete im Kornhandel mit seinen großen königlichen Magazinen zwischen Produzenten und Konsumenten die vermittelnde, beide Teile zügelnde und beiden helfende, die Preise regelnde Macht.

Auch eine soziale Politik betrieb er, und zwar systematischer, bewußter, als sein mehr vom einzelnen ausgehender Vater. Und darin freilich zeigte sich nun, daß König Friedrich am Ausgange eines Weltalters stand; die alte Zeit vollendete sich in ihm — aber eine neue drang bereits herauf. Seine Vorfahren hatten den politischen Trotz des Adels gebrochen und diesen Adel in ihren Staat eingefügt; sie hatten ihn wirtschaftlich und sozial gewähren lassen müssen, und in der Tat war er in beiderlei Beziehung immer stärker geworden; erst Friedrich Wilhelm I. hatte eine unmittelbare Unterstützung des Bauerntumes gegen den Adel versucht; er, der derbe Bürger auf dem Throne, hatte seinen Adel mannigfach mit Bewußtsein eingeschränkt. Bei Friedrich stieg die Fürsorge für den Bauern noch; er hat, gründlicher, umfassender und erfolgreicher als sein Vater, das Bauernland gegen die Auffaugung durch das Herrengut, gegen das „Bauernlegen" geschirmt, den „Bauernschutz" im großen Maße geübt; er hat neben dieser Fürsorge des Steuer- und Kriegsherrn für seinen eigenen Bedarf an zahlenden und an diensttauglichen Menschen auch die prinzipielle Fürsorge des aufgeklärten Regenten geübt, und an der Befreiung des Bauern gearbeitet: in dieser Hinsicht auch er noch mit begrenztem Erfolge. Er hat ferner das Bürgertum, wie wir sahen, wirtschaftlich gekräftigt und es damit wenigstens für die Zukunft auch sozial gestärkt. Aber er war weit davon ent-

fernt, seinen Adel deshalb befehden zu wollen; im Gegenteil, er liebte und hegte ihn ungleich mehr als sein Vater. Er war adelsfreundlich bis zur Einseitigkeit; er war von Natur selber ein Aristokrat, und er wußte zu schätzen, was seine Edelleute seinem Heere bedeutet hatten. Der ältere Gegensatz des Königtums gegen die Aristokratie wirkte bei ihm nicht mehr, er hatte ihn nicht mehr nötig und wollte ihn nicht: denn politisch war er ja unbedingt und anerkanntermaßen der Herr; sozial und wirtschaftlich aber hat er, mit einer Weitherzigkeit, die über den fiskalischen Eifer seines ringenden Vorgängers hinausging, seinen Gutsbesitzern vielmehr geholfen als gegen sie vorzudringen getrachtet. Und sein Hauptbestreben war Ausgleich: die Stimmung des Epochenschlusses! Der Bürger sollte gar nicht neben den Edelmann treten; der König wollte, daß die alten Ständegliederungen bestehen blieben, in seinem Stande sollte jeder bleiben und wirken, die Vorrechte mochten fortdauern, und über allen Ständen thronte, als Wahrerin des Gleichgewichts, allen gemeinsam, aller Herrin, sozial durchaus konservativ, die absolute Krone. Dieser ständische Aufbau also und der Vorrang des Adels im Offizierskorps, ja in der Verwaltung, vereinte sich bei Friedrich mit dem alles regelnden Befehle der Königsgewalt. Diese selbst blieb in allem die Spitze. Sie übte ihre Befugnisse stärker, aber auch reicher als irgendwo und irgendje sonst; sie strömte Belebung aus, sie war selber voll sittlicher Kräfte; sie beugte sich im Sinne der aufgeklärten Philosophie vor ihrer Pflicht, aber sie behauptete dabei ihre absolute Uneingeschränktheit; ohne sie und gegen sie war ihr keine Bewegung denkbar. Aus seinem Kabinett heraus, also ganz persönlich, leitete König Friedrich dies allumfassende staatliche Wesen. Die sachlichen Oberbehörden, die Ministerien, wurden durch sein persönliches Schwergewicht, sein stetes Ein- und Übergreifen desorganisiert, zerdrückt; was tat es? Er allein regierte ja, und er erhielt durch seine Alltätigkeit das Räderwerk in sausendem Getriebe. Er brachte die Wirkung seines Systems auf das Äußerste. Aber wenn er, der Genius, ausschied und unersetzt blieb? Wenn zudem die neuen Mächte im Denken und in der Gesellschaft sich gegen die Allmacht des alten Staates kehrten? Solange Friedrich lebte, blieb alles unverändert. Das alte Preußen, als historisches Ganzes, gipfelte in diesen Jahrzehnten: die Königsgeschichte im intensivsten Sinne vollendet sich hier. Und

ihre Erbschaft auch an künftige Tage war gewaltig; ein weitgedehnter Staat, von königlichen Organen umklammert, ein großes, ruhmreiches Heer, ein gefüllter Schatz, vor allem jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Stolzes, ein Gefühl von Leben, Geist, Größe. Die Monarchie hat das alles gebildet, herangezogen, geleitet, nur durch sie und unter ihr waren die Kräfte des deutschen Ostens zu so breiter, einheitlicher und starker Entfaltung gelangt.

* * *

Jedoch die neue Zeit brach herein und löste sie ab. Auf allen Lebensgebieten hatte sie sich vorbereitet. Der neue Mittelstand, vom merkantilistischen Staate heraufgebracht, begann selbständig und des gestrengen Lehrmeisters überdrüssig zu werden. Eine neue Wirtschaftspolitik, die der Freiheit, des Gewährenlassens der persönlichen Kraft, stellte sich, in England und in Frankreich, derjenigen der staatlichen Allwirksamkeit entgegen und stützte sich auf die Bedürfnisse des Unternehmertums und auf die Theorien der Aufklärung selbst. Die Forderung politischer Mitregierung des neuen Standes und der Nationen überhaupt, die Forderung also konstitutioneller Freiheit, und überdies der persönlichen Freiheit treten, auf vielfältigen Wegen, vom Boden der besten Ideale des Jahrhunderts aus, jener wirtschaftlichen zur Seite. Der Einzelne will auf sich selber stehen, über sich selber bestimmen, auch an den Angelegenheiten seines Volkes mitarbeiten, zum mindesten nicht willenlos geleitet sein durch eine unbeschränkte Autorität. Der Absolutismus hatte dieser liberalen Weltanschauung selber die Wege geebnet; er hatte die alte Gesellschaft gelockert, die neue vorbereitet und erzogen: jetzt wollte diese alles werden, auch ohne und gegen ihn. Der Liberalismus übernahm vieles aus der Erbschaft des alten, vollends gerade des friderizianischen Staates: das Staatsgefühl selbst, die Einheit und Souveränität des Staates, die Weltlichkeit, den Drang zur Aufklärung. Aber die Macht des Alten mußte er zunächst brechen, und das hat er überall erstrebt und getan.

In Preußen hat sich die Umbildung langsam, wenn auch keineswegs ohne einzelne Katastrophen vollzogen. Von Friedrich Wilhelm II. erwarteten die Zeitgenossen, daß er die allzu straffen Bande der Herrschaft seines Oheims löse; er hat sie bald enttäuscht; bei vielem guten Willen war es ein Regiment der schwachen und

unproduktiven Willkür, das lockernd, zersetzend, nicht erneuernd gewirkt hat. Unter Friedrich Wilhelm III., von 1797 ab, drangen die Bestrebungen der jungen Schule schon lebhafter vor. Aber er blieb bis 1806 in allem Wesentlichen auf den Bahnen des alten Staates. Er brachte dessen bäuerliche Reformpolitik bereits vor 1806 der Vollendung nahe; überall einzelne Leistungen, neue Ansätze; aber erst der Sturz von Jena verlieh ihnen die Einheit und Kraft einer vollen, systematischen, in die Tiefe grabenden Reform. Wieder war es, nach überlanger Tatlosigkeit, das Auswärtige, dem das Innere diese Belebung dankte; von der äußeren Notlage und von der Reform des Heeres ging sie wiederum aus: alle weiteren Bestrebungen hingen mit der Begründung des Volksheeres innerlichst zusammen. Allgemeine Dienstpflicht, also auch Allgemeinheit und Gleichheit des Rechtes, Freiheit der Person, Reform der ländlichen Rechts- und Besitzverhältnisse; also auch Selbstverwaltung in Land und Stadt; also auch Selbstregierung; neben der Krone die Vertretung des Volkes. Der Idealismus der großen Reformer von 1807 will „das Fundament des Staates tiefer legen", ihn aus seiner einsamen Höhe herunterführen in sein Volk, ihn stützen auf die freiwillige Mitarbeit aller, zumal der mittleren Stände, und der freien, in sich unantastbaren Persönlichkeit; er will ihn ergänzen aus allen geistigen und sittlichen Kräften der ganzen Nation. Mit einem Reichtum alles umfassender Anregungen hat diese neue Bewegung das alte Preußen überschüttet: sie bleibt die eine, schöpferische Kraft der preußischen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Die Ideale von 1807 bis 1815 haben zu einem guten Teile, sie haben vor allem in der Wehrverfassung und damit für die Zukunft, gesiegt. Ihr Werk ist damals nicht vollendet worden, aber die Grundlagen wurden gelegt. Auch die wirtschaftliche Freiheit, die Abwendung von dem merkantilistischen System der Staatswirtschaftspolitik wurde erreicht. Aber neben diesem Neuen behauptete sich gleichberechtigt doch das Alte. Das alte Königtum bestand fort; es bildete sich um und schränkte sich ein, das Erbe der persönlichen Kabinettsherrschaft fiel zum großen Teile dem hohen Beamtentume zu, und dieses entfaltete noch einmal, unergänzt durch eine Verfassung, aber belebt durch reichliche moderne Anschauungen, in veränderter, freierer Zeit die alte administrative Größe. Von 1815 bis über 1830 hinaus hat noch einmal neben dem

Heere das Beamtentum Gewaltiges für den Zusammenhalt und die Befruchtung des erweiterten preußischen Staatsgebietes getan. Erst mit den 30er Jahren verfiel das Alte sichtlich; die Mitwirkung des Bürgertums wurde unentbehrlich, der Drang der Zeit unwiderstehlich stark. 1848 ist das alte System endgültig zusammengestürzt; in Preußen erhob sich der Landtag nicht über, aber immerhin neben der Krone; in Deutschland erscholl der Ruf der suveränen Nation nach ihrer Einheit und ihrer Selbstbestimmung. Das bürgerlich-liberale Zeitalter kam überall zum vollen Durchbruch, in Wirtschaft, Gesellschaft, Geist und Staat, im Verfassungsleben und im Werke der Einigung. Aber freilich: nicht die populären Kräfte, nicht der nationale Wille allein haben die Einheit Deutschlands zu schaffen vermocht; erst der preußische Sonderstaat, der für seine eigene Behauptung und Erweiterung kämpfte, hat die deutschen Entscheidungen herbeigeführt. Und die Kronmacht dieses Staates war es gewesen, die im Verfassungskonflikte den Parlamentarismus abgewehrt, die 1864 und 1866 aus eigenem Entschlusse, im Zwiste mit ihrem Landtage, das Schwert geführt hatte, das sie sich selber zuvor geschmiedet. Auch jetzt wieder schloß sich drinnen und draußen alles an das Heer, das im vollen und besten Sinne der preußischen Geschichte vom Königtum fortgebildete, vom Königtum geleitete Heer. Seine Reorganisation, Wilhelms I. wahrhaft eigenstes Werk, war die Voraussetzung und gab den Anstoß und das unentbehrliche und entscheidende Mittel für alles Weitere, in Verfassung und Welt. Durch den ehrwürdigsten der Herrscher, durch König Wilhelm und die Seinen, durch Roon, durch Moltke, durch Otto von Bismarck zumal gewann die Monarchie die alte innerliche Führerschaft wieder; auf den Fittigen einer großen, stolzen Machtpolitik hob sie sich selber und die Nation empor. Mit tiefem Sinne wies der 18. Januar 1871 auf den von 1701 zurück; in der Verfassung des Deutschen Reiches wirkte das preußisch-monarchische Element, wenn auch mannigfach umgebildet, lebendig und bestimmend fort. Und dann kam die Vorherrschaft des Liberalismus, wenigstens soweit sie einseitig gewesen war, um 1879 zu ihrem Ende: der Staat griff wieder nach stärkerer Betätigung seiner sozialen und wirtschaftlichen Rechte und Pflichten; die staatlich-nationale Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck knüpfte sichtbar an die merkantilistische Friedrichs II., der Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts an die Höhe des achtzehnten an,

Kaiser und Kanzler reichten dem großen Könige über den Zwischenraum der liberalen Epoche hinweg die Hand. Und auch die geographisch-politische Lage in Mitteleuropa hat das neue, mächtigere Reich von dem Staate des großen Kurfürsten und des alten Fritz geerbt: Nachbarn und Rivalen allerseits; an allen Grenzen gleichzeitig muß es Ausschau halten. Diese äußeren Bedingungen aber schlagen zugleich immer wieder auch auf unser inneres Leben in der gleichen Weise zurück; allseitig bedroht, bedarf Deutschland der stark zusammenhaltenden, waffenbewehrten, monarchischen Kraft, das Äußere bleibt ihm immer eine ausschlaggebende Erziehungsmacht für das Innere, wir stehen allezeit unter dem Drucke, der einst Altpreußen in sich selber zusammenzwang und ihm Anlaß gab, seine Kräfte zu sammeln, zu spannen und zu steigern. Vollends haben es uns die allerletzten Jahre wieder gelehrt, wie unendlich bedeutsam die große Politik auf das nationale Dasein einwirkt; auch die Veränderung der Weltlage aber, die Ausdehnung über den Erdball, die moderne Meeres- und Weltpolitik üben wieder jenen selben monarchischen Einfluß, wie ihn die engeren, deutschen und europäischen Gegensätze und Aufgaben früher auf uns geübt haben und immer zu üben fortfahren. Der Herrscher, der diese neuen Verhältnisse verständnisvoll und schöpferisch ergreift, fügt sich unmittelbar der historischen Reihe der alten Hohenzollernfürsten an. Und auch dieser neue Antrieb auswärtiger Machtpolitik im großen Stile muß wieder, so hoffen wir, zugleich unser innerliches Leben dehnen und beflügeln.

Wohl hat sich unser Dasein beispiellos verbreitert; aus den zwei Millionen Preußen von 1740 sind die 52 Millionen Deutsche von 1895 geworden, und hinter dem Throne steht heute der Drang und Wille einer demokratischer gewordenen Nation. Dennoch ist uns das alte, staatliche und monarchische Preußentum nicht bloß historisch; in jeglichem Sinne lebt es unter den neuen Formen fort. Immer noch bietet die veränderte Welt der lebendigen Persönlichkeit, die zu leiten berufen ist, die weitesten Möglichkeiten, ja die Notwendigkeit dar, sich zu betätigen; auch heute noch machen die Dinge sich nicht von selbst, und es bleibt die Stärke oder die Schwäche der Monarchie, daß ihr persönlicher Träger dem Ganzen so unendlich wichtig ist. Ein Vierteljahrtausend hindurch hat ein einheitlicher Zusammenhang, ein stetes Steigen, ein mächtiges

Leben diese hohenzollerische Monarchie durchwaltet; der Blick auf ihre Vergangenheit, auf die Bande, die das Neue mit dem Alten verknüpfen, darf auch den Enkeln, inmitten neuer Größe und neuer Gefahren, den Mut und die Zuversicht heben. Sie dürfen es als ein segenverheißendes Zeichen ansprechen, daß dieser Feiertag des alten Königtumes, der einst den Preußen den Reichtum ihres achtzehnten Jahrhunderts einleitete, jetzt für die Deutschen am Eingange des zwanzigsten steht.

* * *

Die Nachwirkung Friedrichs des Großen

Zum 200. Geburtstage, 24. Januar 1912

Wir kennen ihn von unserer Kindheit an. Er gehört zur Mythologie unserer Welt, zu jener Schar geschichtlicher Menschen, die unsere Phantasie begleiten und unser Innenleben unmerklich mit formen, wie es in früheren Tagen nur die biblischen Gestalten und die Helden des griechisch-römischen Altertums taten, auch er vom Hauche der Sage umweht, wirklich und symbolisch zugleich, unwahrscheinlich und selbstverständlich. Er schreitet hin durch ein Reich der harten Prosa, der unerbittlichen Arbeit, des erschöpfenden Kampfes, von Genossen umgeben, deren jeder ein Typus ist wie er selbst, und deren Summe, auf diesem sandigen märkischen Boden, in dieser Armut und Einsamkeit, schließlich doch einen merkwürdigen Reichtum an Menschenkraft und Menschenbildern ergibt. Er schreitet hin durch ein Leben sondergleichen, grau und farbig, stumm und klangreich, ein Leben so voll märchenhaften Wechsels, daß es fast unbegreiflich ist, wie die Mode des Tages den anderen Eroberer, der in seinem Jahrhundert aufstand, erregender zu finden vermag als ihn. Was hat König Friedrich der Große durchlebt, von seiner grausamen Kindheit an, über die Sonnentage von Rheinsberg und die Ruhmestage der schlesischen Kriege hinweg, über die strahlende Höhe des Friedensjahrzehntes nach 1746 hinweg bis zu den unerhörten Heldentaten und den unerhörten Leiden des Siebenjährigen Krieges, und bis in das rastlos gleichmäßige Vierteljahrhundert hinein, das dem dreiundsechziger Frieden folgte — eine Kette von Dramen, die Tragödie am Beginn, die Tragödie in der Mitte, die Tragödie am Schluß, ein Leben, allezeit leidenschaftlich bewegt und doch zuletzt wie zur Maske erstarrt, rätselhaft in den Wendungen des Geschickes und des Willens, und doch von großartiger Geradlinigkeit des ganzen Verlaufs. Und in diesem Lebensgange eine Persönlichkeit, noch viel reicher an Gegensätzen und an Einheit als alles was sie erlebte, weich und zart und von eiserner und eisiger Härte, liebenswert und durchkältend, freudig bis an den Tod und bitter unbefriedigt auf jeder Tatenhöhe, müde stets und stets unerschöpflich, der Mensch der feinsten, genußfrohen Geistigkeit und der ausschließenden, unbarmherzigen, rechnenden Schärfe des Wollens, des Handelns, des Verlangens nach Kampf, Gewinn und Macht; ungläubig und gläubig zu jeder Stunde, und in allen Widersprüchen triebkräftig ohne Maß, so daß Gefühle, Gedanken, Taten ihm sein langes Leben

hindurch in verschwenderischem Reichtum aus den Tiefen seiner Seele emporquollen, spielend, verbrausend, und unendlich schöpferisch; in allen Widersprüchen von eherner Einheitlichkeit des Wesens und der Wirkung, wie nur der Genius es ist: an Fragen, an Rätseln überreich und doch als Ganzes von der erhabenen Einfachheit der Größe.

* * *

So ist er uns bekannt und unbekannt; wir blicken, da ein Tag kommt, der uns zu ausdrücklicher Auseinandersetzung mit den Werten seiner Persönlichkeit und seiner Geschichte aufruft, mit einigem Erstaunen auf die vertraute Gestalt. Lebt sie uns noch? Bedeutet sie uns noch etwas? Mehr als ein Bild? Eines ist von vornherein gewiß: die eine Lebendigkeit hat sie, die fünf Vierteljahrhunderte hindurch seit ihrem Abscheiden aus der Körperlichkeit, stetig besessen, daß sie sich für das Bewußtsein jeder neuen Generation immer neu betätigte, wandelte, durchsetzte, in jedem neuen Streite des deutschen Daseins mitstritt — die Lebendigkeit, die das eigentliche geschichtliche Leben bedeutet. Er war den Zeitgenossen aufgestiegen wie ein Gestirn und wurde ihnen durch den Siebenjährigen Krieg und nach diesem zum klassischen Ausdrucke der ihre Gegenwart beherrschenden Kräfte. Er wurde ihnen zuletzt zum Ausdruck der gealterten Welt, gegen die eine neue sich entwickelte; die Revolution und das Kaiserreich verwarfen sein System und setzten es zugleich fort, und bewunderten seine Genialität. Sein eigener Staat sprengte die Schranken des fridericianischen Absolutismus: auf das langsame Ablösen der zwei ersten Jahrzehnte nach Friedrichs Tod folgte die Katastrophe von 1806, der entschlossene Bruch der Reformzeit, die eigensten Führer und Wortführer der Freiheitskriege wollten den alten König durch ein bewegteres neues Leben überwinden, die Schüler der Romantik verabscheuten seinen Despotismus, seine Franzosenfreundschaft und seinen Unglauben, Liberale ebensowohl wie Ständisch-Konservative wollten ihr Volk von ihm befreien, der tote Löwe fiel in Ungnade rechts und links. Aber dann zeigte sich, daß sie, alle beide, von ihm geerbt hatten. Die Liberalen den Gedanken des in sich geschlossenen, allen Schichten und allen Landschaften, gemeinsam, reformlustigen modernen Staates, den Gedanken der Geistesfreiheit, den Friedrich in Kirche und Schule und in seiner

eigenen Bildung vertrat; ein Schritt weiter in das neue Jahrhundert hinein, und mit ihrem Liberalismus verband sich die nationale Idee: der aber wurde Friedrich II. zum Vorarbeiter, weil er der Träger des Preußentums, der Auseinandersetzung mit Österreich war. Die Konservativen mochten, wenn sie vom ständischen Verfassungsideale herkamen, den Absolutismus des Königs verurteilen; die Staatsmacht und die Autorität, deren Begriff sein Name in sich schloß, blieb ihnen dennoch vertraut, und der Träger des Preußentumes war auch für sie der natürliche Bannerträger, selbst soweit sie den revolutionären Kampf mit Österreich nicht wollten. Eine starke Gruppe unter ihnen aber wollte stets auch diesen; dem Heere, dem höchsten Beamtentume, und somit den stärksten Kräften des preußischen Adels, und auch den lebendigsten Mitgliedern des Königshauses blieb der preußische Machttrieb, den Friedrich entbunden hatte, durch alle Mattigkeiten Friedrich Wilhelms des Dritten und Vierten hindurch in der Stille lebendig und eine oberste Lebenskraft. So wirkte König Friedrich in den Tagen vor und nach der achtundvierziger Revolution in beiden Lagern wachsend fort; er wurde den kleindeutschen Historikern, die aus der Geschichte die kleindeutsche Zukunft bewiesen, zum Symbol und zur Waffe, er wurde dem Gewaltigen, der aus dem ständischen Konservatismus des preußischen Adels hinüber- und aufwärtsstieg zur immer einseitigeren, immer mächtigeren Verkörperung der preußischen Staatsidee, des preußischen Staatsehrgeizes, er wurde Otto von Bismarck, seinem historischen Nachfolger, zum Leuchtturm über wilden Wassern — sein Licht zündete neues Licht, und wenn er 1813, unendlich wirksam zwar, aber noch halb unerkannt mitgestritten hatte, 1866 und 1870 schritt er den Heeren, die sein Erbe vollstreckten, sichtbar und allgefeiert voran. Das wichtigste aller Zeugnisse hat ihm damals seine Lebendigkeit bestätigt: Österreicher und Franzosen erkannten seine Gestalt und klagten ihn an, wenn sie das Preußen und Deutschland der neuen eisernen Tage, wenn sie den großen Staatsmann des neuen Berlins verdammten. Im Innern entnahm der siegreiche Liberalismus aus Friedrichs innerem Werke die Hälfte, die er brauchen konnte; das eigentlich Charakteristische, die allumfassende staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik galt dem individualistischen Zeitalter lange für tot und für töricht. Da kam, seit der Rückwendung zum Schutzzoll, seit der Wiederaufnahme einer starken so-

zialen Tätigkeit des Staates, seit Bismarcks neuem innerpolitischem Systeme von 1878 und 1880, auch dem Merkantilismus Friedrichs die Stunde der Auferstehung: auch darin knüpfte Bismarck an den großen König an, und die alte Monarchie trat mit ihrem eigensten Wesen mitten hinein in den Kampf der Lebendigen. Nicht nur mit ihrer inneren Sozial- und Wirtschaftspolitik: auch deren äußere Seite, der Merkantilismus als internationaler Kampf der Wirtschafts- und der Staatsgewalten um Handel und Welt ist aus der Vergessenheit wieder an das Licht gedrungen, und König Friedrich als der zum mindesten mittelbar stark eingreifende Mitkämpfer in großen Weltkämpfen des achtzehnten Jahrhunderts, in jenen universalen Entscheidungen der Staaten, Rassen, Konfessionen, die über Europa so weit hinausreichten, als eigentlich weltgeschichtliche Gestalt ward uns seit 1890 und 1900 wieder lebendig und gegenwartsvoll. Er war reich genug gewesen, um so die entgegengesetzten Strömungen der Nachwelt aus den aufgestauten Fluten seiner Geschichte zu speisen; die Verschiedenartigsten durften daraus schöpfen und haben in seiner Betrachtung gelebt und ihn gefeiert und geliebt, Theodor Mommsen ebensowohl wie Heinrich von Treitschke und wie Leopold Ranke. Von dem ganz Persönlichen noch abzusehen — die sachlichen Gewalten jeder neuen Zeit haben immer wieder mit ihm abgerechnet. Die Lebendigkeit hat er besessen. Wieweit erstreckt sie sich heute? Wieviel von ihm und seiner Monarchie steckt noch, greifbar oder ideell, in unserer alltäglichen Welt? Sehen wir etwas näher zu.

* * *

Das innere System des Königs war ständisch-absolutistisch; ständisch im sozialen Sinne, absolutistisch im politischen. Er erkannte die alten Schichtungen und Rechtskreise der Gesellschaft unbedingt an: die Scheidung in große, feste, stark voneinander gesonderte Gruppen, über denen, regulierend, aber erhaltend, seine Staatsgewalt läge. Bauer, Bürger, Edelmann: sie haben ihre bestimmten Kreise, ein jeder Einzelne steht in dem seinen, sie sollen einander nicht stören. Der König hat sie alle gefördert; er hat den Besitzstand des Bauerntums gewahrt und hätte seine Rechtslage gern nicht nur auf den riesigen staatlichen Domänen gebessert; er hat die Wirtschaft des Bürgertumes eingreifend entwickelt und hier einer andersartigen

Zukunft vorgearbeitet; er hat den Adel gepflegt und in seinen Grenzen gehalten. Er hat den Krieg der absoluten Krone gegen den Trotz der edelmännischen Selbständigkeit nicht mehr zu führen brauchen und nicht führen wollen; er hat seine persönliche Vorliebe für die Aristokratie später sehr weit gewähren lassen, auch zum Schaden und zum Mißfallen der bereits emporbrängenden Städter. Aber im ganzen blieb er über allen, wollte für alle wirken und alle festhalten, wo sie standen. Es war eine konservative Politik, auf der Höhe und am Ende einer Weltepoche europäischer Geschichte. Sozial ließ er die alten Teilungen durchaus bestehen; wirtschaftlich half er, ohne es zu wollen, neue Gestalten vorbereiten; politisch beanspruchte er der einzige Herr zu sein. Den Zentralismus des absoluten Staates verkörperte er wie wenige unter den großen absoluten Herrschern. Auch von der landschaftlichen Sonderung der Provinzen, die das Haus Hohenzollern zusammenerobert und -verwaltet hatte, blieb vielerlei aufrecht, ebenso wie die Rechtskreise der Gesellschaftsgruppen; Altes und Neues, Landschaftlichkeit und Einheit, Provinz und Staat stießen sich noch mannigfach, der Prozeß war noch im Gange. Aber über allem stand doch der König; kein Herkommen durfte sich seinem Machtwillen entgegenstemmen; sein Befehl verlangte den unbedingten Gehorsam; sein Beamtentum und sein Offizierkorps, die beiden großen sozialen Neuschöpfungen des Absolutismus, hingen völlig von ihm ab, und beide preßte sein Druck immer tiefer in das preußische Leben hinein. Wo er selber zu wirken vermochte, rastlos wie er war, allgegenwärtig, wie ihn seine Reisen wenigstens von Zeit zu Zeit immer wieder machten, da bestand bereits die volle Einheit des bunten Ländergewirres von Ost und West im souveränen Staate; den Osten, von Ostpreußen und Schlesien bis in die Altmark und an den Harz hinan, schloß seine Monarchie bereits zu einem Ganzen zusammen; die Einheit und der Staat waren im lebendigen Vordringen, in manchem bereits siegreich bis zum Übermaße, bis zur Fesselung des besonderen und selbständigen Lebens. Kein Zweifel: Niemand unter uns vermöchte in der Luft des fridericianischen Preußens zu atmen; der Zwang wäre uns unerträglich, allen ohne Ausnahme.

Die ständische Gesellschaftsverfassung und der Absolutismus sind beide nicht mehr. Die erste hat noch der alte Königsstaat mannigfach gelockert, dann ist sie den Gegenwirkungen des neunzehnten Jahr-

hunderts vollends erlegen. Aber das ist ja bekannt: Vieles auf dem Boden des alten Preußens weist mindestens auf sie zurück. Das Bürgertum ist ihr nach seinen wirtschaftlichen wie seinen geistigen und politischen Kräften und Ansprüchen entwachsen, und dieser neuen Größe der Stadt hatte die Monarchie, hatte der alte Fritz nur eben die Wege gebahnt; neue soziale Mächte sind hier, noch unterhalb der bürgerlichen Schichten, groß geworden, die mit Altpreußen keinen unmittelbaren Zusammenhang besitzen. Aber von dem Geiste ständischer Sonderung und Abschließung ist im Leben der ostdeutschen Gesellschaft offenbar noch vieles übrig geblieben. Und der Adel, der ländliche Großbesitz des Ostens hängt noch immer durch tausend Fäden mit dem alten Systeme zusammen. Die parlamentarischen Machtmittel hat auch er sich längst dienstbar gemacht, und den königlichen Absolutismus würde auch er nicht ertragen: aber von dem alten Vorrang seiner Klasse dauert in veränderten Formen vieles fort, zum Königtume ist er in dem besonderen Verhältnisse geblieben, das Friedrich II. vor allen vertrat, und die Überlieferung wie das Machtbedürfnis führen ihn immer auf das achtzehnte Jahrhundert zurück. In Staatsdienst und Heer ist seine Tätigkeit breit und wichtig geblieben; und unverwischbar sind die Linien von Blut, die seine alten Geschlechter mit den Siegen und Opfern der größten Vergangenheit verbinden. So viele Wurzeln des Heutigen reichen hier noch in die Tage des großen Königs hinab.

Und der heutige Staat? Unser Beamtentum ist das Kind und der Erbe der absoluten Monarchie; das neunzehnte Jahrhundert hat es umgestaltet und ergänzt, seine Grundkräfte sind geblieben. Offizierkorps und Heer vollends stammen ganz aus dieser Vergangenheit; sie waren das Rückgrat und der Lebenspender des alten Preußens, dessen ganze Geschichte schließt sich um die Armee. Die Autorität, die Zucht des alten Staates sind mit der Armee in die neue Zeit hinübergezogen: Stärken und Schwächen, Licht und Schatten des neuen deutschen Staates kommen von dieser Sonne des alten preußischen her. Ob man es loben oder tadeln will: es ist doch außer Zweifel: der eigenste Knochenbau des Altpreußentums hat sich in das gegenwärtige Deutschland herüber erhalten. Gegenkräfte genug haben immer eingewirkt und regen sich heute stärker als je. Schon der altpreußische deutsche Nordwesten war immer anders, immer freier geblieben als das ostdeutsche Kernland des Hohen-

zollernstaats; alle neupreußischen Elemente im Westen, alle altdeutschen im Süden, alle sozialen und geistigen Neubildungen im ganzen Reiche haben der fridericianischen Überlieferung widerstrebt, sie ergänzt, sie mit Neuem durchdrungen, und wir sehen sie mit ihr kämpfen und ringen um die Vorherrschaft — aber auch sie alle sind von dieser Überlieferung ihrerseits angegriffen und bis in den Kern hinein durchdrungen worden. An das Heer hat sich dieser Prozeß der Durchdringung angeschlossen, wie einst im alten Brandenburg und Preußen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, so im Deutschen Reiche des neunzehnten — an das Heer mit seiner Zucht, seiner Gleichheit, seinem Beisatze von Aristokratie, seinem monarchischen Gesamtwesen. Es ist nicht das Heer des achtzehnten Jahrhunderts geblieben, sondern es wurde zum Heere der allgemeinen Dienstpflicht; aber sie wurde in Preußen doch nur deshalb so möglich und so unendlich bedeutsam, weil Preußen der Heeresstaat der Hohenzollern war; deshalb nur wurde das „größte Gesetz des neunzehnten Jahrhunderts", das Heeresgesetz Scharnhorst-Boyens, für Preußen zum Schicksal und von Preußen aus zum Schicksal Deutschlands, Europas und, in steigendem Maße, der Welt. Das Heer ist noch heute das Rückgrat unseres Staates; an ihm haftet ein gewaltiges Stück überlieferter innerer Macht; wer die alten, aristokratisch-preußischen Träger dieser Macht zurückdrängen und abzulösen wünscht, wird doch zugeben, daß er sie erst ersetzen kann, wenn andere Schultern das Heer und seine Lasten und Leistungen rückhaltlos auf sich genommen haben. Es ist die flachste und die tiefste politische Wahrheit, der Satz, in dem alle Schwierigkeiten der Gegenwart und die Zukunft sich treffen, daß der Staat nur denen gehören wird, die ihm seine Machtmittel bedingungslos sichern: hier aber laufen die Fäden von heute am sichtbarsten in die Geschichte zurück. Ich vermeide es, den Tageskampf anzurühren, und bleibe bei ihr. Was wirkt, so war die Frage, aus Friedrichs II. Geschichte heute noch als lebendige Kraft? und die sehr selbstverständliche und doch so weittragende Antwort: vor allem andern die militärische Struktur unseres Reiches. Die aber wird von außen her gehalten und erzwungen durch Deutschlands internationale Stellung.

Ich habe einmal, kurz nach Bismarcks Tode, auf die Verwandtschaften hingewiesen, die sein auswärtiges System mit dem Fried-

richs II. verbinden. Vom großen Kurfürsten über den großen König zu dem großen Kanzler geht da eine unabgebrochene Entwicklung; das neue Deutschland leidet unter dem gleichen Zwange, wie das Königreich Preußen und das Kurfürstentum Brandenburg, dem Zwange seiner Lage mitten zwischen den großen Mächten. Dieser Staat ist aus dem Engen in das Weite gewachsen, und seine Mittel haben sich ungeheuer vermehrt; der deutsche Kaiser ist nicht mehr der kleine Potentat, der sich, nach dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges, unablässig drehen und winden mußte, um seinem schöpferischen Drange zur Macht durch steten Wechsel von Gewalt und List die erste, grundlegende Betätigung zu schaffen; er ist nicht mehr das Haupt eines Staates, den man künstlich schelten mochte wie noch den Staat Friedrichs, eines Staates, den nur die Person seines Leiters in die Reihe der Großmächte erhob. Aber die Gefahren, die uns umgeben, sind noch immer die alten. Der jugendliche König Friedrich hat stolz als Eroberer in die Welt hineingegriffen, unreifer, aber mit dem gleichen suveränen Griffe wie Bismarck von 1862 bis 1870; der alte König seines letzten Lebensvierteljahrhunderts hat, ohne den Wunsch und die Spannkraft auf weiteres Wachstum ganz einzubüßen, vorsichtig und beinah ängstlich eine konservative und defensive Politik geführt; es ist kein Zufall, daß sie der Bismarckischen nach 1871 in diesem Grundzuge gleicht. Das Temperament der beiden war ähnlich genug, und Bismarck durfte ihm gelegentlich freier die Zügel schießen lassen als der König; in der Hauptsache aber suchten sie beide den Frieden und im Frieden die Kräftigung und die Deckung ihres neugeschaffenen Staates; Friedrich gegen Österreich als den einfürallemal unversöhnten Gegner gewandt, Bismarck gegen Frankreich, beide um Rußland in wechselndem Bemühen: wer den einen verstehen will, wird gut tun, die Wege des andern zu vergleichen, und wird dabei für die Naturgegebenheiten unserer europäischen Stellung manches lernen. Sie hat sich seit Bismarcks Spätzeit zur Weltmachtstellung erweitert, und unsere Front hat sich, wie wir alle wissen, verschoben. Europäische Macht sind wir doch auch heute vor allem geblieben, der „Albdruck der Bündnisse", die Sorge vor der Einkreisung von 1756, die natürliche Gegenarbeit des deutschen Staatsmannes gegen diese Gefahr unserer geographischen Lage: das alles ist im Grunde, auch und gerade inmitten unserer Weltpolitik, unverändert geblieben

gegen 1871 und 1763, und die tiefsten Lebensfragen unserer äußeren und inneren Zukunft hängen daran. Stehen wir in Tagen langsamer und peinvoller Vorbereitung auf künftige eigene Taten, in Tagen der Rüstung wie vor den Anfängen Friedrichs und Bismarcks? Stehen wir vor Tagen des Gegenschlags unserer Nachbarn gegen uns? So oder so: es sind die alten Grenzen, der alte Druck, noch immer der eine kontinentale Todfeind, und die Umwerbung der anderen kontinentalen Mächte; England als etwas ganz Neues dazu — als letztes und unausweichliches Gebot allezeit das heroische Schlußwort des großen Kurfürsten von 1667: Allianzen sind gut, eigene Kräfte sind besser! Ein Zwang, den wir nicht geschaffen haben und dem wir uns nicht entziehen können, so sehr wir ihn durch Glück oder Unglück, Geschick oder Fehler beeinflussen mögen; er ist einmal unser Schicksal, solange diese Welt bleibt wie sie ist, und er ist die Grundlage auch unseres inneren staatlichen Lebens. Dieser Zwang hat die lebendigen Kräfte der preußischen Militärmonarchie entbunden und die Hohenzollern groß gemacht — weil sie das Zeug dazu besaßen, ihn zu ertragen, zu ergreifen, zu nutzen; er hat im neunzehnten Jahrhundert unsere Monarchie an der Spitze Preußens und Deutschlands erhalten — weil sie sich fähig erwies, ihm zu entsprechen; er hat unsere Verfassungsgeschichte bestimmt und bestimmt sie noch. Wir ersehen uns ein freiere, gesteigerte Mitwirkung unseres Volkes an unserem Staate, eine verantwortungsbewußtere Mitwirkung der großen Parteien. Sind sie vorhanden oder bereit? Vermögen sie die alten Kräfte zu ersetzen oder doch neben sie zu treten? Können sie die gebieterische Forderung jener Lage unseres Vaterlandes zwischen lauter Gegnern erfüllen? Oder wird unsere Monarchie von neuem erweisen, daß sie auch künftig unersetzlich ist und daß sie den Speer des Achilleus noch besitzt, der auch die Wunden wieder zu heilen vermag? Tritt aus ihrem Schatten wieder, wie nun schon vier- oder fünfmal in ihrer Geschichte seit einem Vierteljahrtausende, der Genius hervor, der die Aufgaben persönlich bezwingt?

Fragen, die den Historiker wiederum an die Schwelle des politischen Streites heranführen: er überschreitet sie nicht. Genug, daß er auch hier, auf diesem Boden unseres Daseins innerhalb der Welt, die Einheit von einst und jetzt wiederfindet: und hier am stärksten. Gerade in diesen Zeiten des drohenden Ernstes, der auswärtigen

Gefahren hat Friedrich der Große seinen Nachkommen am meisten zu sagen und am meisten zu lehren. Und zwar aus dem irrationalsten und singulärsten aller Gründe: weil er der Genius war. Und hier, im Gebiete des Persönlichsten, liegt für den heutigen Tag seine unmittelbarste sachliche Nachwirkung.

* * *

Ein halbes Jahrhundert hindurch hat einer der größten Menschen, die das reiche Zeitalter gekannt hat, die Krone Preußens getragen. Der Genius ist immer ein Geschenk; daß dieser Stelle ein Genius entsprang, ist trotzdem, soweit man da von einem Begreifen reden darf, einigermaßen begreiflich. Aus den Fürstenhäusern der deutschen Einzelstaaten hat der Schwung des siebzehnten Jahrhunderts, die Anspannung zur Macht und Tat, eine Reihe hervorragender Einzelner hervorgetrieben; in den Adern Friedrichs floß viel vom besten Blute dieser begabten Familien zusammen: hohenzollerisches, welfisches, oranisches, und gerade Hohenzollern und Welfen, beide hochstrebend, waren verschieden genug, um die Mischung recht wertvoll zu machen. Überdies: in seinem Träger und Herrn gipfelte zugleich die seit einem Jahrhundert empordrängende Überlieferung des hohenzollerischen Staats; und in diesem Fürsten gipfelte eine Entwicklung des europäischen Fürstenlebens überhaupt, die bei weitem älter war. Friedrich, so wird man sagen können, faßte in sich, als Mensch, die Bildung der hohen Gesellschaft Europas zusammen, die über die Aufklärung, in der er unmittelbar wurzelte, in ungebrochener geistiger Reihe hinaufging bis mindestens zur Renaissance: eine Bildung des Geistes und des Geschmackes, von romanischer Prägung, von aristokratisch feinster Züchtung, von der man mit gutem Recht beobachtet hat, daß sie in der Revolution versunken und in dem bürgerlichen neunzehnten Jahrhundert nicht wieder erstanden ist. Sie leuchtet uns in ihm herüber, nur um so strahlender auf dem Hintergrunde der nachfolgenden Zeit, in dem Schloßherrn, der zwischen seinen Kunstwerken lebt, schauend, genießend, sammelnd, dem Musiker und Dichter, dem Schriftsteller und Denker, dem Künstler des Gesprächs und der Empfindung. Das war der Mann dieser feinen und herrenhaften Kultur, von der uns auch in Deutschland überall die Schlösser seines Jahrhunderts erzählen, und der nachzufühlen wir so lange verlernt hatten. Auch sie, man

weiß es, ergriff er als Genius: er drang mit unwiderstehlichem Triebe durch ihre glänzende Form, an der er sich mühte und freute, in die Tiefe des Sachlichen hinab und erfüllte sie mit seinem gewaltigen Ernste. Lebenslang hat er mit den Gedanken seiner Zeit gerungen, bis in sein Alter hinein weiterstrebend, weiterfragend, ein Gegner manches Neuen, auch im Geistigen konservativ als Greis, aber nicht weniger als starr: erst nach dem Siebenjährigen Kriege bildete er manche seiner Anschauungen neu und selbständig durch, und es waren positive und moralische Überzeugungen, die sein Bedürfnis und seine Erfahrung ihm damals verstärkte. Die Welt des schönen Scheines blieb ihm immer lieb; man wird seine Freude daran, die ihn in den Stunden der Nöte, in der Verzweiflung des Siebenjährigen Krieges so wertvoll getröstet, geschmeidigt, mit beinah religiöser Wärme erhoben und ihn hundertmal gestählt hatte, heute unbefangener mitempfinden als es den ersten Geschlechtern nach ihm möglich war; man wird das Kunstwerk des Bildungsmenschen in ihm mitgenießen, dem das Spiel seiner Verse und seiner Töne mehr war als Spiel. Wir freuen uns dieses quellenden Schaumes freier und graziöser Gedanken und feiner Worte, der Mischung von Nüchternheit und Weisheit, von Bosheit und Liebenswürdigkeit, von Schwung und Skepsis, die er der Aufklärung dankte oder mit ihr gemein hatte, als eines reizvollen menschlichen und historischen Schauspieles: sein Reiz wird heute vielleicht frischer genossen als ehedem. Aber das menschlich Ergreifende fängt doch erst da an, wo dieser zeitgeschichtliche prickelnde Reiz vergeht: erst da, wo die Gegensätze seiner Bildung und zugleich seines Wesens, auf die ich zum Eingange hinwies, sich über das Rokoko hinaus in das stark Persönliche steigern, wo Kälte und Wärme, Licht und Dunkel, wo alle Leidenschaften seiner gewaltigen Natur in unverbildeter Kraft erschreckend und erschütternd in blitzschnellem Wechsel gegeneinandertreten, Zorn und Groll und schneidender Hohn, Klage und Anklage, Verzweiflung und Haß, ein flutendes Ausströmen all seiner schmerzhaften Seelenglut, der Schrei nach der Ruhe und nach dem Tode, und über allem die Selbstüberwindung, die jede Sehnsucht nach Rast und Selbstauslöschung heldenhaft niederwirft, die Selbstdurchsetzung, die den Kampf des großen Willens gegen die Welt nicht aufzugeben vermag, solange noch Atem ist in dem zarten und zähen Körper dieses hundertfach Gequälten und hundertfach Sieg-

reichen. Da dringen die Naturlaute, scharf und gewaltig, über die Laute seiner Bildungskunst hinweg, das Deutsche in diesem Schüler der romantischen Renaissance, das Königliche im eigentlichen Sinne. Er umgab sich mit einer Welt graziösen Geschmackes und verständiger Phantasie — er schuf in einer Welt der rauhen Prosa und des harten und groben Willens. Der Mann des Geistes in ihm war wahrlich nicht unecht, Friedrich hätte ohne diese Ergänzung nicht leben mögen; der Mann der Wirklichkeit und der Macht war aber doch erst Er selbst.

Auch der König in ihm ist ein Schüler der Weltepoche der Renaissance, des Absolutismus, der Aufklärung, an deren Ende er stand. Er wurde, für das innere Staatsleben, für die befruchtende und alles regelnde Arbeit des Merkantilismus in Ackerbau, Gewerbe, Handel und Wandel, für diese schöpferisch zwangsmäßige Erziehung eines Volkes, mit all ihrem Segen und ihrem Unsegen: er wurde dafür zum höchsten Gipfel einer langen Kette; nur Napoleon I. ist ihm, als ein besonderes Massiv für sich, in dieser Bergesreihe noch gefolgt. Friedrich ist wie der größte Praktiker so der Systematiker dieses aufgeklärten Fürstentumes und seiner Idee geworden; er kam als solcher über seinen Lehrmeister Friedrich Wilhelm I. bedeutend hinaus. Auch seine auswärtige Politik gehört in diese Reihe; er reicht in ihr dem Machiavelli die Hand, dem seine Jugendschrift die Pflichtenlehre der innerlichen Fürstenarbeit so pathetisch entgegengehalten hatte; er begann als Eroberer aus ganz persönlichem Triebe; und im Geiste seines Weltalters, kalt, von oben her über Länder und Völker entscheidend, hielt die Machtlehre seiner Diplomatie sich stets. Nur daß er eben doch an einen Staat gebunden war, den er geerbt hatte, an einen Organismus, der ihm gehörte, dem aber auch er gehörte und dessen Bedürfnisse seine Politik mit warmem persönlichem Inhalt, mit tiefer sachlicher Liebe, mit streng empfundener Pflicht erfüllten. Schon in den ersten Eroberungskrieg führte ihn doch zugleich das Lebensgebot dieses Staats, von dem er wußte, daß er sich auswachsen müßte, wenn er bestehen wollte; und bald hat dieses Gebot seines Staates ihn durchdrungen und umklammert wie eine überpersönliche Macht. Er blickte zu seinem Staat auf und unterwarf sich ihm ganz und gar; er war dieser Staat und fühlte sich so, und fühlte sich doch als dessen Diener. Er setzte sich selber ein und durch, indem er für diesen Staat arbeitete und schlug; es gibt keine

ergreifendere Durchdringung von Ehrgeiz und Pflicht, von Besitz und Besitzer, von starkem Subjektivismus und unbedingter Hingabe. Man kann finden, daß dieses Schauspiel am ergreifendsten bei dem alten hinwelkenden Herrscher wurde, der seiner Arbeit in übermenschlicher Selbstzucht die letzte Stunde und den letzten Hauch darbrachte, und sicherlich ist das ein Heldentum, das kein Held überboten hat. Das Allereigenste und Allerwirksamste zugleich ist doch sein kriegerischer Kampf gewesen: der Schwung, der ihn und sein schwerfälliges Preußen hinausdrängte in die große Welt der Tat, der weit über Friedrich Wilhelms I. tiefgehende Vorarbeit hinaus dieses Preußen erst innerlich belebt hat, der es durchglüht hat mit der Kraft des hohen Willens, der es geeinigt und beseelt hat durch Siege und Leiden ohne Zahl, der es behauptet hat in hundertfältigen Opfern, der ihm Selbstgefühl, Staatsgefühl, die „Nationalität" des großen Staatsvolkes eingehaucht hat, der ihm den Glauben gab an sein Dasein und seine Zukunft. Der Siebenjährige Krieg, der nur verteidigte und nur zertrat, der nicht ein Dorf hinzugewann, den König Friedrich in unerträglich steigenden Schmerzen geführt hat: er war doch dieses Königs eigentlichst schöpferische Tat, die nachwirkendste unter allen, die er vollbrachte, und die Geburtszeit eines neuen großen Reichs. Alles andere an ihm und seinem Werke hat geschwankt, ist niedergetaucht, wieder aufgetaucht und mag — wer denkt dies aus? — einmal versinken können: dieses Persönlichste ist stets geblieben und wird bleiben. Der Glanz dieser Schlachten, der helle Mut der ersten, die verzweifelte Festigkeit der letzten Jahre, das Bild dieses Königs, in allem Jammer unbezwinglich, stolz, mit allem Willen, mit jedem Gefühle festgeklammert an sein Werk, an sein Land; eines Königs, in dem sich die Leidenschaft des Genies durch die Treue, durch das Pflichtgefühl, durch den Glauben an seine Sache, durch Maß und sittliche Bindung adelt, wie sie es nie getan hat bei seinem Nachfolger Napoleon, dem Emporkömmling; das Bild eines Mannes, den das Feuer unendlicher Nöte ganz echt erweist, und den eine zum Sachlichen gesteigerte Leidenschaft, die Kraft einer trotz allem unerschöpften, beispiellos reichen, beispiellos starken Seele zuletzt über alle diese Nöte hinaushebt, so daß er, nur durch diese Kraft allein, die Ausdauer seiner Feinde am Ende überdauert hat — dies Bild ist an Friedrich dem Großen das Größte, das eigentlich Große. Es gehört, über alle Gegensätze hinweg, zum Be-

sitze der Menschheit; ich rechne es hier zumeist zum Besitze unseres Volkes. Der König als Held! es ist die früheste, die selbstverständlichste und doch für immer die stärkste und die neueste Art seiner Wirkung und seiner Würdigung. Es ist die Wirkung des ganz Einmaligen in ihm, eine ganz geistige und persönliche Wirkung, auf deren Wiederkehr kein Volk rechnen kann — wenn nicht doch in den großen Entscheidungen des Völkerlebens gerade das Irrationelle, das Unwägbare das Wirksamste und das Wirklichste wäre von allem. Es ist vielleicht wahr, daß in Zukunft ein Krieg gegen eine so umfassende Übermacht wie der Siebenjährige eine Unmöglichkeit ist; nur vergesse man nicht, daß er auch 1756 schon eine Unmöglichkeit war; wer hat das kluge Wort, daß der liebe Gott immer auf der Seite der stärkeren Bataillone sei, so ins Unrecht gesetzt wie König Friedrich selber, der es sprach? Wer in dem großen Könige das Lebendige, das Überlebende aufsucht, der wird das Lebendigste in diesem ungreifbaren Vermächtnis finden, das seine Preußen in den Freiheitskrieg und in die Einheitskriege begleitet hat, in dieser elementarsten geistigen Kraft, ohne die es kein lebensfähiges Volk gibt, in dem gläubigen Mute und dem Willen zum Siege, in dem klammernden Vertrauen zur eigenen Unzerstörbarkeit, aus dem die Größe fließt und von dem die Geschichte der Größe zeugt.

* * *

1813
Ideen und Kräfte der deutschen Erhebung

Jahrhundertrede, im Deutschen Verein zu Boston, vor deutsch- und angloamerikanischen Hörern, gehalten am 4. April 1913

Zur Gedenkfeier der deutschen Erhebung hat diese deutsche Vereinigung in der Hauptstadt Neuenglands einen deutschen Historiker mit der Aufgabe betraut, den Inhalt der Gefühle, die der Rückblick auf 1813 deutschen Betrachtern in nicht nur zeitlicher, sondern zugleich räumlicher Ferne erweckt, und den Inhalt der großen Bewegung selber in festliche Worte zu fassen: deutsch nach Gegenstand und Gesichtspunkt und doch, wie es dieser Bostoner Kreis von Hörern und Gedanken mit Selbstverständlichkeit erfordert, zugleich allgemein; in einer Betrachtung von innen heraus und doch zugleich von außen und von oben her, und jedenfalls in historischer Betrachtung.

Wer auf dieses deutsche Jahr 1813 blickt, das Sie einer solchen Gedenkfeier auch hier draußen für würdig gehalten haben, dem steigt alsbald ein sonderbar großartiges Bild von einfach heroischen Zügen vor der Seele auf. Er sieht ein Volk, das seit anderthalb Jahrzehnten und vollends seit sechs und sieben Jahren vom Auslande unterjocht wurde; Napoleons zerstörende und umschaffende Genialität leuchtet ihm düster auf; nach Jahren der Vorbereitung und Furcht, im Zusammenhange weltumspannender Kämpfe, ist es zu dem russischen Zuge des Gewaltigen gekommen und in Rußland zum Zusammenbruche, zum Rückzuge, zur Flucht. An der Grenze wie ein erlösender Aufruf die Tat Yorks, und dann, langsam und zögernd, der Übergang Friedrich Wilhelms III., bis zum russischen Bündnisse hin; schneller, stärker, größer als sein König das Volk; die Patrioten in Sehnsucht, in Ungeduld und Groll — und endlich der Ruf zu den Waffen, und nun die Heldenleistung dieses preußischen Volkes, die freiwilligen Jäger und die Freikorps, vor allem die Erhebung im regelmäßigen Heer, Linie und Landwehr und dahinter die elementare Drohung des Landsturms; und Opfer über Opfer — Sie kennen sie, an Silber und Gold und jeglichem Schmucke des Daseins, bis zum Lockenschmucke des Haupts, und an Kraft und Leben ohne Maß: ein jeder Blutstropfen dem Vaterlande. Eine Erhebung war es, unerhört an Hingabe und an Zucht zugleich, ein Heereszug, umrauscht von Poesie, durchpulst von heiliger Glut der Empfindung, von heiliger Stärke des Willens, geführt von den großen Männern dieser großen Zeit. An der Spitze schreitet, von Rußland her, mit deutschen und mit europäischen Schritten, die kernige Leidenschaft des Freiherrn vom Stein, ganz

heiße Flamme, ganz sittliche Größe, feierlich rein und hoch; und mit dem deutschen Staatsmann die preußischen Offiziere — die tragische Gestalt des Organisators Scharnhorst, der alles erduldet und alles ersonnen und vorbereitet hatte und den die Wunde wegriß vor dem Sieg; die feurige Männlichkeit Gneisenaus, voll beinahe napoleonischer Genialität des militärischen Könnens und auch des persönlichen Dranges, des größten Gegners, den, neben Nelson, der französische Kaiser auf den Schlachtfeldern fand. Und mit ihm alle seine militärischen Genossen, die widerborstigen wie der eiserne Yorck, die immer willigen wie Boyen der Kantianer, die kleineren wie Bülow, die starken wie Grolman — über allen die lichte greise jugendliche Heldenhaftigkeit Blüchers, ungleich reicher, klarer, sicherer als man früher wohl von ihm gemeint hat, die unsterbliche Verkörperung dieses unbändigen und hinreißenden Willens zum Siege. Dahinter aber alle die Sänger und Lehrer dieser Erhebung, die Arndt und Körner und Schenkendorf, die Schleiermacher und Fichte, und unabsehbar weit dieses Volk in Waffen, entschlossen zum äußersten Verluste und zur äußersten Tat, diese Jünglinge und Männer, die der heilige Zorn zu Kriegern schuf, tatenlustig, unermüdlich, unerschöpflich, von den ersten Niederlagen, die Napoleon erstaunten, zu den wilden Siegen an der Katzbach und bei Großbeeren und über Leipzig hinweg bis zu dem letzten Vernichtungsschlage bei Waterloo und zu der letzten Verfolgung des fliehenden Kaisers durch Gneisenau. Überall eine Fülle von starken Menschen, von besonderen Gestalten, alles im Wirbel unwahrscheinlicher Taten — nach der Entkräftung des Anfanges der Aufstieg zur leuchtenden Höhe von Leipzig, und von da ab die Kette von Siegen und halben Niederlagen bis zum Erfolge, durch Frankreich hindurch; und die andere Kette, der politischen Kümmernisse, in Frankreich, auf dem Kongresse zu Wien, in den unbefriedigenden, unbefreienden Friedensschlüssen zu Paris, bis zu dem Nebeneinander, im selben Monat Juni 1815, des Sieges von Waterloo und der Akte des allezeit ruhmlosen deutschen Bundes, dieser Akte, die am Tage der Geburt bereits gezeichnet war vom Tode.

Ein zwiespältiges Bild, von der ersten Stunde an. Wer nicht patriotisch jubeln, sondern die Dinge ausdrücken und begreifen will, so wie sie waren, dem drängt sich hier sofort neben den jugendlichen Sonnenglanz, vom ersten Anbeginn an, der tiefste und

kälteste Schatten. Sie, meine Damen und Herren, erwarten von dieser Feier — fast hätte ich, im Zeichen von Harvads geistiger Nachbarschaft, gesagt: von dieser akademischen Feier — nicht nur den Erguß enthusiastischen Gefühles, obwohl auch dieser untrennbar an diesen Bildern haftet, sondern vor allem die Wahrhaftigkeit historischer Betrachtung, die Aufwerfung der entscheidenden Fragen, das ehrliche Streben, das Wesen der Dinge aus jenen Jahren zu erfassen, hinter den Erscheinungen einiges von ihren treibenden Kräften, hinter den Erfolgen und Mißerfolgen des Tages einiges von den Ideen, die ihn trugen und ihn überdauerten. In der Tat, von den Ideen und Kräften von 1813 will ich zu Ihnen reden. Vielleicht führt auch dieser Weg der kühleren Analyse des Wesens von 1813 zuletzt zur begeisterten Würdigung zurück.

Gewiß, es ist ein Zwiespalt in dieser Geschichte: neben hohem Fluge ein klägliches Ergebnis, glühende Gewalten, hineingegossen in eisige Formen.

Denn hinter Deutschland stand in diesem Kriege noch Europa, in Deutschland hinter Preußen die Mehrzahl der andern Regierungen; der größte Teil Deutschlands war in seinen Fürsten der Befreiung lange feindselig. Es war, obgleich er begeisternd über Preußen hinausgriff, in seinen Haupttagen doch noch kein deutscher Kampf, nur ein preußischer mit dem Zuflusse einigen deutschen Blutes und Geistes. Und in Preußen selber stand neben den Befreiern die zögernde Kühle des Königs und seiner Umgebung. Volk und Fürst waren auch da nicht dasselbe; und die Mehrzahl der deutschen Dynastien vollends stand im Gegenlager, neben der Bewegung; neben Friedrich Wilhelm III. aber standen noch Franz von Österreich und Alexander von Rußland, neben Deutschland der Weltbund, der Kontinent und England dazu. Die Befreiung Deutschlands, die Erhebung Preußens war sicherlich das kraftvollste, das festestgeschmiedete Glied einer breiten und langen Kette, aber doch nur ein Glied. Die Kriege von 1813—15 bilden das Ende eines Riesenkampfes von 23 Jahren: erst ein Zusammenstoß Frankreichs mit Mitteleuropa, dann die Vorstöße Frankreichs, sein Vordringen an und über den Rhein, dessen Druck den ganzen Kontinent zum Widerstande zwang, ein Vordringen, immer von neuem, immer weitergreifend, zwei Jahrezhnte hindurch, gipfelnd in Napoleons eiserner Genialität, ein französischer Druck, der auch England in

den Kampf um die Welt, um die Meere, um die Zukunft hineinriß. Es war ein ungeheurer europäischer, ein universeller Krieg geworden, von den weitesten geschichtlichen Zusammenhängen, die in die vorhergegangenen Jahrhunderte hinaufweisen; Preußen und Deutschland waren eben nur ein Teilstück davon. Ihr Fall und ihre Wiedererhebung standen inmitten des Weltkampfes, unablösbar von Rußland, von England; von Rußland kam die Befreiung her, und England hat sie gefördert. Die reinste Glut ist in Preußen aufgeflammt, und unter allen festländischen Gewalten hat der Staat Friedrichs des Großen die stärksten Taten vollbracht, aber allein wäre er hilflos gewesen; Rußland, England, zuletzt noch das ausschlaggebende Österreich brauchte er unbedingt. Und damit stellten sich neben die glühenden Gewalten aus der Tiefe des Volkes die kühlen, alten Gewalten von oben her: es war ein Kampf in erster Linie der Regierungen, der Staaten, der großen Mächte, der durchgefochten wurde, ein Kampf, der über 1792 in die Vorzeit, der über 1815 in die Zukunft weiterlief, voll harter großer Tatsächlichkeiten, die größer, dauernder, unmittelbar stärker waren als die Begeisterung und die Sehnsucht des jungen Deutschlands von 1813. Da wirkten die uralten und immer neuen Gegensätze der Staatengesellschaft, Gegensätze zwischen England und Frankreich, zwischen Frankreich und Österreich, zwischen Österreich und Preußen, zwischen Österreich und Rußland, zwischen Rußland und England, kühle, stählerne Kräfte, die tief in das innerste wärmste Getriebe des deutschen Volksgefühles hineinschnitten, die überlieferte und lebendige staatliche Wirklichkeit waren und die lediglich als Störenfriede anzuklagen nicht angeht. Das erst war der Rahmen auch für das deutsche Bild der großen Jahre. Die deutsche Erhebung war durch diese Überlieferungen der Staatenwelt und ihrer eigenen Staaten gebunden, und dieses Band war nicht zu sprengen. Es lag im Wesen der Dinge: Volksbewegung und Kabinette standen nebeneinander und klafften auseinander, das konnte nicht anders sein. Deutschland ist unbefriedigt geblieben, es hat seine nationalen Grenzen damals nicht erhalten: das lag in diesen Machtverhältnissen, die begriffen sein wollen. Es hat keine nationale Lebensform erhalten — nicht das Reich und nicht den Kaiser, davon es träumte, keinen nationalen Staat und keine nationale Macht. Auch das lag an Europa; Europa wollte kein neues und kein stärkeres Deutschland. Es lag aber auch

an Deutschland selbst. Ich kann es hier nur behaupten und nicht beweisen, aber es ist unzweifelhaft wahr: Deutschland war für die Einheit noch völlig unreif. Es fehlte noch an aller Klarheit der Pläne, ja der Probleme selbst, alle ihre Schwierigkeiten und alle Formen waren noch undurchdacht, alle geistigen und politischen Kräfte, die den Einheitsstaat tragen sollten, noch ungestaltet. Das deutsche Volk, in seinen Besten, träumte wohl von ihr, aber es wollte sie noch keineswegs, und nahe besehen war der Deutsche Bund von 1815, mit all seiner elenden Kraftlosigkeit, das Einzige und das Beste, was damals möglich war. Alles Bessere, Festere hätte, wenn es überhaupt schon ausdenkbar gewesen wäre, einer gesunden Entwicklung der Zukunft, der Entwicklung, die Deutschlands Zukunft genommen hat, lediglich die Bahnen verlegt.

So geht ein tiefer Mißklang durch die Befreiungsjahre hindurch, und ein schwerer Mißerfolg steht an ihrem Ende: an 1815 schloß sich, politisch gesehen, ein Zeitalter der Düsterkeit, der Verdrossenheit, der Reaktion, für die hochgestimmten deutschen Patrioten der Enttäuschung und der Trauer. Das alles aber durchwaltet, in seinen Gründen und auch in seinen Wirkungen, bereits die hellen Tage von 1813 an. Dem Historiker drängt sich angesichts all ihrer Größe etwas auf wie eine schmerzliche Resignation: er begreift, daß die Zeit noch nicht gekommen war, daß dieses heldenhaft kämpfende Deutschland mit seinen höchsten Wünschen noch scheitern mußte.

Und doch blickt Deutschland auf 1813 mit Stolz. Nicht nur mit dem Stolze des Vergleiches, den wir wohl empfinden dürfen: denn eine in Europa beispiellose Aufwärtsbewegung hat die deutsche Geschichte in mächtigen Stufen von 1813 zu 1870 und zu 1913 emporgeführt, zu Nation und Reich, zu Wirtschaftsgröße und Weltstellung, zu einer Fülle hell ausstrahlender, so Gott will, lebens- und zukunftsreicher Kräfte — ein stolzes Aufwärts wahrlich, bei allem, was wir etwa vermissen und ersehnen, was wir inzwischen an Gutem verloren oder was wir nicht gewonnen haben. Dem Deutschen, der im Jahre 1913 die Erinnerung an 1813 begeht, steht ein Ton dankbarer Freude wahrlich an.

Aber noch ein anderer Stolz ziemt ihm: der Stolz dieser Gegenwart nicht bloß auf ihr Werden aus jener Vergangenheit, sondern auf jene Vergangenheit selbst. Die Menschen und Dinge von 1813 sind trotz allem eine Augenweide und ein Besitz für jedes nach-

folgende deutsche Geschlecht geblieben, sie sind es auch für den heutigen Tag. Nicht umsonst hat eine tiefe Liebe sie immer bei uns gehegt und sie verherrlicht, hat die Phantasie, die Nachempfindung sie immer von neuem aufgesucht; es ist ein echter Schimmer, der sie umfließt. Mit der Größe und den Großen von 1813 habe ich begonnen. Handelt es sich nur um den Glanz der historischen Erscheinung, um das Licht dieser Augenblicke, um den Vorklang späterer Erfüllung, um das Wohlgefallen an dem hellen Reichtume dieser Poesie? Nein, um noch mehr. Es handelt sich um wirkende Kräfte, die unverloren weiter geschaffen haben, um eine unmittelbare geschichtliche Leistung, die in sich untilgbar ist.

Was ist 1813 geschehen? Vor allem eine Befreiung. Eine Fremdherrschaft, die Deutschland knebelte und entwürdigte, die es politisch und wirtschaftlich, persönlich und sittlich zerquetschte, wurde abgeschüttelt; die ursprünglichste Freiheit, die Freiheit des Gebietes, des Staates, ja des Daseins wurde wiederhergestellt; es war eine Gesundung, die von unserem Vaterlande den Tod abwehrte. Schon das wäre genug: ich komme darauf zurück. Aber es geschah mehr. Wir sprechen von den „Freiheitskriegen". Das besagt nicht nur Befreiung vom äußeren Feinde; es enthielt für die Zeitgenossen und enthält für uns den Nebenklang des Gedankens auch an die innere Freiheit und an die Sicherung, die gegenwärtige oder doch zukünftige Sicherung dieser Freiheit durch einen deutschen Staat, den Gedanken der Nation und des nationalen Staates. Freiheit und Nation: die beiden Ideen sind früh nebeneinandergetreten und sind untrennbar ineinandergewachsen; sie hatten den gleichen Kern: eine Verinnerlichung von Staat, Staatsleben, Staatsauffassung; sie wollten beide den Staat an die Menschen heran-, ihn aus ihnen hervorbringen, ihn mit ihnen, mit ihrem Besten durchdringen. Eine neue staatliche, eine staatlich-nationale Weltansicht, ein neues Verhältnis zwischen Staat, Volk und Bürger — das ist 1813 für Deutschland in Taten durchgebrochen und unverlierbar geblieben für die Zukunft. Wer 1813 feiern will, feiert zugleich diese Güter. Sie sind von menschheitlichem Werte, und sie waren damals für die besten Deutschen ein neues Erlebnis.

Gehen wir beiden nach.

Es ist eine vergröbernde Ansicht gewesen, wenn man die Volkserhebung von 1813 wie einen Kampf um die Verfassung, etwa gar

wie einen Handel mit dem Könige hat ansehen wollen: wir ziehen für dich das Schwert, du giebst uns dafür politische Rechte. Aber neue Klänge waren im Empfinden und Wollen jener Jahre und jenes Jahres wirksam: eine Sehnsucht nach Beseelung des Staates und nach Selbständigkeit seiner Bürger. Es war das Zeitalter der französischen Revolution, Frankreich hatte die Idee der Einheit von Staat und Volk gewaltig durchgeführt, die Idee von Rechtsgleichheit und Staatseinheit, es hatte den Staat auf den Willen seiner gleichgestellten Bürger begründet. Den alten absolutistischen Staat großer Jahrhunderte hatte es gesprengt und einen neuen von Grund aus auferbauen wollen — aber freilich in französischer Form, nach den Regeln der Aufklärung, rationalistisch, schematisch, unhistorisch, mechanisch. Und aus der Überspannung der Einheit und der Gleichheit, aus dem Übermaße der Umwälzung war ihm alsbald ein neuer Despotismus entstanden, der Despotismus der Partei und nachher des Imperators, und die seelischen Werte der Freiheit, der Persönlichkeit, der Selbständigkeit waren, durch jene Überspannung der Gleichheit und durch diesen Despotismus, weit in den Schatten zurückgetrieben worden. Die eiserne Rute des neuen Frankreichs hat auch West- und Süddeutschland von altem historischem Wuste, von unlebendigen Trümmerstaaten und Spaltungen und unlebendig gewordenen Vorrechten reingefegt; die Revolution und Napoleon haben auch für Deutschland die Pforte des neunzehnten Jahrhunderts aufgebrochen, mit gleichmachender, einebnender Gewaltsamkeit. Sie haben ihm weitreichende Wohltaten zugebracht, aber von außen her, von oben her, durch einen Umsturz, nicht durch innerliche Erneuerung. Es ist bekannt, wie viel reiner, eigener und tiefer die neue Saat in Preußen aufging, in den großen Jahren der Reformzeit von 1807—12, dank einer Gruppe starker und eigener, lebensvoller Menschen mit eigenem, lebensvollem Ideale, dem Ideale der Selbständigkeit. Sie tauten den auch in Preußen hart und leblos gewordenen alten Staat durch die neuen Gedanken der Rechtsgleichheit und der persönlichen Freiheit auf, und sie durchdrangen ihr neues Werk mit dem Geiste der Persönlichkeit, der der höchste Geist der großen deutschen Kultur von 1800 war, vornehmer und innerlicher, reiner und wahrhaft freier als in Frankreich und auch in Süddeutschland. Sie waren eine Minderzahl an der Spitze, die Masse stand noch träge unter ihnen; sie wirkten nicht ohne mäch-

tige Widerstände in der Regierung selbst. Sie haben kein vollendetes Werk schaffen können; vieles blieb stecken, das Ganze blieb ein Torso, aber die Hauptzüge haben sie doch herausgehauen: die Entfesselung der vorher gebundenen persönlichen Kräfte, die Gleichstellung der vorher geschiedenen Rechtskreise, von Hoch und Niedrig, von Land und Stadt, die Belebung alles Eigenlebens in Preußen. Die Stadt erhielt ihre Selbstverwaltung; die Wünsche für die Landgemeinde und für die Verfassung blieben unvollstreckt; das Heer wurde neugeschaffen, aus dem Volke heraus, als das Organ alles künftigen Wachstums nach außen und nach innen. Der alte, nur von oben her gebietende Staat wurde umgebildet; er wurde durchtränkt und gehoben durch die Hingabe des freien Einzelnen an ihn, durch den freien und allgemeinen Dienst aller Einzelnen im Heere, der an die Stelle des nur befehlenden und niemals allgemeinen Zwanges des alten Werbe- und Bauernheeres trat, durch die freie Mitarbeit des Einzelnen in der Selbstverwaltung. Zumal, ein freier Bund vollzog sich zwischen dem Geiste des klassischen Idealismus und dem gereinigten Staate. Unverloren blieb die Wirksamkeit Steins und Scharnhorsts, Wilhelm v. Humboldts und Boyens; der tiefe Gegensatz zwischen freiem Geistesleben und staatlichem Zwange in Deutschland wurde zum ersten Male überwunden, der Staat mit Ehrfurcht vor dem Geiste und der Persönlichkeit erfüllt, der deutsche Geist, der den alten Staat und mit ihm zugleich den Staat selber abgelehnt hatte, mit Verständnis erfüllt für den Staat, mit Hingabe an diesen Staat, den er nun verbesserte und adelte. Ein sonderbar hohes Schauspiel, diese Durchdringung des alten Preußens durch den stolzen klassischen Idealismus dieser Schüler unserer großen Wissenschaft und Dichtung — denn die besten dieser Staatsmänner und Offiziere waren das alles, Stein in seiner Art, ganz Humboldt und Niebuhr, Gneisenau und Boyen und so viele aus der zweiten Reihe hinter ihnen. Hat doch der Kriegsmann Gneisenau in seinen berühmten Worten von der Poesie den besten Geist dieses ganzen Kreises zusammengefaßt, von der Poesie, die alles höchste Streben, alle vollste Hingabe, alle überpersönliche Pflichterfüllung erst beseele, erst schaffe; alles Große wurzele eben doch in Poesie. Es war kein sozialer Hergang, der diese Neuschaffung Preußens heraufführte; wohl standen die allmählich emporsteigenden Ideale des gebildeten Bürgertumes, mehr noch die des ihm sozial verwandten Beamten-

tumes dahinter, aber es war nicht der Sieg einer Klasse, sondern viel mehr einer Bildung. Es war eine sittliche Durchgeistigung und Durchleuchtung des alten Hohenzollernstaates, es war, neben diesem alten Staate mit seinem Königtume und seinem Adel und seinem Heere, die vertiefende, erwärmende Wirksamkeit neuer Ideale von Menschentum und Persönlichkeit. Dem alten Strome gesellte sich für Preußen ein neuer, volkstümlicherer, freiheitlicherer, bürgerlicherer, besonders aber geistigerer hinzu, das ganze neunzehnte Jahrhundert entlang sollten diese zwei Ströme neben- und gegeneinander wirken und das neue preußisch-deutsche Leben schaffen.

Das war die freieste und höchste Wirkung der preußischen Reform, und das blühte, seit Jahren vorbereitet durch jenen engeren Kreis, 1813 zum ersten Male in Taten breiter auf: in dieser freien Betätigung des guten Willens des preußischen Volkes, geführt von seinen Gebildeten, in dieser Anerkennung jenes freien Willens durch den Staat. In dem Volksheere von 1813, das unter der Leitung des alten königlichen Preußens stand, brachen die neuen, gestaltenden, belebenden Kräfte des neuen Ideales, der neuen Zeit siegreich hindurch: die Hingabe der freien Persönlichkeit, eine selbsttätige Hingabe aller Kräfte, in einem Heere gleichen, allgemeinen Rechtes, in dem das volle Herz des preußischen Volkes schlug. Dieses Bündnis, diese Durchdringung von Staat und Geist und Persönlichkeit haben, ihren Lehrern und Führern nachfolgend, die Jünglinge schließen wollen, denen die Stimmen Fichtes und Schleiermachers erklangen und mit denen zusammen ihre großen Meister selber sich zum Kampfe rüsteten und, wenn es sein mußte, starben. Es war kein Kampf, so sagte ich, um eine Verfassung, die man dem Könige etwa abkaufen wollte durch Blutsopfer; aber in diesen Seelen lebte und in diesen Taten betätigte sich das Ideal eines neuen, vermenschlichten, vergeistigten Staats.

Es war der Eintritt dieser neuen Gedanken in die praktisch-deutsche Wirklichkeit — noch lange nicht ihr Sieg. Schon 1813 erhob sich das Mißtrauen der alten Gewalten gegen sie, und nach 1813 folgte der schwere Rückschlag. Die neuen Kräfte waren auch selber zur vollen Tat, zur Durchsetzung im Ganzen des inneren Lebens noch nicht geschult und noch nicht stark genug. Aber auszustoßen waren diese neuen warmen freieren menschlicheren Kräfte niemals mehr; und die Sehnsucht zum mindesten der Kämpfer ging

auf den mit seinem Volke innerlich verwachsenen, auf diesen Gedanken der neuen Freiheit begründeten Staat. Und wenigstens einige stärkste und fruchtbarste Triebe sind auch weiterhin, auch in den dumpfen Zeiten nachher, nie wieder abgestorben. Es blieb das Volksheer, die Selbstverwaltung des Bürgertums, die Freiheit des Geistes, der Schule, das Ideal der klassischen Erziehung, das Bündnis zwischen Geist und Staat. Der Jubel der Hingabe, der Freiwilligkeit, des Opfersturmes von 1813 bleibt unserer Erinnerung immer das Symbol für diese frühlingshaft brausenden Kräfte eines neuen Lebens, einer Verinnerlichung und tieferen seelischen Begründung des deutschen Staats.

Und reicher noch war die andere, die zweite Richtung dieses politischen, erneuernden Geisteslebens: 1813 bleibt für die deutsche Geschichte das Jahr des Durchbruches auch für den nationalen Gedanken.

Es ist eine weltgeschichtliche Ironie: auch diesen Gedanken empfing Deutschland unmittelbar vom Gegner, von Frankreich. Die Revolution war es, die das Ideal der Nationalität erst wirklich herausgebildet und in den Mittelpunkt alles politischen Lebens gerückt hat: die Lehre von dem Staate, der seiner Nation gehört, von ihr getragen wird, sich ihr anzuschmiegen hat, von ihr seelisch ausgefüllt wird und der kraft dieser innerlichen Bereicherung unteilbar und unverletzlich wird. Frankreich hat seit 1789 die Nation und ihren Staat für souverän erklärt, sie bestimmt sich und ihn, von innen heraus. Und die Idee vollendete sich und stellte sich dar in diesem neuen Frankreich selbst, das sich seine Form gab und den Einbruch des Landesfeindes als ein Verbrechen an der Nation abwehrte; das große Jakobinertum von 1793 ward von der Unwiderstehlichkeit dieses Ideals getragen. An dieser Fackel haben sich die anderen Nationen zum Bewußtsein ihrer selbst entzündet, alle, auch die älteren, die tatsächlich bereits Nationen waren und sich so fühlten: auch für England vollzog sich der volle Durchbruch des vollen Selbstempfindens der Nation in ihrer historischen und psychischen Eigenart, in ihrem Rechte, ihrem Besonders- und Anderssein, doch erst in Edmund Burkes Betrachtungen von 1790 — freilich sofort im Gegensatze zu Frankreich. Und dann hat Frankreich schrittweise seine festländischen Nachbarn zum Nationalbewußtsein erzogen, zum andern Teil durch Lehre und Beispiel, zum größern

wieder durch den Gegensatz, durch den Zwang der Eroberung, der Niedertretung, der gewaltsamen Umgestaltung und Beherrschung, der Mißachtung ihrer eigenen Art und ihrer Selbständigkeit. Das französische Ideal galt den Franzosen in Wirklichkeit nur für Frankreich allein; sowohl die Jakobiner wie ihr Erbe Bonaparte wollten und erzwangen den ewigen Krieg. Und erst die Faust Napoleons hat Deutschland endgültig zum politischen Bewußtsein seiner Nationalität aufgerüttelt.

Das ist die alte Wahrheit: die Erweckung unseres Nationalitätsgefühls durch den Gegenschlag, durch die Notwehr gegen die französische Bedrohung alles deutschen Daseins. Sie bleibt wahr, auch wenn wir daneben die feinen Keime der neuen Nationalität auf anderen, geistigen Gebieten für sich aufsuchen. Denn die feineren Wurzeln des Nationalitätsgedankens für Deutschland sind ohne Zweifel älter, sie gehen mindestens bis auf Klopstock und Lessing, deutlicher dann auf den Sturm und Drang, auf Herder und den jungen Goethe, auf Justus Möser zurück, auf die Neuentdeckung und Neuforderung von Deutschlands geistiger Eigenart: Eigenart und Recht für die Einzelkulturnation! Und dann war es ein Hergang von tiefem Reize, wie die Romantik, wieder auf rein geistigen Wegen, diese Entdeckungen von 1770 um 1800 von neuem aufnahm und vertiefte, wie das geschichtliche Denken in ihr von neuem und erst wahrhaft und ganz erwachte, wie die romantische Lebensbetrachtung, die überall Individualität suchte und anerkannte, auch die Individualität der Völker erst ganz entdeckte und pries und ihr in der feinsten und höchsten deutschen Besonderheit und in der deutschen Vergangenheit nachging. Das war in denselben Jahren um den Jahrhundertwechsel herum, wo in der großen deutschen Kunst und Wissenschaft der deutsche Geist sich so glorreich in eigenen, unvergleichlichen, unübertrefflich wertvollen Schöpfern und Schöpfungen entfaltete, in Goethe und Schiller, in Kant und Fichte und Hegel: diese geistige Wirklichkeit einer deutschen Besonderheit und einer deutschen Weltmacht erschloß den Deutschen das Auge für den Bestand und das eigene Recht dieser geistig so großen, staatlich so nichtigen Nation, für ihr Recht auf Nationalität, auf Dauer und deshalb auch auf Staat und Macht. Die Bedeutung dieser geistigen Wurzeln ist sehr groß; mit der feinsten Hand hat unsere deutsche Forschung ihnen neuerdings wieder nachgespürt und das

geistig-allgemeine Denken der Zeit, mit seinem Drange zum Allgemeinen, zur Theorie, zum Unwirklichen, zum Universalen auch bei den ersten Predigern deutscher Nationalitätsideen überall nachgewiesen. Indessen der Haupteinschlag in der Geschichte dieses Aufwachens scheint mir doch nach wie vor gröber und realer zu bleiben: er stammte aus dem Drucke der französischen Macht, der Niederlage, des deutschen Auseinanderbruches von 1799 an, aus dem Ende dann des alten Reiches von 1803–6, aus dem Zwange und Fluche der Fremdherrschaft. Mit ungeheurer Drohung wuchs die Gefahr einer Zerpressung Deutschlands zwischen Frankreich und Rußland empor: wo blieb dann überhaupt noch ein Deutschland? Auch die Dichter und Denker fragten: wo findet unser Geist dann eine Heimat, einen Quellboden, einen Schutz? Fichte fragte, voll einseitigen heiligen Glaubens an den Geist, an die geistige Schöpferkraft gerade seines Volkes, auf dessen Höhen er selber stand: wo in der Welt ist dann noch eine Heimat für hohe, gesunde, ungebrochene Geistesart, für reine geistige Schöpferkräfte überhaupt? Auch hier beseelten die großen deutschen Denker alle staatliche Wirklichkeit durch ihr geistiges Ideal; sie brauchten eine Daseinsgewähr und deshalb einen nationalen Staat für Deutschland, die nationale Freiheit für Deutschland, damit der ewige ideale Kern der menschheitlichen reinen Gedanken der deutschen klassischen Bildung nicht zerbreche. Dem Menschen von heute klingt ihre Sprache oft erstaunlich und fremd. Fichtes Schlußfolgerung war es ja: das deutsche ist das eigentliche Menschheitsvolk, deshalb darf es nicht vergehen. Er mußte es sich erst theoretisch begründen, weshalb Deutschlands Dasein für die Menschheitszukunft unentbehrlich sei: erst dann wagte er dieser Nation das derbe Sonderrecht auf eigenes Staatsleben mit gutem Gewissen zuzusprechen. Das hat er 1807 getan, in der großen, machtvollen Sprache seiner Reden an die deutsche Nation, die uns herüberhallt wie aus ferner, ideeller Zeit, wie Glockenklang aus einer reineren, versunkenen Religion, wie eine Sprache, die nicht mehr die unsere ist. Das war 1807; am 1. April 1815, noch während der Freiheitskriege, auf der Schwelle zu Waterloo, ist Otto von Bismarck geboren worden: dem war die Nationalität lebenslang eine selbstverständliche Wirklichkeit von Instinkts wegen, er brauchte für sie keine umständliche Ableitung aus den Reichen des unbedingten Idealismus. Aber auch in Fichtes hohen abstrakten

Sätzen schlug ein Herz voll politischer Leidenschaft; auch ihm, dem Philosophen, in dem sich der verwegenste Flug des allgemeinen Denkens und die schneidendste Schärfe politischer Wirklichkeitserkenntnis so sonderbar begegneten und durchdrangen, auch ihm stand hinter dem geistigen Gedankenbau seiner Reden unendlich mehr unmittelbare Empfindung für das bedrohte Dasein seines Volkes selbst, als seine philosophische Begründung oftmals merken läßt. So hörten und begriffen ihn auch seine Hörer; und erweckt worden war er durch die politischen Erlebnisse seit 1803. Der deutsche Geist war von seinem Sonnenfluge auf die Erde gezogen worden durch die Niederlagen, die Schmach, das Elend dieser Knechtesjahre. Nun brachte er seinen stolzen Schwung aus der Höhe mit sich und beseelte er auch den nationalen Gedanken mit aller Größe ewiger Kulturideale. Aber der Umschwung wurzelte in der festen Erde des politischen Erlebens: es war doch Frankreich, doch der Zwingherr zur Einheit, Napoleon, die diesen deutschen Idealisten das neue Ideal in das Blut getrieben haben.

Und so ergriff die politische Arbeit und der politische Gedanke von ihnen Besitz, Jahr für Jahr mit vermehrter Kraft; und so stieg in diesen Jahren der Not und dann in denen der Taten und der Siege auch für diese Deutschen das neue Jahrhundert auf: das Jahrhundert der Nationalität. Ein neues Staatsideal gegenüber dem des achtzehnten Jahrhunderts — auch gegenüber dem der französischen Revolution, das dem achtzehnten Jahrhundert entstammte und dem neunzehnten den Anstoß gegeben hatte. Denn dieses neue war historisch. Es leitete die Zukunft aus der Überlieferung ab und nicht mehr bloß aus der Vernunft; die historische Individualität der alten Völker entdeckte sich selbst. Alle Rechte der Geschichte, des Glaubens, des Gefühles, der uralten Zusammenhänge lehnten sich gegen die über- und außernationale Weltgewalt Napoleons und gegen die Zuchtrute der französischen Reformen auf — in Spanien und Tirol und Rußland mit ursprünglicher Dumpfheit, in Deutschland mit mehr Bewußtsein, Feinheit, Bildung, Theorie. Aber auch hier erhob sich das Gefühl der Nation und ihres Rechtes, ihrer Besonderheit, ihres Zukunftsanspruches: Lehren, gewoben aus allgemeinen Gedanken und geschichtlichen Entdeckungen, beschienen von aller Wärme der Romantik, aber auch durchglüht von aller Not, allem Zwange, allem Hasse, aller Leidenschaft fürchterlichen poli-

tischen Druckes; Lehren, in denen die Zukunft auch Deutschlands zum ersten Male gewaltig durchbrach. Sie wurden zum elementaren Erleben in diesen Jahren der Kämpfe, sie sprühten mit unwiderstehlicher Frische und heller Größe der Seele auf in der Erhebung von 1813.

Überall auf der Erde trat in diesen Kampfeszeiten das neue Selbstgefühl der Nationen heraus. Nordamerika hat sich ja auch erst damals die nach 1774 erstrittene Selbständigkeit wirtschaftlich, aber auch geistig, im Gegensatze zumal zu England, vollendet, auch hier folgte auf die Handelskämpfe vor und nach 1800 erst jetzt der Krieg von 1812—14, als das Wahrzeichen der Allmacht dieses neuen Gefühles des neuen Jahrhunderts. Für Deutschland aber war es die große Frühlingszeit seines nationalen Empfindens, in Frühlingsstürmen und Frühlingsgluten brachen die Keime durch; die Geschichte des beginnenden Jahrhunderts sollte sie entfalten und reifen und die Früchte ernten. Noch waren sie längst nicht reif, noch konnten sie das deutsche Leben von 1813 und 1815 nicht beherrschen, nicht gestalten, aber sie waren da und wirkten in die Zukunft fort. Und das Leben unserer heutigen Welt steht auf diesem Grunde; all ihr Zusammenleben über den ganzen Erdball hin blüht doch vom Boden starker, in sich lebendiger und eigenartiger Nationen empor. Der Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hat diese wie alle Individualität als den eigentlichen Lebensträger, die eigentliche Lebensform der neuen Zeit entdeckt und gefeiert. Wir Deutsche dürfen, wenn wir zu Söhnen der neuen Welt sprechen, sie darauf hinweisen, wie auch das Leben der Vereinigten Staaten mit ihrer immer neuen Rasse zusammengehalten wird durch dieses Nationalgefühl; wie das alte Europa mit seiner Vielheit sich stoßender Nationalitäten wohl voll von Kampf ist, der manches stören und zerstören und manchen Betrachter von außen her kränken mag, wie aber doch auch seine Lebendigkeit, seine Farbigkeit, seine Fülle, seine Kultur, seine sittliche Kraft von dieser Vielheit und Gegensätzlichkeit, von dieser Persönlichkeit der Einzelnationen getragen und genährt wird. Wir dürfen sie auch darauf hinweisen, wie auch unsere deutsche Nation zu den großen Trägerinnen nicht nur von Macht, sondern von Kultur gehört, wie Macht und Kultur untrennbar sind, wie die deutsche Kultur, ohne die wir Deutsche nicht leben wollen, unhaltbar gewesen wäre und noch heute unhaltbar

bliebe, wie sie todgeweiht wäre ohne den nationalen Staat und seine feste Stütze. Und wir dürfen wohl auch das betonen: unsere nationale deutsche Kultur ist nicht nur ein starkes und schöpferisches, ein, davon sind wir aufs tiefste durchdrungen, unentbehrliches Glied der Menschheitskultur: sie ist trotz allem überdies die nächste Verwandte der angelsächsischen, der angelsächsischen hier in Amerika wie drüben in England. Auch die angelsächsische Welt, so behaupte ich auch hier, bedarf der Fortdauer dieser individuell-deutschen Welt als Kulturwelt — und zudem, das wage ich zu sagen, als Macht, als Staat. Denn auf die Dauer, so möchte ich glauben und ganz gewiß wünschen, manchem Gegensatze und manchem Bewußtsein der Gegenwart zum Trotze, auf die weltgeschichtliche Dauer sind, so vieles sie jetzt in Europa trennt, so hart ihre Ansprüche und ihre Gesinnungen und vielleicht die Notwendigkeiten ihrer Politik heute in Europa aufeinanderprallen, Germanen und Angelsachsen doch aufeinander angewiesen, auch in der Welt der Macht, im Streite der Nationen und der Rassen. Wenn man den Blick in die Weite, in die Wahrscheinlichkeiten einer vielleicht entfernteren Zukunft richtet, so stehen ihre universalen Gegner doch in einem anderen Lager und können einmal, nach allem Gegensatze dieser Zeiten, zu gemeinsamen Gegnern für sie beide werden; von oben her geschaut, gehören wir in den größten Fragen der Welt, der Macht wie der Kultur, doch zusammen.

Der Flug der Idee, von der ich zu sprechen habe, führt mich über den Ausgangspunkt dieser Rede weit hinaus. Ich kehre auf den Boden von 1813 zurück. Und das habe ich sagen wollen: dieses Jahr 1813 bleibt, trotz aller Rückschläge, die folgten, trotz aller Unmöglichkeit, schon damals abzuschließen was eben erst begann, trotz aller Mängel und aller notwendigen Tragik, wie für die innere politische Geschichte so auch und besonders für die Geschichte der deutschen Nationalität und ihrer Zukunft das Jahr des Durchbruches, des Beginns. Es hat Arbeit geleistet, unvergängliche, unentbehrliche, für diese Zukunft. —

Soll — auch diese Schlußfragen führen uns noch einmal auf den Boden der vollen Wirklichkeit der Befreiungszeit, auf die betretbare feste Erde zurück — soll damit gesagt sein, daß 1813 nur diese damals neuen Gewalten sich erhoben und gestritten haben: innere Freiheit, nationaler Gedanke, neue Bildung? Nein! Es war auch das alte

Preußen. Die preußische Erhebung, von einer ziemlich kleinen Schar hoher Patrioten in den Jahren seit 1807 seelisch und organisatorisch vorbereitet, ist nach dem Ausbruche von 1813 von Königtum, Adel, Kreisen, Heer, von allen überlieferten Gewalten des hohenzollerischen Staates geleitet und von den Massen des Bauerntumes und Stadtvolkes getragen und mit ihrer von Staat und Kirche ererbten, einfacheren und derberen Gesinnung, mit Königstreue und Frömmigkeit durchdrungen worden; an die festen Organe der staatlichen Macht, an die alten Führer der preußischen Staatskraft haben die neuen flüssigen Kräfte von Persönlichkeit und Geist und Bürgertum sich erst angeschlossen: Altes und Neues ging untrennbar zusammen. Und weiter: haben diese Kämpfer von 1813 wirklich für jene hohen, feinen, innerlichen Dinge, für die innere Freiheit und die kommende Einheit, den Degen gezogen? Ja und nein. Gewiß auch dafür, aber gewiß nicht dafür allein, nicht einmal dafür unmittelbar. Das Nächste und auch Höchste war 1813 für die Masse, für das alte Preußentum ganz gewiß, aber sicherlich auch für die Söhne der neuen Zeit und der Zukunft die ganz elementare Befreiung von fremdem Joche, diese ganz elementare Notwehr, die Bismarck später als den Kern der Bewegung empfand. Er hat in seiner ersten Landtagsrede von 1847 der damals vorherrschenden liberalen Auffassung der Freiheitskriege sein eigenes und ursprüngliches Urteil entgegengeworfen: die Volkserhebung sei nicht auf irgendwelche innere Ziele ausgegangen, sondern auf die Abschüttelung der Fremdherrschaft. Das ist unzweifelhaft wahr, das war das Allerstärkste. Es verquickt sich unlösbar mit jenen feineren Gedanken, von denen ich sprach; aber schon in sich selber ist diese Betätigung des einfachsten und wichtigsten Triebes nach Selbstbestimmung, nach Freiheit im ganz groben Sinne, nach Austreibung des Landesfeindes, etwas sehr Großes. Es ist die Seele von Ernst Moritz Arndts gewaltigem Schlachtruf:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
der wollte keine Knechte.

Auch dieses Triebhafte erkennen wir ehrfurchtsvoll an: es ist die Grundlage aller historischen staatlichen Größe, die notwendige Grundlage alles vaterländischen Gefühles überall und zu jeder Zeit — nirgends so deutlich, nirgends so unentbehrlich wirkungsvoll wie auf dem ein für alle Male rings von Gegnern umlagerten Boden dieses preußischen, dieses deutschen Staates der europäischen Mitte.

Auf ihm aber und damals einte es sich merkwürdig innig mit jener hellen Jugendlichkeit der Begeisterung, des Opfermutes, mit jener Rückhaltlosigkeit der Hingabe, die ich beschrieb. Das ergab keine dumpfe und rohe Bewegung, keine wild fanatische Glut wie in so manchen anderen Freiheitskämpfen; es bleibt ein besonderer Zauber über diesem von 1813, ein Hauch von Sonnenschein und Frühlingslicht in allem und allem. Ich wiederhole es: das deutsche Volk hat ein gutes Recht darauf, auf diese Jugendtage mit Liebe und Stolz zu sehen. Denn die Jugendzeit eines Volkes, wie des einzelnen Menschen, gehört, solange Atem in ihm ist, zum Ganzen seines Wesens und zu den immer triebfähigen, lebendigen Kräften seines Daseins überhaupt; wer sie, in reiferen Jahren, mit falscher Überlegenheit, ohne Verständnis und ohne die Ehrfurcht, die alles Lebendige heischt, lediglich zu verspotten wüßte, der verspottete und vergäße sich selbst. Und solche Jugendtage eines Volkes gehören, wie seiner eigenen, fruchtbar weiterschaffenden Überlieferung, so der Geschichte der Menschheit an, nicht nur jener Früchte wegen, die ihr Lenzhauch der Zukunft zeugte, auch ihres eigenen Schimmers, ihrer eigenen Ausstrahlung wegen. Wir tauchen ein in die Geschichte des werdenden Athens, der Perserkriege, in die Freiheitskämpfe Hollands und der amerikanischen Kolonien, in die leuchtenden Tage voll Irrtums und voller Größe, mit denen Frankreich seine Revolution begann. Die Menschheit tut gut, den Schatz an Schwung der Seele und an sittlichen Kräften, der ihr aus der Begeisterung großer historischer Zeiten quillt, in vollem Bewußtsein mit der Liebe zu pflegen, die unser Herz ihnen unwillkürlich darbringt: sie gehören wirklich zu ihrem unvergänglichen und unersetzlichen Gute. Und wenn wir Deutschen auf die erhabenen Jahre der Erhebung, deren Erinnerung wir heute feiern, mit freudigem Stolze blicken, mit einem Stolze, dem sich bei uns daheim das Gefühl einer ernsten Gegenwart vereint und der dieses Gefühl mit einem hellen Strahle von Kraft und Hoffnung durchleuchtet: so haben wir ein gutes Recht, auch die Draußenstehenden, denen unsere Gefühle nicht einfach die ihren sind, die aber Großes groß zu sehen und groß zu empfinden vermögen, zu unserer Feier einzuladen. Die Menschen und Taten, und die Gedanken und Gefühle von 1813 gehören in sich selber zu den fruchtbaren seelischen Werten, denen der größte Prediger des großen Jahres, denen Johann Gott-

lieb Fichte das feierlichste aller Lobesworte aufgeprägt hat: daß sie imstande sind, in der Kette der Geschlechter, die einander ablösen und fortsetzen, in ihrem Volke und von ihrem Volke her, lebendig weiter und immer weiter zu wirken in irdischer Ewigkeit.

* * *

1848

Im März 1898

Nach all den Gedenkfeiern der letzten Zeit bringt der März 1898 Deutschland die eigentümlichste, die es begehen könnte: die Gedenkfeier seiner Revolution. Wieweit man sie feiern wird, weiß ich nicht; die Gedanken werden sich sicherlich überall in die Tage der Frühlingsstürme unseres Staatslebens zurückwenden. Den Älteren, denen, die 1848 schon mit Bewußtsein oder gar selbsthandelnd miterlebt haben, mögen es doch wohl Gedanken einer bereits halbverhüllten Erinnerung sein. Den Jüngeren wenigstens macht die Geschichte der Revolutionsjahre den Eindruck von etwas entschieden Fremdem; sie fühlen sich in eine andere Welt versetzt, und jene überlebenden Zeitgenossen müssen doch auch, ob nun mit Freude oder mit Betrübnis, empfinden, wie weit jene Welt zurückliegt. Was sind das für Laute, die über dieses lange halbe Jahrhundert hinweg zu uns herüberschallen! Feierlich die einen, lärmend die anderen — alle von denen unserer Umgebung weit verschieden. Eine andere politische Sprache; eine andere Art, zu handeln, ja zu denken; altfränkisch das Wesen, in der Reinheit wie in der Wüstheit seiner Äußerungen. Wo ist heute das Parlament, in dem erhabene Worte laut würden, wie die von Dahlmann, von Ludwig Uhland, von Jakob Grimm? Daß wir andererseits die Rohheiten irgendwelcher vergangenen Tage in der Demagogensprache des heutigen nicht wiederfänden, wäre vielleicht eine allzu optimistische Behauptung; aber daß die Hetzreden so ganz gedankenlos, man möchte sagen: so naiv bombastisch, so naiv zügellos sein könnten, wie die Ansprachen und Aufrufe von damals, in ihrem fürstenfresserischen Hasse und ihrem selbstgewissen Demokratenstolze: das scheint uns Heutigen doch fast undenkbar. Jene Zeit berührt uns seltsam kleinstädtisch selbst in ihren größten und selbst in ihren häßlichsten Entfaltungen. Es ist eben die Hälfte eines Jahrhunderts, die uns von ihr trennt; und die Hälfte was für eines Jahrhunderts! Des wechselvollsten, rastlosesten, mächtigsten, das wir kennen; es hat uns aus der bescheidenen Enge von 1800, nach den gewaltigen Stößen seiner ersten fünfzehn Jahre, nach der starken Sammlung und den beginnenden Kämpfen des darauf folgenden Menschenalters, mit immer gewaltigerem Flügelschlage hinaus- und hinaufgetragen, unsere Welt immer rascher und rascher, immer weiter und weiter, bis in das Grenzenlose, gedehnt; seine Rätselfragen sind immer nur gewachsen, aber auch die Stärke, die es den Nationen

verlieh, die Wucht, der Reichtum, die Zahl, die Fülle der Arbeit und der Macht. Wir wissen nicht, wohin das künftige uns treiben will; nur daß es Kämpfe und Aufgaben bringen muß, wie kaum eine Vorzeit, das prophezeit man ohne viel Gefahr eines Irrtums; und daß uns der Rückblick auf die Sturmesbahn des vergangenen den Mut für die Zukunft festigen darf, das soll man sich und anderen immer wieder in die Seele rufen.

In den Zeiten seit 1848 hat auch die Auffassung des Revolutionsjahres sich mannigfach gewandelt. Die Revolution war niedergeworfen worden; die einen widmeten ihr grimmigen Parteihaß, die anderen hielten ihre Ideale dankbar und tapfer fest und mühten sich, ihre offenbaren Sünden und ihre Schwächen, die Gewalttätigkeit der Barrikadenpolitik ebensowohl wie die ideologische Einseitigkeit, an der alles gelitten hatte, zu überwinden und die Wirklichkeit maßvoll und praktisch ergreifen zu lernen. Als die Tage dann kamen, in denen diese Ideale von neuem in den Vordergrund rückten, als die großen inneren und äußeren Schlachten um die Neuordnung Deutschlands geschlagen wurden, da hat man wohl die Gemeinsamkeit der Grundbestrebungen, die 1848 und 1866 und 1870 verband, empfunden und gepriesen, aber zugleich die tiefe innere Umbildung des politischen Handelns und Denkens. Und als die Schule Bismarcks und des Realismus in Deutschland durchgedrungen war, etwa vom Ausgange der siebziger Jahre ab, ist 1848 in Mißachtung gefallen. Wie oft hat man seitdem mit dem Stolze des besseren Wissens und Könnens auf die Torheiten und Ausschreitungen der Kindheit hinunterschauen zu dürfen gemeint! Nicht ohne Berechtigung, insofern die Entwicklung ja immer in Stößen und Gegensätzen vor sich geht und eine Zeit erst dann recht sich selber gefunden zu haben pflegt, wenn sie so weit ist, ihre Vorgängerin, die letzte Generation, recht gründlich zu verwerfen und jener ihr Eignes selbstbewußt entgegenzuhalten. Diese Ungerechtigkeit gegen die letzte Generation ist leider einmal ein Zeichen, ein, wie es scheint, unerläßliches, wenn auch nicht eben anmutiges Zeichen der Lebendigkeit und des Vorwärtsgehens. Allein auch solche Ungerechtigkeit hat ihre Zeit; der Historiker ist ohnehin im Grunde niemals berechtigt, sich ihr hinzugeben; und heutzutage darf man vielleicht bereits die Beobachtung machen, daß auch jenseits der engen Kreise der historisch Denkenden die Reaktion gegen jene Urteilsweise sich wieder

anmeldet. Mindestens haben wir es nicht mehr nötig, 1848 einseitig zu befehden. Wenige werden sein, die das Sturmjahr noch überschätzen und seine Unarten auf die Gegenwart zu übertragen denken. Und es dürfte sich für uns ziemen, diese Vergangenheit nicht mehr als einen Teil der Gegenwart zu behandeln, dessen Tugenden oder Fehler wir eben heraussuchen, um sie für uns selber noch nutzbar oder um sie unschädlich zu machen: sondern als Vergangenheit. Als solche gehört sie nun, nachdem wir so vielfach anders geworden sind, doch bereits zum dauernden Eigentum unseres Volkes, zu seiner Geschichte, die ein Stück seines Wesens ist und schon deshalb Ehrfurcht von uns verlangt. Wir müssen aus der Parteilichkeit, aus Anklage und Verteidigung herauskommen. Leicht freilich ist das nicht: weil uns die Gewohnheit tagespolitischer Behandlung gern immer wieder in die historische Betrachtung einfließen möchte; leicht auch deshalb nicht, weil unser Wissen von 1848 unendlich geringer ist, als wir uns einzubilden pflegen. Wer aus den Schlagworten des überkommenen Urteils zur gerechten Würdigung vorzudringen strebt, der merkt auf Schritt und Tritt, daß die Tatsachen in ihrer feineren Besonderheit und ihrem wahren Zusammenhange doch noch ziemlich unbekannt sind; den drängt es überall, selbst tiefer zu graben, an die Stelle der Überlieferung, nach Kenntnis und Verständnis, eine eigene, erweiterte und gesichtete Anschauung zu setzen. Noch hat die deutsche Revolution ihren Historiker nicht gefunden. Heinrich von Sybel hat in seiner „Begründung des Reiches" wesentlich nur die Einheitsbewegung von 1848 in glänzender, klarer, ganz politisch gewendeter Darstellung, die natürlich in Stoff und Urteil nicht ohne Einseitigkeit sein konnte, überschaut. Bei weitem vielseitiger in der Erfassung des deutschen Daseins, seiner verschiedenartigen Schauplätze, seiner besonderen Richtungen und Betätigungen, bei weitem mächtiger in der künstlerischen Zusammenfassung all dieses auseinander strebenden Lebens, in der Größe der Zeichnung und der beseelenden Kraft und Glut der Farbe würde das Bild geworden sein, das Heinrich von Treitschke im sechsten Bande seiner Deutschen Geschichte zu malen vorhatte; er würde, natürlich in schroff persönlicher Beleuchtung, etwas Ganzes geschaffen haben, bedeutungsvoller und wuchtiger, als es wohl irgendein anderer vermögen wird. Aber ihn hat der Tod hinweggerissen, ehe er eine Linie seines Gemäldes gezogen

hatte. Und wenn heute jemand an die verwaiſte Aufgabe ginge, ſo würde er ihre Fragen erſt alle von neuem ſtellen und ihre ungeheueren Stoffmaſſen erſt alle ganz von friſchem bewältigen müſſen: alle ſeine Wege hätte er ſich erſt zu ſuchen; ſie würden mannigfach anders laufen, als die der verſtorbenen Meiſter.

Dieſer Aufſatz will an die Tatſachen, ſo wie wir ſie heute kennen, einige Fragen, Betrachtungen, Schilderungen anknüpfen, auf die Probleme anſpruchslos hinweiſen, die ſich dem Revolutionsjahre darboten und die es uns darbietet, auf die Eigenart und den wichtigſten Inhalt ſeines Lebens. Und vielleicht ergibt ſich aus ſolcher Betrachtung, die unbefangen nur das Hiſtoriſche ſucht, daß doch am Ende ein guter Teil dieſes Lebensinhaltes, wenngleich in veränderten Formen, auch jetzt noch oder auch jetzt wieder zum Inhalt unſeres, des gegenwärtigen Lebens gehört. Wenn wir das feſtſtellen, ſo holen wir darum noch keine Waffen für die Gegenwart aus der Geſchichte und brauchen auch die Geſchichte ihresteils nicht aus den Schlagworten der Gegenwart zu meiſtern: aber die beiden Zeiten, ſo vielfältig von einander verſchieden, zeigen doch, indem ſo manches nach 1848 zunächſt länger zurückgedrängte Problem uns wieder näher getreten iſt, Gemeinſamkeiten, die das Verſtändnis aller beider erhellen und den innerlichen Anteil des Zuſchauenden beleben.

1.

Am 24. Februar 1848 erhob ſich Paris gegen den Thron Ludwig Philipps; das war die Eröffnung eines Jahres voll raſtloſer, Europa in beinahe allen ſeinen Ländern ergreifender und tief erſchütternder Bewegungen. Deutſchland haben ſie am ſtärkſten gepackt, für Deutſchland haben ſie das meiſte bedeutet. *Woher ſtammten ſie?*

Sie weiſen alle zurück auf jene erſte große Revolution, in welcher Frankreich ſich umgebildet und für eine lange Zukunft die Gedanken einer neuen Zeit gewaltig ausgeprägt hatte, die Gedanken nationaler Selbſtbeſtimmung, rechtlicher Gleichheit, innerer und äußerer Freiheit. Im Namen dieſer Gedanken und kraft ſeiner eigenen entfeſſelten Volksenergie hatte Frankreich das Daſein aller Nachbarvölker ringsum durchgeſchüttelt, allen die Spuren

seiner zertrümmernden und beherrschenden Wirksamkeit eingedrückt. Die Völker hatten sich schließlich gegen den Druck der Fremdgewalt erhoben; sie hatten der gleichmachenden Revolution und dem universalen Kaisertume, dem Recht der aufgeklärten französischen Idee, die für alle Eine Formel hatte, das Recht ihrer eigenen Volksart, das historische Recht der nationalen Besonderheit entgegengestellt: und diese beiden Strömungen, die revolutionäre des achtzehnten und die historische des neunzehnten Jahrhunderts, haben sich von da ab immer gegenseitig befehdet und durchdrungen, abgestoßen und zuletzt versöhnt — das Staatsleben der Folgezeit haben sie gemeinsam geleitet. Alle die Ideale von nationaler Einheit, Eigenart und Freiheit sind ihr gemeinsames Ergebnis. Auch Deutschland hat dies, in unablässigem Wechsel seiner Geschicke, in immer neuem Ringen erfahren.

Es hat zuerst, nachdem es eben das Joch Napoleons zerbrochen hatte, in unbestimmtem Drange die Einheit zu pflücken geträumt, die man im leidenschaftlichen Gegensatze zu Frankreich besitzen wollte und deren erstes Vorbild doch gerade die französische Nationaleinheit gewesen ist. Aber weder die Verhältnisse selber, noch die bewußten Bestrebungen der Menschen waren nach 1815 irgend reif; noch auf lange hinaus blieb das deutsche Leben an den Einzelstaat gebunden. In getrennten und verschiedenen Geleisen liefen anderthalb Jahrzehnte lang die norddeutschen und die süddeutschen Staaten dahin. Im Norden vor allem Preußen, nach außen hin wenig bewegt, ohne sichtbares öffentliches Leben, von seinem Königtume und seinem Beamtentume weise und verdienstvoll geleitet, durch diese seine alten Herrschergewalten wirtschaftlich emporgeführt, zu staatlicher Einheit zusammengeschlossen: eine Zeit unscheinbaren, aber reichen Gedeihens, und zugleich der vollen, oftmals engen Bevormundung, der Niederhaltung aller politisch selbständigen Kräfte. Im Süden die mittleren und kleineren Staaten, keiner von so innerlich schöpferischer Arbeit erfüllt, wie dieses stille norddeutsche Königreich, aber alle im lebhafteren Flusse der ersten Verfassungsbildungen, mit ihren Landtagen, den Pflanzstätten beginnender Selbstregierung, konstitutioneller Erfahrungen: auch diese aber eng begrenzt durch den Umfang der Staatsgebiete und durch den Umkreis der ihnen gewährten Freiheit. Über allem staatlichen Dasein, hier wie dort, der Druck der Restauration; der Deutsche

Bund, der alle umschloß, ein Hohn auf die Einheitsträume von 1815; diese Träume geächtet, jede freiere Regung verboten und verfolgt. Schon hat die Enttäuschung den in Frankreich von neuem geräuschvoll emporsteigenden politischen Gedanken der ersten Revolution, dem oppositionellen, formalistischen Liberalismus der zwanziger Jahre den Zugang nach Deutschland eröffnet. Da gibt die Julirevolution von 1830 für einen Augenblick den liberalen Bestrebungen in Deutschland Luft; neue Verfassungen werden gewährt, und alsbald tritt auch die Sehnsucht nach der Einheit, merkwürdig geklärt und verstärkt, wieder aus dem Dunkel an das Licht. Allein der Rückschlag erfolgt alsbald. Wieder erzeugt die erneuerte Reaktion, und diesmal ungleich wirksamer als in den zwanziger Jahren, in der enttäuschten Nation radikal-liberale Gedanken. Und auch wo dieser nunmehr erst recht französisch gefärbte Radikalismus keinen Anklang findet, da erwacht, im Zusammentreffen geistiger Anregungen und einzelner grober, staatlicher Rechtsbrüche, überall, im Norden wie erst im Süden, das Gefühl des Mißbehagens, des Bedürfnisses, der Sehnsucht nach besseren, freieren, einheitlicheren Lebensformen für die Nation: aller Orten regt sich und wächst das politische Interesse.

Dieser *Liberalismus* empfand sich selber als eine vorwiegend geistig-politische Bewegung, als die Summe neuer Erkenntnisse und Bestrebungen, die den alten absolutistisch-ständischen Staat zu verdrängen berechtigt sei, als die neue Weltanschauung, in der sich die Freiheit gegen brutalen Zwang erhebe; er war von der Selbstverständlichkeit seines Rechtes durchdrungen. Wer aber waren seine Träger? Er selbst hielt sich wohl für eine allgemeine, absolute Macht, der alles anhinge, was nicht durch Selbstsucht oder Blindheit an die Sonderinteressen der alten Gewalthaber, Monarchen, Aristokraten, Beamten, gefesselt sei: er war überzeugt, das allgemeine Interesse zu vertreten und setzte sich selber der Gesamtheit gleich. Und sicher ist, daß er keineswegs auf einen besonderen Stand beschränkt war; seine Gedanken wurzelten zum guten Teile in der allgemeinen geistigen Überlieferung der großen Revolution und der Aufklärung. Aber freilich hatten auch Aufklärung und Revolution, trotz ihrer ganz allgemeinen Ansprüche, im Bürgertum ihren eigentlichen Halt gehabt, und *das Bürgertum* war auch in Deutschland der wahre Träger der liberalen Forderung: soweit man soziale Mächte und

allgemeine Doktrinen und Bestrebungen nur überhaupt gleich setzen darf, ist der Liberalismus die Doktrin des Bürgertums. Dieses war in Deutschland wie überall in der europäischen Welt im Aufsteigen, als Träger der neuen Bildung wie der neuen Wirtschaft, und alles, was diese beiden hob, kam ihm zugute. Jetzt erst, in den langen Jahren des Friedens, konnte sich die neue große Industrie in Deutschland ruhiger entfalten; im Süden, im Westen Deutschlands, in Sachsen wuchsen die Fabriken, der Handel, die Städte stärker heran, im Osten traten Berlin, Breslau, Königsberg hervor. Aber erst der Zollverein (1834) gab dieser Entwicklung den rechten Halt und einen mächtig weiterführenden Anstoß. Er erst schloß die wirtschaftlichen Kräfte über Deutschland hin zusammen, schuf ein nationales Wirtschaftsgebiet mit landschaftlicher Arbeitsteilung, sicherem Austausche, weitem Absatze; Handel und Gewerbe traten erst durch ihn auf die nationale Stufe hinauf. Wie dieser Zusammenschluß deutscher Einzelstaaten durch Preußen den nationalen Staat praktisch, politisch vorbereitete, so entsprang er seinerseits aus dem Bedürfnisse des Wirtschaftslebens nach nationaler Ausdehnung, und so kettete er die wirtschaftlichen Interessen unlöslich an die Einheit, an die Nation, und hob er diejenigen sozialen Gewalten, die ohnehin, auch aus idealen Antrieben die Einheit erstrebten, in ihrer wirtschaftlich-sozialen Bedeutung ganz ungemein: eben die bürgerlichen Kräfte. Erst der Zollverein entwickelte nun das Gewerbe wirklich in größerem Stile; und ihm, der Schöpfung der ersten dreißiger Jahre, fügte sich alsbald, noch vor deren Ende, in der Eisenbahn das zweite wirksame Glied dieser Kette bürgerlichen Gedeihens und nationaler Verbindung an. Seitdem blühte der Mittelstand in sichtbarer Schnelligkeit voller und voller auf; seitdem setzte sich unter ihm, in seinen Fabriken, seinen Städten, ein neuer vierter Stand, unablässig zunehmend, an, und die Entwicklung beider geht von da ab parallel. Noch lange aber überwog und führte ganz und gar das Bürgertum. Und untrennbar bleibt von dessen materiellen Fortschritten der Fortschritt des Liberalismus. Wie das Selbstbewußtsein des Bürgertums, bei den greifbaren wirtschaftlichen Erfolgen seiner oberen Kreise, bei dem noch anhaltenden Wachstume des Gesamtstandes an Gewicht und an Besitz, sich mehrt, so verstärkt sich auch sein politisches Bewußtsein. Wie er am eignen Leibe die Unfähigkeit des alten Staates empfindet, den neuen großen

Verhältnissen von Verkehr und Produktion Genüge zu tun, die Schwerfälligkeit des alten Beamtentums gegenüber dieser erweiterten Welt, die Hemmnisse der alten wirtschaftlichen Gesetzgebung an so vielen Stellen; wie er das Bedürfnis spürt, seine neuen Interessen auch selbständig im Staate, durch eigne politische Macht, wirklich vertreten zu können; wie er sein Gedeihen dergestalt immer sichtbarer mit den öffentlichen Einrichtungen verknüpft sieht — so wächst auch in ihm der aktivliberale Zug, die geistig-politische Überzeugung von der Unhaltbarkeit der bestehenden Willkür im Verfassungsleben und der ererbten Schwäche der Gesamtnation. Geistige und materielle Bewegungen befruchten und steigern einander, die Bildung erhöht die Leistungsfähigkeit wie die Ansprüche des Bürgertums, und die großen Leistungen materieller Art verleihen der bisher wesentlich formalistischen Bildung allmählich einen langsam, aber stetig zunehmenden Drang auf das Reale. Realismus wird in den vierziger Jahren zum Losungsworte der Dichtung, und auch die politische Gesinnung fängt an, aus der französischen Allgemeinheit und Zügellosigkeit zu realerer, maßvollerer Art emporzustreben; man sucht, zu England in die politische Schule zu gehen. Politik aber wird in diesen Jahren zur Leidenschaft der Deutschen. Sie durchdringt die schöne Literatur; sie entzündet, im Gegensatze zu französischen Drohungen (1840), einen heißen nationalen Patriotismus, und dieser findet bald in Schleswig-Holsteins Widerstande gegen Dänemark (1846) eine neue und starke Nahrung; nationale und liberale Wünsche und Forderungen hallen durch alle Lebenskreise, alle Teile des deutschen Landes. Denn auch den Norden erobern sie jetzt erst ganz, seit mit Friedrich Wilhelm III. für Preußen die alte Zeit in das Grab gesunken ist und sein hochbegabter, unberechenbarer Sohn in unablässigem Wechsel von Anziehung und Zurückstoßung, von Hoffnung und Enttäuschung die weiten Massen der preußischen Bevölkerung in Fluß gebracht hat. Friedrich Wilhelm IV. und der Geist der unruhigen Tage wirken zusammen. Da schien, von 1840 bis an 1848 heran, alles Alte sich umbilden, wenigstens sicherlich sich auflösen zu wollen. Die allgemeinen Verfassungsfragen, die kirchlichen Fragen — Deutschkatholizismus auf der Seite der einen, freie Gemeinden auf der der anderen Konfession —, wirtschaftliche Gegensätze von Freihandel und Schutzzoll, von Fabrikanten-, Handwerker- und Arbeitertum,

wirtschaftliche Notstände wie das Elend der schlesischen Weber, Jahre von Mißwachs und Hunger; dann alle die einzelnen Maßregeln des Königs, sein Experimentieren mit der Presse, mit den Provinziallandtagen, mit Landtagsausschüssen, mit einem Gesamtlandtage zuletzt: eine dieser Erregungen drängt die andere, die alte Schweigsamkeit ist wirrer, nervöser Hast, das alte ruheselige Vertrauen einer bitteren, gereizten Kritik gewichen. Zuletzt faßt 1847 jener große preußische Landtag, der „Vereinigte Landtag", alle Gegensätze und Forderungen in sich zusammen: eine erste imposante Darstellung aller politischen Kräfte des preußischen Landes und auch seines Bürgertums. Aber aus dem lähmenden Widerspruche gegen die Halbheiten und den ständisch-patriarchalischen Eigenwillen des Herrschers kommt auch dieser Landtag nicht heraus, die neue Zeit wirft in ihm der alten die Kriegserklärung entgegen — zu schaffen vermag man in diesem Wirrsal noch nichts. Überall aber in Deutschland ist der Boden heiß geworden, so wie hier. In Baiern hat König Ludwig I., auch er, wie Friedrich Wilhelm IV., ein Mann unberechenbarer persönlicher Neigungen, einer der Erreger für die fiebernde Zeit, nach zehnjähriger dumpfer Parteiherrschaft 1847 sein klerikales Ministerium gestürzt, zugleich aber sich selber durch den Skandal seines Verhältnisses zu Lola Montez um die Achtung seiner Untertanen gebracht. Das entrüstete München steht vor dem Ausbruche öffentlicher Wirren, die nicht eigentlich politisch im grundsätzlichen Sinne sind, aber doch, in der Gewitterluft dieser Tage, weite politische Folgen nach sich ziehen können und beinahe müssen. In Baden, wo von jeher der Einfluß der französischen Ideen besonders stark gewesen war, muß in diesen selben Jahren die Reaktion einem liberalen Ministerium weichen, und gegen dieses läuft ein immer extremerer Radikalismus, der bis zu unbedingt republikanischen Gesinnungen fortschreitet, Sturm. In Würtemberg, beiden Hessen, in Sachsen drängt es zur Krisis; überall herrschen die alten Gewalten noch, fast überall im Sinne der Reaktion von 1834, überall umrauscht und bedroht sie eine steigende Flut der Opposition, und das Selbstvertrauen der Regierenden sinkt. Es ist allzu deutlich, daß das alte System in sich erschöpft ist. Die wirtschaftliche Entwicklung entzieht sich ihm, fühlt sich beengt und geschädigt; die geistig Lebendigen sind fast alle in das liberale Lager hinübergegangen; die Blüte der Nation hat sich von dem Be-

stehenden losgesagt. Immer stolzer schwillt das nationale Verlangen empor; da es noch keine einheitlichen öffentlichen Organe besitzt, so schafft es sich solche in den freien Versammlungen der Gelehrten, in den freien Tagungen der Abgeordneten von gemeinsamer Parteistellung. Die Germanisten — die historischen, philologischen und juristischen Erforscher deutscher Vergangenheit und deutschen Wesens — stellen zu Frankfurt und zu Lübeck 1846 und 1847 bereits das Programm von Einheit und Freiheit in großen idealen Formen, mit ungeheurem Eindrucke auf: der Drang der Wissenschaft und der der öffentlichen Meinung klingen jubelnd zusammen. Die Parteitage (1847) arbeiten bereits die möglichen Fassungen der künftigen Reformen durch: hier liberal, konstitutionell, monarchisch, dort demokratisch, republikanisch; daneben werden die kommunistischen Lehren laut und sammelt sich im Süden, im Westen die ultramontane Partei. Der Absolutismus hat sein großes Werk längst getan und ist gerichtet; der Deutsche Bund, der nie etwas gewesen ist, soll endlich einem deutschen Staate weichen. Selbst die den Bund erhalten wollen, denken an seine Reform: er soll einheitlicher, lebensvoller, freier werden. Die Entschlossenen aber wollen ihn sprengen: er ist nur ein Bund der Fürsten; an seine Stelle trete, ganz einheitlich und ganz volkstümlich in seiner Ordnung, das Deutsche Reich. Der Bau des greisen Gründers und Hüters der alten Formen, des Fürsten Metternich, kracht in allen Fugen. In der Welt geht das System der Reaktion in Scherben. Wohl schließt sich in Frankreich Ludwig Philipp, einst selbst von der Revolution emporgehoben, jetzt längst konservativ geworden, diesem Wiener Systeme an, aber sein Thron ist im Wanken. Im Winter 1847 erringt, im Schweizer Sonderbundskriege, die europäische Bewegungspartei unter England über die des Beharrens, über Metternich, einen glänzenden Sieg. Und schon bebt der Boden in Italien, in Ungarn; in England droht die sozialdemokratische Revolution der Chartisten, sieht sich das Bürgertum, das dort bereits in die Herrschaft eingetreten ist, von dem nachwachsenden Proletariate hart bedrängt. Vollends in Frankreich ist das Bürgertum seit 1830 allmächtig; sein Geldadel hat den französischen Staat ganz an sich gebracht, ihn ausgebeutet und entnervt: auch hier regt sich, im unklaren Bunde mit den revolutionären Überlieferungen der politisch Radikalen, der Groll der vernachlässigten

Arbeiter; und hier nun bricht in jenem Februar 1848 diese doppelte Bewegung unwiderstehlich los. Die Revolution rauscht daher.

Aus unendlich vielen Quellen war sie zusammengeflossen. Der Westen Europas war weiter voran als seine Mitte; dort handelte es sich der Hauptsache nach bereits um eine soziale Revolution des vierten Standes gegen das Bürgertum. In Deutschland wogt alles durcheinander: bürgerliche Forderungen und die der anderen sozialen Schichten in Stadt und Land; man will Reformen der Wirtschaft, des Rechts, Freiheit, Einheit, Verfassung der Staaten und der Nation. Suchen wir, in dieser alles umfassenden Bewegung die einzelnen Richtungen, die einzelnen Kräfte zu sondern und nach ihrer Stärke und ihren Erfolgen abzumessen.

2.

Erstaunlich rasch hat sich Pariser Anstoß auf alle deutschen Gebiete übertragen; einen wahren Triumphzug trat die „Märzrevolution" durch Deutschland an. Er ist ihr beinah überall leicht gemacht worden. Freilich so, daß das Volk nur seine Wünsche hätte auszusprechen brauchen, war es denn doch nicht: bis an die Schwelle der unmittelbaren Gewalt kam man an den meisten Stellen, und an den wichtigsten ging es nicht ohne ernstliches Blutvergießen ab. Das aber ist wahr: so gleichmäßig vollzog sich schließlich überall der Sturz der alten Regierungen, daß man fast den Eindruck eines Naturprozesses gewinnt. Die Einrichtungen und die Gesinnungen, das zeigt sich in allem, waren in einem seltenen Maße für die plötzliche Umwälzung reif.

Nur aufzählen darf ich an dieser Stelle die Ereignisse. Fast überall knüpfen sie sich unmittelbar an die Pariser Hergänge an. Die Unruhe ergreift das Volk, sammelt sich in den größeren Städten, der Regel nach in den Hauptstädten, führt zu Massenversammlungen, zu Petitionen, zu Drohungen; wo die Liberalen bereits in der Macht sind, dringt zugleich eine völlig jakobinische Strömung gegen sie hervor; in mehr als einer Landschaft regt sich das Bauerntum mit bedrohlicher Gewaltsamkeit gegen die Schlösser. Im Königreich Sachsen, wo Leipzig den Reigen führt, in Kurhessen, dem Schmerzenslande der deutschen konstitutionellen Entwicklung unseres Jahrhunderts, wo Hanau der Sitz des Widerstandes wird,

rüsten sich die Regierungen zu bewaffneter Gegenwehr. Aber zuletzt ist überall das Ergebnis das gleiche. An vielen Orten bereits in der ersten Woche des März, an den meisten wenigstens innerhalb der ersten Monatshälfte werden die Kabinette erneuert: die Märzminister treten in das Amt. So geschah es, mit mancherlei Abweichungen im einzelnen, in den drei süddeutschen Mittelstaaten, den beiden Hessen, den mittel- und norddeutschen Staaten; in Baiern dankte König Ludwig, persönlich tief erbittert, ab; Hannover folgte dem allgemeinen Drucke etwas später als die übrigen Länder, aber es folgte doch auch. In Wien brach Metternichs Macht überraschend schnell vor dem Ansturme der Volksmassen und vor der stillen Gegnerschaft der kaiserlichen Familie zusammen: am 13. März trat der alte Staatskanzler, der Mitteleuropa so lange überherrscht hatte, würdevoll, aber kampflos zurück. Und dann erhob sich die Revolution — ich habe davon später noch einmal genauer zu handeln — gegen den stärksten Halt der konservativen Gewalten, das preußische Königtum; am 18. und 19. März kämpfte man in Berlin, und die Krone demütigte sich vor den Barrikaden. Friedrich Wilhelm IV. warf ganz herum: mit seinen neuen Ministern wollte er sich an die Spitze des neuen Deutschlands stellen.

Aber die deutsche Bewegung ging in andere Bahnen. Die Versuche der alten Kabinette um die Weiterbildung des alten Bundes sanken mit dem Ausbruche der Revolution ganz von selber in sich zusammen. Auch der Anlauf der neuen westdeutschen Regierungen, durch Verhandlungen mit den Einzelstaaten die Neugestaltung des Gesamtvaterlandes herbeizuführen, scheiterte an der inneren Niederlage der preußischen Krone. Das Angebot des Königs, jetzt seinerseits dieses Deutschland zu leiten, in dem er sein Preußen „aufgehen" lassen wollte, traf auf den Hohn der Demokratie, den Widerstand der Macht und hatte selber jetzt keine Macht hinter sich. Vielmehr jene freien Parteiversammlungen von 1847 fanden jetzt stärkere Nachfolgerinnen, und diese Versammlungen waren es, welche im Namen der Volkssouveränität, die sie zu verkörpern behaupteten, die nationale Frage in ihre Hände nahmen. Zu Heidelberg tagte, vom 5. März ab, die erste; von ihr ging das große Vorparlament zu Frankfurt aus (31. März bis 4. April); von diesem, dem sich der erlöschende Bundestag dabei klug anfügte, die Berufung der eigent-

lichen Nationalversammlung. Und diese trat, auf Grund des allgemeinen Stimmrechts in allen deutschen Ländern gewählt, von den Regierungen tatsächlich anerkannt, aber mit dem Anspruch auf die alleinige, selbständige Vollmacht zur Ordnung der deutschen Gesamtverfassung, am 18. Mai 1848 in der Frankfurter Paulskirche zusammen: das höchste und größte aller Parlamente, die Deutschland bis heute geschaut hat. Schon waren an einzelnen Stellen demokratische und nationale Gegner der neuen suveränen Versammlung losgebrochen: in Baden war Heckers republikanischer Putsch niedergeworfen, in Posen mußten sich die Deutschen gegen die überwuchernde Gewalt der Nationalpolen verteidigen. Aber diese Wolken zogen vorüber; das Parlament konnte, inmitten der gespannten Erwartungen der Nation, sein Werk beginnen: ohne einen offenen Widersacher, der noch aufrecht dagestanden hätte, in einer Hoffnung und einem Vertrauen sondergleichen, umwogt von dem Jubel frischer und frühlingshafter Begeisterung. Es ging daran, im Sinne seines hellen Idealismus Deutschland die neue Form zu geben, wie sie dem neuen Geiste, der das Parlament geschaffen hatte und trug, entspräche.

Das waren die Ereignisse: sie erreichten von diesem 18. Mai ab ihre Höhe; sie strebten nun auf politischen, parlamentarischen Wegen zu politischen Zielen der Einheit und der Verfassung hin. Aber waren die Elemente, die bis dahin hervorgetreten waren, alle wirklich vornehmlich politisch gerichtet?

Das ist zweifellos: die vorherrschende Farbe gaben der Bewegung von Anfang an und überall das Bürgertum und jene, seine Ideale. Selbst in Baden, wo der Volksführer Hecker sich einmal einen Sozialdemokraten nannte, war in diesen Führern, den Struve, Fickler, Brentano, kein sozialistischer Zug. Es waren Anhänger der Volkssuveränität, der Republik, der Demokratie, aber nicht des Kommunismus. Und hier, wie überall, waren durch die tobenden Volksmassen zunächst lediglich die alten, liberalen Vorkämpfer in die Ministersessel gehoben worden, durchaus Mitglieder und Anhänger des Bürgertums.

Dennoch haben die tieferen Schichten in Stadt und Land, obwohl ihr Druck derart dem Bürgertume vornehmlich zugute kam, zugleich etwas Besonderes für sich erstrebt. Vor allem für das Landvolk führte die Revolution eine Bewegung zu Ende, die im

achtzehnten Jahrhundert begonnen hatte, fast in allen deutschen Territorien bereits Gesetze hervorgetrieben, Besserungen durchgesetzt hatte, fast überall aber wieder in das Stocken geraten war: jene Bewegung, die sich auf die Befreiung des Bodens und seiner Bewohner von allen Arten persönlicher und dinglicher Gebundenheit und Belastung richtete. Überall war da die Lage verschieden; noch aber bestand eine bunte Fülle von Lasten; auch in Preußen war man ja seit einem Menschenalter, seit sich der Staat dem Adel stärker zur Verfügung gestellt hatte, der Regulierungs- und Ablösungsarbeit untreu geworden. Der Bauer hatte noch mancherlei zu leisten und zu klagen; ganz abgesehen von dem besitzlosen Landarbeiter, dem Opfer und Stiefkind der agrarischen Reform. Diesem ist auch weiterhin nicht geholfen worden; die Reform selber aber ist durch den Stoß von 1848 wieder in Fluß gebracht worden. Gleich anfangs erhoben sich in Baden und Würtemberg die Bauern gegen die Herren, warfen deren Bücher ins Feuer, beseitigten die gehaßten Rechte mit Gewalt. In Sachsen steckten sie dem Fürsten von Schönburg sein Schloß zu Waldenburg in Brand. In Preußen gärte es mannigfach; in den österreichischen Ländern gar wurde das Bauerntum zu einem wesentlich mithandelnden Faktor der Revolution. Im ganzen wissen wir, wie es scheint, von dieser agrarischen Seite der Ereignisse noch viel zu wenig; wir kennen die Wirkungen der Revolution in dieser Hinsicht besser als ihre Erscheinungen. Denn das ist einer der durchgehenden Züge der Gesetzgebung, die 1848 und in den folgenden Jahren in den verschiedenen Staaten Deutschlands zustande kam: überall wendet sie sich der Reform der ländlichen Verhältnisse gleichmäßig und entschieden zu; und so stark wirkte der Druck nach, daß es in Preußen gerade der Reaktionsminister Manteuffel gewesen ist, der (1849—1850) den Abschluß des alten Reformwerkes energisch in seine Hand nahm. Allen Staaten gemeinsam war die Aufhebung des Jagdrechtes auf fremdem Grundstücke, jenes Privilegs, das so viel Schaden und Zorn angerichtet hatte, und dem auch das Frankfurter Parlament selber in seinen „Grundrechten" ein Ende machte. Im übrigen ist jene Gesetzgebung so vielförmig, wie die lokalen Verhältnisse es waren; aber so gut wie nirgend fehlt sie; die größte Rolle spielte sie im Wiener Reichstage. Überall geht sie auf die Herstellung des Volleigentums, auf freie Bewegung des Menschen und des Bodens, auf Ablösung oder Aufhebung von

Diensten und Lasten aus: alles im Sinne der liberalen Epoche, dem schon die Arbeit Schöns und Hardenbergs entsprungen war; Befreiung von Banden, aber auch Freiheit der Verfügung — der Einzelne wird auf sich selber gestellt; wenn er dann künftighin seinen Besitz verkauft, das Bauernland im Herrenlande aufgehen läßt, so hindert ihn der Staat auch daran nicht mehr. Die liberale Revolution blieb hier ganz in den Bahnen ihres eigensten Prinzips. Und auch darin blieb sie ihrem allgemeinen Wesen getreu, daß sie hier, auf dem Lande, dem kleineren Besitzer wohl gegen den Edelmann zu Hilfe kam, aber den Landarbeiter seinem Schicksale überließ.

Auch auf dem Lande mögen übrigens mehr oder minder kommunistische Wünsche laut geworden sein; sie haben nichts erreicht und sich nie eigentlich bedeutsam betätigt. Das eigentliche Gebiet des Kommunismus war die Arbeiterschaft der Städte: und da ist er keineswegs ganz unbedeutend gewesen.

Diese Arbeiterschaft wird in einer künftigen Geschichte der Revolution von 1848 vermutlich eine größere Berücksichtigung finden, als in den früheren. Der Blick hat sich uns, durch unsere eigenen Erlebnisse, für diese Dinge geschärft. Freilich hinter der Wirksamkeit des Proletariats in den Pariser Vorgängen desselben Jahres steht die selbst des Berlinischen unendlich weit zurück. Daß die Arbeiter wesentlich mitgeholfen haben, die Barrikadenkämpfe zu führen, ist allgemein anerkannt; seitdem aber haben sie es niemals vermocht, sich irgendwo im Vordergrunde zu erhalten, sie waren dazu noch nicht stark und nicht geschlossen genug. Sie mußten sich im großen und ganzen den bürgerlichen Aktionsgruppen angliedern, wenn sie überhaupt wirken wollten; und in der Tat gehen die Arbeiterführer, selbst die bewußt sozialistischen, zuletzt mit in den Strom der bürgerlich-demokratischen, politischen Revolution ein und in ihm so ziemlich unter. Indessen haben die Arbeiter doch, wo sie es vermochten, sich selbst, unter der Fahne ihres besonderen Programms, zur Geltung zu bringen versucht, und an Bemühungen, eine Standesorganisation von eigener Kraft zu schaffen, fehlte es nicht. Die Berliner Revolutionschronik gibt so mancherlei charakteristische Berichte über die Versammlungen, die Reden, die Flugschriften der Arbeiter, in denen die stärksten Forderungen offen ausgesprochen werden; Berlin fühlte sich von den Arbeitermassen bedroht, suchte sie zu begütigen und im Zaume zu halten: die bürger-

liche Bürgerwehr hat zuletzt doch mit ihnen in offenen Kampf treten müssen. Und von Berlin aus strebte der Schriftsetzer Born seine Standesgenossen einheitlich zusammenzufassen, nicht ohne Fühlung mit dem unzufriedenen Kleinbürgertume, aber zuletzt doch mit ganz proletarischen Sonderzielen. Ein Arbeiterkongreß tagte, nach mancherlei Vorversammlungen, im August in der Hauptstadt, ein Zentralkomitee wurde dann in Leipzig errichtet, eine Zeitung geschaffen, deren Programm sozialistisch und revolutionär war, Massenversammlungen, engere landschaftliche Kongresse wurden veranstaltet, die Süddeutschen, die Nordwestdeutschen allmählich an den Bund herangezogen, bis ihn (seit 1850) die Reaktion zersprengt hat. Und noch weit schärfer, mit bitterster Leidenschaft, haben von Köln aus Marx und Engels in ihrer Neuen Rheinischen Zeitung den Kommunismus gepredigt und ihn zu organisieren gestrebt; sie erklärten sich für alle Gegner der bestehenden deutschen Gewalten, doch gegen das Frankfurter Parlament; Vereine von verwandter Tendenz bestanden im Rheinlande, in Hessen, auch eine Zeitlang in Berlin. Und überall, wo die Großindustrie bereits zu Hause war, hat sich, ob nun im Sinne von Marx oder von Born, der Arbeiterstand zu sammeln begonnen; der Arbeiterverein von Köln hatte 7000, der in Breslau 1200 Mitglieder; Sachsen, Schlesien, Berlin, Hamburg, die Rheinprovinz und Westfalen gaben den fruchtbarsten Boden ab. Die Erinnerung an diese Agitation ist der Nachwelt in dem größeren Bilde der bürgerlichen Bewegungen einigermaßen verschwunden, und erst spät hat man sie wieder ausgegraben. Vergessen wird man sie nicht, auch wenn man sie nicht überschätzt. Noch war die wirtschaftliche Entwickelung in Deutschland nicht so weit gediehen, um die Arbeiter als solche in die erste Reihe zu schieben. Errungen haben sie, im Gegensatz zum Bauerntum, 1848 gar nichts; im Ergebnis bleibt es ganz die bürgerliche Revolution. Nach oben und nach unten hin hat der Mittelstand damals sich selber durchgesetzt.

Auch dieser liberale Mittelstand ist natürlich nichts weniger als eine einheitliche Masse, auch in ihm sind die Schichten und die Bestrebungen vielfältig geteilt. Er umfaßte einmal die freien gelehrten Berufe, die Gelehrten im engeren Sinne und die Schriftsteller, die Juristen und die Ärzte. Die Kreise der höheren Bildung waren in überwiegendem Maße liberal und national, die Universi-

täten in der großen Mehrzahl ihrer führenden Vertreter auf der Seite, ja an der Spitze der Bewegung; wie wenige bedeutende Namen stehen auf der eigentlichen Rechten! Wie isoliert ist Leopold Ranke, der konservative Monarchist, unter seinen historischen Fachgenossen! Selbst seine wissenschaftlich nächsten Schüler entfernten sich auf diesem Felde weit von ihm. Auf den Universitäten hatte sich der neue Geist recht eigentlich entwickelt; die politischen Lehrer der Nation kamen zum guten Teile von ihnen her. Aber auch das Beamtentum entzog sich dem Strome nicht; bis in seine obersten Stufen hinauf war die Überzeugung stark, daß das alte System überlebt sei. Alle diese Berufe vereint lieferten den Grundstock der aktiven Politiker. Hinter ihnen aber stand, ihnen in der Bildung eng verbunden, die eigentlich wuchtige Menge des erwerbenden Bürgertums, die größeren und mittleren Kaufleute, Industriellen und Techniker, und so fort bis in die Schichten des Kleinbürgertums, des Kleinhandels und Handwerks hinunter. Noch hielten sie alle im wesentlichsten zusammen, noch waren sie wohl alle, im weitesten Sinne, liberal. Es wird eine Hauptaufgabe einer wirklichen Geschichte von 1848 sein, nach den Staaten und den Landschaften es möglichst genau festzustellen, ob und wieweit sich hier und dort die politischen Parteien mit jenen sozialen Schichten innerhalb des bürgerlichen Gesamtstandes gedeckt haben, die Gemäßigten etwa mit den Höheren und Mittleren, die Radikaleren mit den Unteren, und wieweit die politischen Gesinnungen doch zugleich über diese äußeren Zugehörigkeiten hinweggriffen.

Nun versteht sich freilich, daß das Ganze der politischen Gesinnungen, das wir Liberalismus nennen, all seine Schattierungen zusammengefaßt, doch auch wieder einen sozialen Charakter hat. Der Liberalismus ist eben, wie bereits ausgeführt wurde, in letzter Linie die Welt-, Staats- und Wirtschaftsanschauung des Bürgertums, und auch seine speziell politischen Forderungen sind sozialen Inhalts, insofern sie bewußt oder unbewußt zuletzt zu Gunsten des Mittelstandes erhoben werden; so stehen sie den Parteiforderungen des Landadels einerseits, der Arbeiter andererseits, als Klassenprogramm gegenüber. Aber noch innerhalb dieses Programms gab es wirtschaftliche und soziale Forderungen im engeren Sinne. Die sind nach Landschaften und Schichten verschieden, und gelegentlich widerstreiten sie einander. Insbesondere taten die Handwerker ihre

Klagen und Ansprüche kund. Schon litt das Handwerk an den meisten Orten unter der aufsteigenden Großindustrie, wenngleich die härtesten Zeiten erst noch kommen sollten; schon war die alte Gewerbeverfassung so gut wie überall tatsächlich und auch rechtlich an vielen Stellen gesprengt. Die Meister tagten jetzt und sprachen neben den konstitutionellen zünftlerische Wünsche aus; Preußen hat ihnen wirklich 1849 eine Einschränkung seiner Gewerbefreiheit zugestanden. Aber sie schwammen gegen den Strom; die herrschende Richtung des Zeitalters ging auf die wirtschaftliche Freiheit hin, und unter deren Zeichen stand doch auch 1848 der Hauptsache nach. Die neue Industrie verlangte, insbesondere in ihren süddeutschen Gruppen, nach außen Schutz gegen die fremde Konkurrenz, innerhalb der Nation aber eine möglichst ungehemmte Bewegung, die diesem schöpferischen Unternehmertume hier wie überall erst die volle Entfaltung seiner starken persönlichen Kräfte und die möglichst rasche und hohe wirtschaftliche Leistung gestatten sollte. Da stieß man sich eben immer noch an dem „Polizeistaat", der von seiner alten und ehedem so großen Überlieferung des Regulierens nicht lassen mochte und dabei den weiten Kräften der Zeit unzweifelhaft nicht mehr gerecht wurde. Der Fortschritt lag noch auf der Seite der vollen Freiheit, und nicht so sehr um den Schutz der Arbeiter gegen die Einseitigkeit dieser Freiheit handelte es sich in der damaligen Praxis des bestehenden Staates, als um die Reste unproduktiver Bevormundung und Einschränkung. Der Gang der Dinge hat ja dann wirklich, durch den Zollverein, innerhalb der zwei nächsten Jahrzehnte diese Reste beseitigt und die volle Gewerbefreiheit überall in Deutschland zum Siege geführt: in diese Richtung weisen auch die Bestrebungen von 1848, die „Grundrechte" der Reichsverfassung verlangen Freizügigkeit, Freiheit der Berufstätigkeit, der Vermögensverfügung. Der alte Staat erhielt seinen entscheidenden Stoß; die wirtschaftliche und soziale Wirkung des Revolutionsjahres diente den Interessen der oberen und mittleren Teile des Bürgertums.

Jedoch es ist gewiß: nicht so sehr das Interesse wie die Freiheit selber, als Selbstzweck, als Ideal empfunden, die politische Freiheit, stand während der Revolution im Vordergrunde aller Verhandlungen und im Vordergrunde des liberalen Bewußtseins. Die „Verfassung" war ihm doch das eigentliche Ziel. Und dahin wirkten alle bürgerlichen Elemente zusammen; auch das unklare

Drängen der Masse hatte seinen wesentlichen Erfolg in dieser Richtung. Den Hauptbeweis für das gute Recht dieser Wünsche aber führten die Regierungen selbst. Ihr kläglicher Zusammensturz ist doch nicht das Ergebnis eines Zufalls. Sie waren innerlich morsch und glaubten nicht mehr an sich selber. Die Notwendigkeit einer Änderung war da. Wie diese Änderung ausfallen, wieweit sie gehen sollte, danach schieden sich die Parteien. Und alle Einflüsse der letzten Jahrzehnte, die radikalen, formalistischen französischen Lehren und Vorbilder, die maßvolleren, realeren, wenngleich immer noch stark doktrinär aufgefaßten englischen, alle Besonderheiten der einzelnen Teile Deutschlands, alle Gegensätze, die sich im Parteileben schon herausgebildet hatten, kamen dabei zu bedeutsamer Geltung. Überall meinte man tief umgraben zu müssen; selbst wo die Ehrfurcht vor der eingewurzelten Monarchie noch bestand und man die konstitutionelle, nicht einfach die parlamentarische Staatsform wollte, war man doch sicher, ganze Arbeit tun zu wollen: der Absolutismus mußte ganz zerbrochen, das Bedürfnis und der Wille des Volkes über die Gewalten erhöht werden. In diesem Stadium des Kampfes, nach all den Erfahrungen, die man seit dreißig Jahren und länger mit dem deutschen Fürstentume gemacht hatte, war das begreiflich genug. Wo hatte dieses Fürstentum zuletzt noch etwas Selbständiges geleistet? Wo hatte es wahrhaft geführt? Hatte man nicht in immer wiederholter Verfolgung und Unterdrückung fast immer nur die negativen Kräfte der alten Regierungen gespürt? Hatte nicht Friedrich Wilhelm IV. dem Drängen seines Volkes nach der Verfassung mit unbelehrbarem Eigenwillen, fast konnte es den Zeitgenossen scheinen: mutwillig, widerstanden und sich allein gegen alle behaupten wollen? Da war die Lehre von der Rückständigkeit, dem deutlichen und unaufhaltsamen Sinken der Monarchien, von dem inneren Widersinne der Allmacht des Einen auf den dankbarsten Boden gefallen. Mit wie ernster Warnung hatte selbst ein Dahlmann auf die Beispiele der englischen Revolution hingedeutet! Jetzt sollte das ewige Recht der Nation, die Verfassung, gegen die Kronen gesichert werden. Und bei so mancher Übertreibung, Verirrung und Torheit, welcher ergreifende Glaube an dieses Recht, an den Segen, die Wundertätigkeit der Verfassung! Wir sind längst ernüchtert worden; wir glauben nicht mehr an die Allheilkraft der politischen Form; wir haben den harten und furchtbaren Erziehungsprozeß

durchgemacht, daß wir in schöpferischen inneren und äußeren Kämpfen, die über unser ganzes Dasein entschieden, die beste Kraft und die Dauer gerade auf der Seite der Monarchie gefunden und ihr mit heller Hingabe die Fülle der Macht wieder eingeräumt haben, wie sie die Geschichte und die innere Lebendigkeit ihr zuwiesen. Aber ganz abgesehen davon, daß doch auch heute keiner sogar von den Verächtern der politischen Form mehr in der Luft des alten Staates, des vormärzlichen, zu atmen vermögen würde; daß doch auch uns allen die schließlich gereiften Früchte auch der 1848er Übertreibungen völlig unentbehrlich, daß sie zu unserem täglichen Brote geworden sind — so ist es doch überdies selbstverständlich, daß das historische Urteil hinter der damals modischen, einseitigen Vergötterung der Form, der Paragraphen, der Prinzipien, die sachliche, soziale und historische Notwendigkeit anerkennt, jenes Emporkommen eines neuen Standes, welchem die Verfassung dienen mußte: die Schwärmerei für die Verfassungsform hatte eben doch ihren festen und greifbaren Kern. Und wenn die Übertreibung unleugbar ist, wenn die Mißachtung der Monarchie, aller harten Realität unter den Staatsmännern, oft genug sogar unter den maßvolleren Staatsmännern der Revolution die Kritik des gegenwärtigen Betrachters immer wieder aufruft — wer trug denn die Schuld an jenen Ausschreitungen und Schwächen? War es nicht unvermeidlich, daß die Erfahrungen erst gemacht werden mußten? Und wer hatte die Verantwortung, wenn man sie so, auf dem Boden der Revolution anstatt auf dem der Reform, machen mußte? War der Radikalismus selber nicht ganz wesentlich durch die Unterlassungssünden der alten Herrscher groß gezogen worden? Es ist vielleicht bereits ein Ausweichen aus den Geleisen historischer Auffassung, wenn man so „die Schuld" auf beiden Teilen abwiegt und die des einen mit der des anderen in Verbindung setzt; denn nicht nach der Schuld, sondern nach der Wirkung von Ursachen fragt die Geschichte zuletzt; die Ursachen aber all des oft so tollen Wirrsals von 1848 liegen eben weit hinauf und keineswegs bloß in einer Umnebelung der Köpfe durch die Tagesphrasen. Und am Ende ist doch der Sieg bei dieser Verfassungsbewegung geblieben: für sie macht 1848 durchaus Epoche. Was Deutschland bis dahin an Verfassungen der modernen Art, an Verfassungen, die dem Bürgertum sein Recht gaben, besaß, war stets unsicher, stets nur halb gewesen; erst 1848

verhalf für unser Vaterland dem Bürgertume zu festem und allgemeinem Anteile an der Leitung des Staatswesens. Erst jetzt wurde die soziale Neubildung politisch anerkannt und eingereiht. Das blieb bedeutsam und entscheidend, wenn auch nachher die Reaktion, wie es zu gehen pflegt, den Sieger auf einige Jahre wieder um ein Stück zurückgedrängt hat. Das Wesentliche blieb auf die Dauer erhalten; der wesentliche politische Ertrag der deutschen Revolution verblieb auch künftig dem dritten Stande.

Allerdings nicht in diesem sozialen und konstitutionellen Erfolge hatten die Patrioten das eigentlich höchste Ziel ihres Ringens erblickt. Ihnen leuchtete, untrennbar von der Freiheit, am allerstärksten doch die nationale Einheit vor. Der Einheitskampf ist auch für die Nachwelt das Reizvollste an dem ganzen Drama geblieben. Er führte für den Augenblick zur Niederlage; er führte auf Probleme, die noch heute zum Teil ungelöst sind. Den, der seinen Schwierigkeiten nachgeht, leitet er — das bleibt stets wahr, auch wenn man die Wichtigkeit der bisher von uns verfolgten, sozialeren Gegenstände ausdrücklich hervorhebt — doch erst zu den größten Erscheinungen und zu den tiefsten Antrieben der Zeit.

3.

Daß man die Einheit der Nation, die Wiederherstellung des Kaisertums haben wolle, das wußte man, nach all den Ahnungen von 1815 und 1830, seit dem Anbruch der vierziger Jahre überall in Deutschland. Der öffentliche Geist wandte längst die Aufgaben hin und her, er hatte auf jenen vorbereitenden Versammlungen der Jahre 1846 und 1847 das Ideal schon aufgestellt. Der Nationalversammlung in der Paulskirche fiel es zu, es von neuem allseitig durchzuarbeiten, einen umfassenden, klaren Plan zu entwerfen, der jetzt verwirklicht werden oder doch für kommende Zeiten neuen Wartens und Sehnens dem Drange der Nation ein greifbares Ziel verleihen könnte. In zehnmonatlicher Arbeit hat das Parlament die Reichsverfassung aufgebaut; es hat den denkbar schwierigsten Stoff zum erstenmale bezwungen, die Vielheit des zerrissenen deutschen Lebens mit einer großen und wirklich durchgebildeten Einheit zu umspannen; und oft hat man es preisend hervorgehoben, wie die spätere Geschichte zwar das allzu straffe Einheitsstreben der Idea-

listen von 1848 hat fallen lassen, dafür aber die Grundlinien ihres Aufbaues doch von ihnen entnommen hat, und wie vor allem dieser erste Plan in den trüben Jahrzehnten bis 1866 doch immer leuchtend vor den Augen der Deutschen gestanden hat, als eine Mahnung und eine Tröstung von unzerstörbarer und wahrhaft lebenschaffender sittlicher Kraft. Daneben hat sich freilich gerade an das Einheitswerk die Kritik, auf die ich öfters hinzuweisen gehabt habe, am liebsten und am dauerhaftesten geheftet. Wir hören es noch heute, wie töricht die Doktrinäre der Paulskirche gehandelt haben, daß sie im Sommer 1848, zu einer Zeit, wo ganz Deutschland ihnen noch zujubelte und keine der Gegenmächte sich bereits wieder gesammelt hatte, die kostbaren Wochen mit der endlosen und akademischen Beratung der Grundrechte verschwendeten; wie unpraktisch sie waren, immer zu reden, zu denken und gar nicht zu handeln; wie sie es versäumt haben, die realen Gewalten in Deutschland, die Fürsten und Regierungen der Einzelstaaten, durch entgegenkommende Verhandlung an sich zu ketten. Die Anklage trifft schließlich alle; sie trifft mit besonderer Härte, und zwar bereits seit dem Augenblicke der Vorgänge selbst, die Maßlosigkeit der Radikalen, von denen die Ärgsten gegen die Versammlung, wie gegen jede Ordnung in Deutschland überhaupt, in wahnwitzigen und blutigen Aufständen die Waffe erhoben haben, während die immerhin Ruhigeren unter ihnen, die friedliche Mittel beibehalten wollten, im Parlamente durch Deklamationen und Anträge extremster Art das schöpferische Werk der Gemäßigten erschwerten und nur die Reaktion heraufriefen. Den Gemäßigten schallt natürlich, von der anderen Seite her, noch heute der Vorwurf der Schwäche entgegen; aber überdies, was mehr besagen will, der Vorwurf der vaterlandzerreißenden Gewalttat. Ein Österreicher, wie der milde, wohlwollende, vornehme Alfred Arneth, der ja Historiker war, hat noch 1893 und später die kleindeutsche Mehrheit zu Frankfurt, deren Kern jene Gemäßigten bildeten, des unredlichen Verfahrens und eines unheilvollen Zieles bezichtigt: sie hat, wesentlich Preußen zuliebe, aus altem eroberungslustigem Partikularismus, die nationale Zusammengehörigkeit gesprengt und die Deutschösterreicher aus dem Verbande Deutschlands hinausgestoßen. Uns ist dagegen die (noch soeben frisch vorgetragene) Anklage gegen die Unredlichkeit der Österreicher geläufiger, die nicht einsehen wollten, daß für sie in dem deutschen Staate nun einmal

kein Raum sein konnte, und bis zuletzt alles dafür getan haben, dann lieber das Ganze der Neubegründung zu Falle zu bringen. Weiter über die Gruppen der Paulskirche hinausblickend, sieht man Friedrich Wilhelm IV. als den Totengräber der Nationalversammlung und ihrer Ideale: sein „Nein", so hat man immer wiederholt, seine Ablehnung der dargebotenen Kaiserkrone, hat ihr Werk zerstört; die Verantwortung für den großen Mißerfolg sinkt auf seine Schultern. Denn so war es ja verlaufen: das Parlament hat sich (Mai 1848) konstituiert, die provisorische Zentralgewalt (den Reichsverweser) eingesetzt (Juni) und dann durch die Schwankungen der deutschen Ereignisse und auch der äußeren Politik (Juli bis September) wohl mannigfach beschäftigt und erschüttert, aber niemals wirklich abgelenkt, die Grundrechte (Juli bis Dezember) und vom Herbst ab (Oktober bis März) die Reichsverfassung beraten und beschlossen; als diese und das Kaisertum (im April 1849) von Friedrich Wilhelm zurückgewiesen wurde, da brach, inmitten der Aufstände der erregten Massen, die Reichsversammlung auseinander: gerade als alles sich vollenden wollte, erschien, anstatt der Erfüllung und des erträumten Segens, der politische Tod.

Zeitgenössische und heutige Anklage hallen durcheinander. Dreißig Jahre nach den Ereignissen hat ein hervorragender preußischer Parteiführer der Zeit in seinen Denkwürdigkeiten das Urteil gefällt: „Wir alle waren im Jahre 1848 politische Dilettanten, um nicht zu sagen: politische Kinder." Und in der Tat greift heute jeder die Fehler, die damals gemacht worden sind, die Naivität eines Beginnens, das in großen Fragen der Macht und der Welt starke Gegner mit Salven von tönenden Paragraphen niederzuschmettern vermeinte, einigermaßen mit Händen; und wer aus unserem überlegenen Urteil über 1848 den Rückschluß auf die Höhe und Sicherheit der heutigen politischen Bildung unseres Volkes ziehen würde, der müßte wohl vor unserer Gottähnlichkeit, mit der wir es so herrlich weit gebracht, eine ehrliche Hochachtung bekommen. Hoffentlich wenigstens keine allzu unberechtigte — denn wer sollte nicht von ganzer Seele wünschen, daß wir von dem großen Lehrmeister im Sachsenwalde denn doch wirklich einiges gelernt haben möchten? Aber hier mehr wie je vorher flüchtet sich das historische Urteil aus diesem Schneegestöber politischer Urteile zu der Bescheidenheit historischen Begreifens, die wir am Eingange den Menschen und Dingen

von 1848 gegenüber gefordert haben. Fassen wir die Mächte, die damals die nationale Aufgabe zu lösen hatten, unbefangen ins Auge.

Da steigt zuerst das große Bild der Paulskirche vor einem jeden empor: der mächtige innere Rundbau der Kirche, mit ihren weiten Galerien, mit dem stolzen deutschen Schmucke über der Präsidententribüne, mit den ansteigenden Reihen der sechshundert Abgeordneten. Ein riesiger Raum, schwer zu beherrschen und dennoch, zuerst von dem schallenden edlen Pathos Heinrich von Gagerns, nachher von der klugen Sicherheit seines Nachfolgers Eduard Simson auf das glücklichste beherrscht; angefüllt von den Besten, die Deutschland zu schicken hatte, von einem beispiellosen Reichtume hoher Menschen und hohen Strebens. Es ergreift noch den Nachlebenden, wenn er die Ehrfurcht der Zeitgenossen vor dieser Versammlung spürt, die in ihren ersten Stunden E. M. Arndt ihre Huldigung darbrachte und der über allen Zorn und alle tobende Leidenschaft unvereinbarer Gegensätze immer wieder der Glockenton eines wundervollen Idealismus dahinklang, bis zu den letzten großen Beschlüssen von 1849, als Dahlmann und Uhland über den Erbkaiser kämpften und Gabriel Rießer dem Streite um Österreich so warm und so mild, so liebevoll und so entschlossen das ergreifende Schlußwort sprach. In der Menge rasch geformter und doch nicht zufälliger Parteien, die immer in der Umformung blieben und sich später, als es wesentlich noch um Preußen und Österreich ging, ganz neu anordneten, welche Fülle erlauchter Namen, scharf gezeichneter Köpfe! In allen diesen Gruppen, tief in die Reihen der äußersten Linken wie der Katholisch-Klerikalen hinein, bei allen Gegensätzen welche deutlichen Familienzüge zeitgenössischer Verwandtschaft! In allen, mag ihre Meinung und ihre Art unserem Auge noch so fremd oder gar feindlich erscheinen wollen, der doch unverkennbare, eigenartig große Zug, eine wahre innerliche Lebendigkeit, eine seltsame Hoheit und Jugendfrische der Seele. In den Verhandlungen welches Streben, die großen Fragen alle zu packen und sie, unverdrossen kämpfend, immer im großen Sinne, zu lösen! Da lief dann freilich alles immer wieder auf die Frage der Gesamtverfassung, der Einheit, hinaus. Und es ist wahr, man hat diese Frage immer wieder hinausgeschoben: vom Vorparlament auf das Hauptparlament, in diesem vom Frühjahr auf den Herbst; man hat dann vom Oktober

1848 bis März 1849 darüber debattiert, unterhandelt, gerungen, innerhalb des Parlamentes und nunmehr auch außerhalb, im Verkehre mit den deutschen Regierungen: man ist erst im März zu klarer Entscheidung vorgeschritten. Aber war denn das zu verwundern? Zuerst galt es ja doch, die Verfassung in der Stille vorzubereiten, die Probleme erst in den Parteien selber reifen, sich klären zu lassen; und vor allem, es blieb auch dann noch die eine traurige Wahrheit bestehen: das Problem selber war von der Paulskirche aus unlösbar. Begreiflich genug, daß man es erst vertagte und dann auf die Haltung der außenstehenden Mächte, auf Österreich und Preußen, wartete, ehe man selber etwas Endgültiges beschloß. Diese Verhandlungen alle spiegeln die unüberwindliche Schwierigkeit der Aufgabe deutlich, ja erschütternd wieder. Die Preußen Droysen, Beseler, Dahlmann, Vincke, die Südwestdeutschen Gagern, Welcker, Rümelin, Uhland, die Österreicher Schmerling, Arneth, Giskra und so viele noch haben in ihnen das Wort genommen, alles ist verfochten und alles versucht worden, Festhaltung Österreichs bei Deutschland, Ausschluß Österreichs, Zerteilung Österreichs in zwei Hälften: keine Lösung genügte oder gelang, alle hatten sie recht und alle unrecht. Es war ja die alte Wahrheit, die über Deutschland schwebte, sicherlich seitdem es den preußisch-österreichischen Dualismus gab, und die das Dasein des Deutschen Bundes von 1815 ab in jedem Augenblicke bestimmte: die allen bekannte Wahrheit, daß es einen wirklichen deutschen Gesamtstaat, der zwei Großmächte in sich schloß, nun eben einmal nicht geben konnte, sondern nur einen lockeren Bund. Man weiß es: keine der beiden Großmächte konnte sich der anderen ernsthaft unterordnen, ohne ihren Charakter als Großmacht einzubüßen; der deutsche Bund war allemal zu schwach, um sie beide seinerseits wirksam zu überragen; in ihm konnten sie beisammen bleiben, solange er sie nicht band; wollte er sich zu einem wirklichen Staatswesen entwickeln, das die notwendigen Hoheitsrechte einer starken Einheit in seiner Hand hielte, so mußte er die Leitung der einen der beiden Mächte überlassen und die andere entweder mit Gewalt unterjochen oder ausstoßen. An dieser Sachlage war nichts zu ändern. Suchte Friedrich Wilhelm IV. den alten Bund zu kräftigen, so tat er das auf Kosten der preußischen Selbständigkeit, und was er dieser entzog, kam zuletzt unausweichlich doch nur den Nebenbuhlern Preußens, vor allen

dem erblichen österreichischen Nebenbuhler zugute. Jetzt versuchte es die einheitliche, suveräne Vertretung der Nation mit den Mitteln, die ihr die natürlichen waren; sie sah zunächst von den Sonderstaaten als solchen ab; sie beanspruchte, die Zentralgewalt zu errichten, und die Sonderstaaten sollten sich dieser einordnen. Als sie es aber im Sommer unternahm, die Truppenmacht dieser Staaten dem inzwischen gewählten Reichsverweser nun tatsächlich zu unterstellen, da mußte so sofort erleben, daß Österreich und Preußen sich dieser Zumutung entzogen. Dann nahm die innere Wiederkräftigung der beiden Großmächte, die erst beide kraftlos am Boden gelegen hatten, rasch zu. Im Herbst aber setzten Dahlmann und Droysen in Frankfurt den Beschluß durch, der die deutschen Länder Österreichs dem Reiche zusprach und zwischen ihnen und den anderen Teilen der habsburgischen Monarchie eine Schranke aufrichtete: die deutschen Provinzen sollten eigne Verfassung, Regierung und Verwaltung haben, mit dem übrigen Österreich also nur durch Personalunion verbunden bleiben. Der Beschluß entsprach der streng nationalen Idee, der Suveränität der Nation und ihrer Vertreterschaft. Allein war er durchführbar? Der Österreicher Giskra befürwortete ihn vom liberalen und deutschen Standpunkte aus; würde Österreich ihn aber jemals anerkennen können? Selbst Giskra gab später im wesentlichen zu, daß sein Kaiser es höchstens dann konnte, wenn er auch Deutscher Kaiser werden würde. Und auch für diesen Fall ist es kaum irgendwie ausdenkbar, wie der Kaiser sich diese tiefe Zerschneidung seiner Monarchie jemals hätte gefallen lassen können, es sei denn in der äußersten Notlage und bis auf den ersten Augenblick, der ihm den Widerruf erlaubt hätte. Der Eintritt Gesamtösterreichs aber in das straffer gewordene, nationale Deutschland war aus hundert Gründen, nationalen, wirtschaftlichen, weltpolitischen ebenso unmöglich: er hätte den deutschen Staat aufgehoben u. s. f. So blieb der Ausweg, den Heinrich von Gagern eröffnete: Deutschland ohne Österreich schließt sich zum Bundesstaate eng zusammen und tritt mit Österreich in ein unauflöslich organisches Bündnis. Damit war die Ausstoßung Deutschösterreichs doch ausgesprochen. Hatten die deutschen Österreicher nicht das Recht, sich mit aller Kraft gegen diese Lösung, die ihnen zum Unheil werden mußte, zu sträuben? Es war, wenn die deutsche Lage überhaupt umgewandelt und verbessert werden, wenn der alte lockere Deutsche

Bund nicht zuletzt einfach wiederhergestellt werden sollte, das einzige Auskunftsmittel: alles, was bis zum heutigen Tage geschehen ist, hat immer wieder gebieterisch darauf, d. h. nicht auf den ganzen Plan Gagerns, wohl aber seine negativere Hälfte, die Trennung, zurückgeführt, der ja dann freilich das völkerrechtliche Bündnis des neuen Deutschlands mit Österreich, aber nicht jenes organische Verhältnis, das Gagern erstrebte, nachgefolgt ist. Aber wer gesteht die Unmöglichkeit der liebsten Vorbedingungen seines eigenen Daseins freiwillig zu? Die Österreicher beharrten dabei, es müsse einen anderen Weg geben, sie wollten Österreicher und Deutsche zugleich bleiben, und beides ganz. Und neben die Österreicher reihte sich die ganze Schar derer, die entweder die preußische Lösung aus Parteigründen irgendwelcher Art von sich wiesen oder aber in der Trennung von Deutschösterreich eine unerträgliche Verstümmelung des deutschen Volkskörpers erblickten, wie Ludwig Uhland. Und hatten sie denn unrecht? Es war doch die Auslieferung der östlichen Stammesgenossen an ihre slawischen Feinde, es war ein bitterer Verzicht auf einen Zweig unseres Volksganzen; es war doch wirklich ein Kleindeutschland, zu dem man sich alsdann entschloß. Nicht jeder war klar oder einseitig genug, um die Unvermeidlichkeit des furchtbaren Schnittes einzusehen und gar die Einsicht in die Tat zu übersetzen. Ferner aber, würde denn die Wiener Regierung diese Hinausdrängung aus Deutschland, das sie bisher doch tatsächlich beherrscht hatte, einfach hinnehmen? Es war eine leichtere Zumutung, als jene Personalunion; aber doch auch eine Zumutung, der sich keine andere Weltmacht fügen konnte, ohne unausweichlich dazu gezwungen zu sein. Heinrich von Gagern wollte, als Reichsminister, im Auftrage der Paulskirche mit der Hofburg darüber verhandeln. Konnte jemals solcher Verhandlung ein Ergebnis entspringen? Immer, im allerbesten Falle, nur eine ganz vorübergehende Konzession des Kaisers. Wenn man damit zufrieden sein wollte, so waren diejenigen freilich im Rechte, die dem Parlamente vorwarfen, die günstige Stunde, da Österreich noch machtlos war, über allerlei unnützen Beratungen versäumt zu haben. Aber der Gewinn wäre eben auch wieder nur ein vorübergehender, nach aller Wahrscheinlichkeit ein nichtiger gewesen: gleich nach seiner Wiedererstarkung hätte der Kaiser den aufgenötigten Vertrag zerrissen; eine günstige Weltlage, die ihm das gestattete, mußte bald

wiederkehren. Jetzt, im Winter, war auch diese, nur möglicherweise und scheinbar günstige Stunde, vorbei. Österreich dachte gar nicht daran, sich zurückdrängen zu lassen. Es warf dem Parlamente deutlicher und deutlicher sein Nein, ja seine Kriegserklärung entgegen; es kündigte ihm an, daß es sich in sich selber als Einheitsstaat zusammenschließen und so seine Aufnahme in den deutschen Staat verlangen werde: dann aber blieb für Deutschland nichts übrig, als bestenfalls die Rückkehr zur Nichtigkeit des Deutschen Bundes — oder der Krieg. Gagerns Programm, in welcher Form es immer auszuführen sein mochte, blieb stets die einzige Möglichkeit zur Bildung eines nationalen deutschen Staatswesens; aber diese Möglichkeit war niemals zu verwirklichen ohne den entscheidenden Kampf der Macht mit der Macht. Das war so klar, daß es die Augen der wirklichen Staatsmänner in der Paulskirche natürlich auch sahen. Aber was konnten sie tun?[1] Der Entschluß, mit Österreich zu brechen, war innerlich hart genug und blieb an Bedenken reich; er war dennoch ganz unerläßlich; er war aber zugleich nutzlos. Zu Taten konnte eben die Versammlung ihrerseits nicht schreiten; und sie blieb gelähmt, was sie auch sprechen und wollen mochte. Es war und blieb eine verzweifelte Lage, ohne die Schuld des Parlaments.

Die gleiche trübe Erfahrung machte es dem kleinen Dänemark gegenüber. Preußen hat, zugleich im allgemeinen deutschen Auftrage, den Kampf gegen Dänemark, für Schleswig-Holstein, auf sich genommen; es schließt, in diesem Kampfe allein gelassen, einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen unerträglich scheinen; Dahlmann tritt gegen diesen Vertrag auf und gewinnt in der Paulskirche die Mehrheit. Als er dann aber diesem Kammersiege zufolge ein neues Ministerium gründen will, bringt er das nicht zustande, und die waffenlose Versammlung muß sich nachträglich dem von ihr gemißbilligten Abkommen dennoch unterwerfen (September 1848). Man kann Dahlmanns Haltung leicht kritisieren. In der Tat hätte er, wenn er geschwiegen hätte, seinem Parlamente die ärgerliche Enthüllung von dessen tatsächlicher Ohnmacht wohl erspart. Das wäre vielleicht klug gewesen. Aber konnte Dahlmann

[1] Man lese den Bericht, den einer der klügsten und klarsten von allen Abgeordneten, Gustav Rümelin, seinen würtembergischen Landsleuten, im „Schwäbischen Merkur", am 1. Oktober 1848, vortrug. Er entwarf ihnen einen, in manchen Zügen allerdings noch unreifen Plan der kleindeutschen Lösung: Bundesstaat im Staatenbunde; er legte ihnen ebensowohl die Not-

schweigen? Worauf ruhte denn die Gewalt, die der Paulskirche einzig innewohnte, die moralische, wenn nicht auf der Achtung der Nation? In ihrem Sinne handelte Dahlmann. Dabei kam es dann freilich zutage, daß die Stellung des Parlamentes von vornherein eine unmögliche war: voll der höchsten Bestrebungen und Aufträge und doch ohne jede wirkliche Macht; vernachlässigte es jene Aufträge, so verlor es sein Daseinsrecht und ging zugrunde; suchte es sie durchzuführen, so scheiterte es an dem Widerstande der bestehenden Staaten. Da ist leicht tadeln; aber in Wahrheit war in den Fehlern der Versammlung doch weit mehr unvermeidliches Schicksal als eigene persönliche Schuld.

Gewiß kam diese Schuld, d. h. die auch subjektive Unreife des deutschen politischen Wesens, noch dazu. Man erlebte es bei den großen Verfassungsberatungen, wie stark der Formalismus, der Doktrinarismus war, und auch wer alle diese Eigenschaften der Zeit erklärt und würdigt, vermag doch niemals zu leugnen, daß sie oft genug zu den wunderlichsten Lehren, den tollsten Worten, den haltlosesten Vorschlägen geführt haben. Die Verfassung, so wie sie dann herausgekommen ist, litt ganz gewiß an Unvereinbarkeit mit den wirklichen Zuständen. Sie trieb die Macht des künftigen Reichstages bis zur Herstellung eines bloßen Scheinkaisertumes ohne eigene Kraft und die künftige Einheit bis zur tatsächlichen Nullifizierung der vorhandenen Einzelstaaten und ihrer Fürsten. Sie hatte sich, seit den Tagen des Vorparlaments, in dessen Fußstapfen auch der gemäßigte H. von Gagern sofort trat, die Bahnen zur Verständigung mit den Fürsten durch die Verkündigung ihrer eignen ausschließlichen Souveränität verlegt: „einzig und allein" *sie* wollte die Verfassung zu bestimmen haben. Aber auch hier nicht lediglich aus Willkür und Selbstübertreibung. Sie war erstens aus dem Willen des Volkes hervorgegangen; ihre von daher erflossene Souveränität war ihr einziges Wirkungsmittel. Sie sollte zweitens etwas Ganzes und Einheitliches zuwege bringen; jede Einheit des Entschlusses, ja überhaupt jeder Entschluß, schien aber unmöglich, so-

wendigkeit wie die praktischen Schwierigkeiten dar und schloß mit dem überaus bezeichnenden Satze: „Im ganzen und einzelnen mag sich am obigen Plane vieles ausstellen lassen, aber wer etwas Besseres weiß, der sag' es". Die Schwierigkeiten, die er aufzählte, bedeuteten tatsächlich die Unausführbarkeit des Ganzen; heute liest jeder Kritiker dieses sehr unbeabsichtigte Geständnis zwischen den Zeilen. Aber wer etwas Besseres wußte, der mochte es sagen!

bald man die Entscheidung wieder zwischen den Dutzenden der bestehenden öffentlichen Gewalten zersplitterte. Durfte sie sich jenen Grund ihrer Vollmachten und diese Einheitlichkeit ihres Werkes trüben lassen? Später, als die Dinge reifer geworden waren, hat sie — denn daß er allein zu praktischen Zielen führen konnte, sah man schließlich auch in Frankfurt recht gut ein — den Weg der Verhandlungen mit den Kabinetten doch noch beschritten; hat er zu Ergebnissen geführt? Schon deshalb nicht, weil alle Dynastien dem Parlamente im Grunde feindlich waren und blieben; Vereinbarungen zwischen den beiden Gewalten waren notwendigerweise immer prekär und konnten nur dauern, solange der außergewöhnliche Druck auf den Regierungen lastete. Hätte die Nationalversammlung wirklich mehr erreicht, wenn sie von vornherein ihren einzigen Rechtsgrund, den Volkswillen, beeinträchtigt hätte? Nein, ihr Werk war auch in dieser Beziehung unmöglich; was sie auch tat, es konnte nicht zu haltbaren Erfolgen führen. Zwischen ihrem Prinzipe, von dem sie gar nicht los konnte, und der Wirklichkeit klaffte ein Abgrund; nur die Gewalt konnte ihn ausfüllen. Was sich das Parlament auch vorsetzte, es bewegte sich im Kreise. Selber Gewalt zu üben, war es, nach dem Stande der deutschen Verhältnisse, nicht fähig. Suchte es die Gewalt an anderer Stelle, so gab es sich selber auf und wurde schließlich doch noch zurückgestoßen. Nur Eine Macht gab es, durch die das Werk der Paulskirche, wenn überhaupt, verwirklicht werden konnte, Preußen. Preußen hätte es vielleicht, falls es einen Friedrich II. an seiner Spitze gehabt hätte, unter der Bedingung verwirklicht, daß die Führung an Preußen käme und das Parlament diesem nachschritte. Sein eigenstes Wesen, sahen wir, hätte das Parlament damit auch eingebüßt. So wie aber Preußen und dessen König wirklich waren, blieb überhaupt jede Art von Verständigung auch mit ihm und gerade mit ihm für die Paulskirche unmöglich.

Es ist das Ermüdende an der wechselvollen und auch im hohen Sinne inhaltreichen Geschichte der 1848er Revolution, daß diese Unvereinbarkeit von Frankfurt und Berlin vom ersten Augenblicke an sichtbar ist, im Grunde sich niemals verändert und daß so, bei aller Größe der Gedanken und der Anstrengungen, von Anbeginn her der Druck notwendiger Unfruchtbarkeit auf allem liegt, was unternommen wird, eine lastende, unbefriedigende, schwunglose

Tragik trotz allen Schwunges und Feuers der Ideale und der Männer. Jeder Anlauf ist vergeblich: das entscheidet sich nicht erst in dem Aufeinanderprall der Kräfte, im freien Kampfe der Taten; es ist sicher von der ersten Stunde ab. Fruchtbare Gedankenarbeit für die Zukunft wurde geleistet, und das Licht einer fernen Erfüllung leuchtet in das Halbdunkel dieses Ringens hinein; für die Gegenwart aber gab es keine jemals begründete Hoffnung: das wollten die Mitkämpfer natürlich nicht glauben, ehe sie es ganz unwiderleglich an sich erfahren hatten, und dann hat es sie mit bitterster Traurigkeit geschlagen. Wir aber erkennen es von vornherein, und das Urteil des Betrachtenden mildert sich, indem er die Tatsache dieses Verhängnisses, das die Grundlage für alle Ereignisse bildet, immer im Sinne behält. Durch ihren Ursprung, ihre äußere Stellung und innere Gesinnung, durch ihr notwendiges Wesen selber, war die erste deutsche Nationalversammlung zum Untergange verurteilt.

4.

Neben der Nationalversammlung steht, vom Beginne der Revolution an, König Friedrich Wilhelm IV. im Vordergrunde der Entscheidungen. Das Parlament und er sind die beiden, nach Art und Schicksal so tief verschiedenen und doch so mannigfach verwandten Helden des großen Dramas: auch er, der Romantiker und Legitimist, gleich jener Körperschaft, der Tochter und der Hüterin der Revolution, ein Kind der literarisch-doktrinellen Epoche des deutschen Lebens; auch er, gleich ihr, durch die innerlichsten Kräfte seines Wesens wie seiner Stellung, der Held einer Tragödie.

Als Herr von Beckerath im April 1849 dem Könige mit eindringlicher Wärme die Annahme der von den Frankfurtern dargebotenen Kaiserkrone an das Herz legte, hat ihm Friedrich Wilhelm tief bewegt die berühmte Antwort gegeben: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent". Damals war Österreich zwar noch in Ungarn und schwächer auch in Italien durch Aufruhr und Krieg gefesselt, aber es hatte sich bereits wieder aufgerafft, hatte jenes Programm des österreichischen Einheitsstaates drohend verkündigt; es war in der Herstellung, im Emporsteigen begriffen. Auch Preußen hatte längst sein altes Wesen, d. h.

die Selbständigkeit seiner Krone gegenüber den inneren Gegnern, wiedergefunden. Der Glanz der Paulskirche war im Verblassen. Nur durch einen Waffengang konnte Preußen die Erbschaft der Revolution für sich erobern. Wenn er im Augenblicke nicht erforderlich war, bald würde er doch eingetreten sein; es ist eine oberflächliche Spekulation, dem Könige noch heute nachzurechnen, daß gerade damals die Machtlage günstig erschien und daß er nur habe zu wollen brauchen, um Sieger zu werden — denn die Gefahr blieb eben doch bestehen. Im Hintergrunde drohte Rußland. Auf die erschöpften und zerwühlten Kräfte der deutschen Bewegung war kein Verlaß. Das preußische Heer war noch nicht reorganisiert, krankte an alten Versäumnissen, an schweren Mängeln mancher Art. Das preußische Land war voll eigener Kräfte: wie reich diese waren, hat die Folgezeit gezeigt; zu einem großen Unternehmen in Deutschland wären sie wohl hinzureißen gewesen, obwohl die beiden wichtigsten, der Adel und die Armee, damals innerlich oder äußerlich beide noch nicht recht vorbereitet waren. Sie wären ihrem Könige gefolgt, das ist gewiß. In seiner Hand lag damals die tatsächliche Gewalt über Preußen; er hätte sie auch früher nie zu verlieren brauchen. Ein Wagnis jedoch wäre der Kampf um die deutsche Vorherrschaft in diesem Frühjahr 1849 nach allem sicherlich gewesen; wenn Friedrich Wilhelm IV. dies Wagnis jetzt und später von sich wies, so tat er das Begreifliche, das ungefähr Normale, nicht aber das Außerordentliche.

Was an seiner Stelle ein anderer getan haben würde — als verantwortlicher Herrscher, dem wirklich die ganze Last der Entscheidung auf den Schultern lag — das wissen wir nicht. Ein Friedrich II., so hörten wir, hätte anders gehandelt. In der Tat hatte ein König von Preußen, im ererbten Besitze der Staatsgewalt, der Treue seines Landes, er selber die natürliche Verkörperung der gewaltigen, hier aufgesammelten Eigenart und Energie, die im westlichen Deutschland selbst gute Freunde Preußens noch allzu leicht unterschätzten: er hatte die Möglichkeit, auch anders zu verfahren als Friedrich Wilhelm; er hatte eine erheblich freiere Bewegungsfreiheit als die Nationalversammlung mit ihren so viel näheren und engeren Voraussetzungen. Man kann sich ausmalen, wie Friedrich der Große die Lage von 1848 ausgenutzt, sie beherrscht, gemodelt haben könnte. Immer wäre es ein Spiel um Sein und Nichtsein gewesen. Immer

hätte er eine starke, grundsätzliche Kraft des preußischen Wesens, wie es seit vielen Jahrzehnten geworden war, erst überwinden müssen, um dieses konservative Preußen an die Seite der Revolution zu führen. Er hätte damit nichts der großen preußischen Geschichte eigentlich Widersprechendes, aber doch gewiß auch nicht etwas einfach Selbstverständliches getan: das wird man, um Friedrich Wilhelm IV. gerecht zu werden, nicht vergessen dürfen. Aber gewiß, was dann wirklich in Preußen und durch Preußen, vom März 1848 ab, geschehen ist, das war ebensowenig selbstverständlich und aus keinerlei sachlichen Verhältnissen allein ableitbar. Es ist vielmehr auf das tiefste durchtränkt von der ganz eigenen Persönlichkeit König Friedrich Wilhelms.

Den Bedingungen und Zielen dieser Persönlichkeit, dem Gange der Ereignisse, die unter ihrer unmittelbaren Einwirkung standen, der preußischen Revolution im engeren Sinne, wendet sich Frage und Betrachtung noch zu. Es ist die äußerlich einfachere, elementarere Seite der 1848er Vorgänge, denn hier steht, anders als in Frankfurt, alles auf dem Boden der fest abgegrenzten Wirklichkeit, der wirklichen, historisch gegebenen Macht; innerlich freilich ist auch hier alles an Rätseln reich, die vornehmlich aus jener Eigenart des führenden Mannes herstammen.

Gewiß, er ist das Gegenbild der idealistischen Reichsversammlung mit ihrem hoffnungslosen Ankämpfen gegen die Realitäten, dieser reich begabte König mit dem Künstlerherzen und den mystischen Dogmen seiner politisch-religiösen Weltanschauung — im einzelnen wohl unberechenbar bis über die Schranken des Normalen, des Gesunden hinaus: „des Herrn Kopf ist anders organisiert als der eines anderen Menschen," klagte schon 1849 sein Premierminister Graf Brandenburg; im ganzen aber, über Absprünge und Schwankungen hinweg, ist Friedrich Wilhelm einheitlich und folgerecht gewesen, nur zu einheitlich sogar. Immer wieder kehrt er zu seinen Idealen zurück, solange er überhaupt die Fähigkeit behält, sich nach seinen Wünschen zu bewegen; und das Eigenste dieser Ideale stand im unversöhnlichen Widerspruche mit den nun einmal bestimmenden Gedanken und Kräften der Zeit. Er träumt von der Herrlichkeit des patriarchalisch-ständischen, christlichen Staates, über dessen natürlich gegliederten, freien Volkskreisen der Herrscher frei und väterlich waltet. Und die Zeit will weder diese

Stellung des Herrschers ertragen noch den ständischen Staat: sie fordert die moderne, liberale Verfassung, die rechtliche Gleichheit anstatt der ständischen Gliederung nach Landschaften und Geburtskreisen, die straffe, willenskräftige Einheit anstatt der Auflösung des Staates in seine „natürlichen" ständischen Gruppen und Bezirke. Er will ihr nur aus freier Gnade schenken, soviel er mag; sie weist seine Gaben, all jene Versuche ständischer Versammlungen bis zum Vereinigten Landtage hinauf, die wir früher aufzählten, unbefriedigt zurück und fordert die geschriebene, feste, „papierne" Verfassung, die er verabscheut. Solange er durch eignes Gewähren den Sturm beruhigen kann, versagt er; als er nachgibt, ist es zu spät; sein Volk hat ihn gezwungen. Sein Volk, mit dem er sich in mystischer Treue verschmolzen fühlt, es erhebt die Hand gegen seine Krone; es schlägt den ganzen Bau seiner innerlichen Welt in Trümmer.

Wir dürfen glauben, Friedrich Wilhelm IV. in allen seinen entscheidenden Zügen ziemlich gut zu kennen — soweit man eine Natur wie diese eben kennen kann. Wir blicken in seine brieflichen Bekenntnisse, in seine vertrauten Unterredungen hinein; wir spüren, wie er selbst seinen Nächsten oft nicht ganz durchsichtig ist; das Widersprechende geht in seinen Gedanken und in seinen Handlungen jäh durcheinander. Das königliche Bewußtsein hebt ihn zudem über alle empor, er lebt in der Höhe dieser mystischen Stellung und seiner Ideale und legt um so weniger auf das Einzelne Gewicht, das unten in seinem Namen durch die Werkzeuge seines Willens geschieht. Die Zeitgenossen, von all diesen Widersprüchen und von jener Unvereinbarkeit seiner Art und seines Strebens mit den Bedürfnissen ihres eignen Daseins hundertmal verletzt, haben ihn bitter gescholten und manchmal sicherlich schwer verkannt. Die Historiker haben ihn mit all seinen Eigenarten und Überraschungen aus dem Ganzen seines Wesens zu begreifen gestrebt, und Heinrich von Treitschke hat uns, in großer einheitlicher Auffassung, mit zartem Nachempfinden und männlicher Aufrichtigkeit, ein künstlerisches Bildnis von ihm gemalt, wie unsere Literatur deren nur sehr wenige besitzt. Sobald man den Windungen seiner Politik in das einzelne nachgeht, stößt man dann freilich immer wieder auf Sonderbares und Rätselhaftes. Ihn selber meinen wir zu kennen; seine Geschichte in ihrer schwer faßbaren Beweglichkeit kennen wir noch lange nicht ganz.

Und gegen diesen feinen, wohlwollenden und eigenartigen Herrscher, der schlechterdings nicht aus der Welt seiner Doktrinen in die harte Welt zu seinen Füßen hinuntertreten will, erhebt sich die Berliner Revolution. Auch sie hat noch dunkle Fragen genug. Es scheint unzweifelhaft, daß sie angelegt, daß die an sich natürliche, längst heraufziehende Bewegung von radikalen Verschwörern ausgenutzt und geführt worden ist. In diese Zusammenhänge blicken wir aber noch lange nicht klar genug hinein, an ursprünglichen Erzeugnissen über dieses Verborgene sind wir noch arm. Berlin war seit Jahren in steigender Erregung. Der Vereinigte Landtag von 1847 hatte sie, durch seine großen und doch unbefriedigenden Debatten, durch seine notgedrungene Unfruchtbarkeit vermehrt. Das Bürgertum grollte dem Könige, der die Verfassung, wie man sie forderte, hartnäckig zurückhielt. Jene wirtschaftlichen Vorgänge, von denen früher die Rede war, hatten das Proletariat der Stadt um die Scharen der Fabrikarbeiter vergrößert, Ausstände, Unruhen hatte es schon früher gegeben, eine Reservearmee von leidenden Arbeitern und eine andere von großstädtischem Gesindel stand zu allen Taten, sobald die überlieferte Ordnung einmal wanken würde, bereit. Daß nun hier der Stoß der allgemeinen Revolution einwirken mußte, war unvermeidlich. Den März erfüllten die Volksversammlungen, die immer heftigeren Reibungen zwischen der Volksmasse und dem Militär. Die Berliner Bevölkerung in ihren mittleren und höheren Schichten wollte eine Verfassung; die Minister wollten sie gewähren; eine Anzahl von Agitatoren wollte mehr. Wir erfahren von Ausländern, von Polen zumal, und von deutschen Radikalen, die nach Berlin geströmt seien. Es ist nach allem, was wir wissen, planmäßig auf den Aufruhr hingearbeitet worden; zu welchem Zwecke, das ist nicht genau bestimmbar. Man beabsichtigte dieses Königtum zu beugen, das festeste Bollwerk der alten Verhältnisse zu stürmen, ohne Zweifel, und was die Polen dabei gewinnen konnten, liegt auf der Hand. Erstrebte man noch anderes? Versprachen sich die republikanischen Fanatiker in Preußen einen unmittelbaren republikanischen Erfolg? Allerlei weitgehende Wünsche werden da wohl durcheinander geflutet sein; in diesen Kreisen, das ist gewiß, *suchte* man den Kampf. Die große Mehrheit der Berliner Demonstranten suchte ihn nicht: sie wurde durch die Strömung mitgezogen, sie strebte nur nach königlichen Kon-

zessionen, sicherlich nicht nach der Niederwerfung des Thrones. Sie war bereit, so wie es in der Luft lag, auch zu den Waffen zu greifen, wenn man sie von der Gegenseite aus dazu zwänge, und sie ist ehrlich, ja naiv davon überzeugt gewesen, daß man sie gezwungen habe.

Der Losbruch am 18. März war so der Menge der Berliner eine Tat der Notwehr des Volkes gegen das angeblich angreifende Militär; er beruhte zwischen ihnen und dem Könige wirklich auf einem Mißverständnis, und nur von den revolutionären Leitern war er gewollt worden. Was die liberale öffentliche Meinung forderte, hatte der König zuvor eingeräumt. Aber die Spannung der Gegensätze war freilich bereits sehr heftig geworden; im höheren Sinne angesehen, war es doch kein bloßer Zufall, daß sie sich entlud. Die Böswilligen, die es, soviel wir urteilen können, dahin gebracht haben, rechneten nicht ohne guten Grund mit der jahrelangen, bitteren, mißtrauischen Gereiztheit gegen den König.

Der alte Staat seinerseits hatte sich aufgegeben, ehe der erste Schuß losging; die Raschheit und Vollständigkeit seines Zurückweichens war hier wie anderwärts, ich wiederhole es, das deutlichste aller Zeugnisse für das innere Recht dieser Umwälzung. Die Art aber, wie er nachgab, wurde wieder von der Persönlichkeit des Königs bestimmt. Friedrich Wilhelm war es ein entsetzlicher, ein eigentlich ganz undenkbarer Gedanke, sein Volk wider sich in Waffen zu wissen; er wollte nicht an die Tatsache glauben. Er ist von widerstreitenden Ratschlägen bestürmt und bewegt worden; zuletzt aber hat doch er allein es veranlaßt — er in dem innerlichen Zusammenbruche seines ganzen Empfindens, in dem fieberhaften Drange nach Versöhnung und Vertrauen, in der zitternden Krankhaftigkeit seiner Erregung und seines Jammers, die aber doch eben aus dem Mittelpunkte seiner Empfindungswelt herstammten; er allein hat es veranlaßt, daß seine siegreichen Truppen vor den Barrikadenkämpfern weichen mußten. Er zieht sie zurück; über die militärische Tragweite des Befehls mag er sich nicht ganz klar gewesen sein, und an Mißverständnissen mag es nicht überall gefehlt haben: das aber ist außer Zweifel, daß nur auf ihn allein die furchtbare Selbstdemütigung der Monarchie zurückgeht. Seine Offiziere waren empört und erschüttert: Roons Briefe aus dem nahen Potsdam spiegeln das ergreifend wieder. Friedrich Wilhelm aber

bleibt auf der nun eingeschlagenen Bahn: er gibt sich seinem Volke anheim, dessen Schutz soll ihm genügen; er wirft sich der deutschen Bewegung mit jähem Entschlusse in die Arme — er hat sich in allem verrechnet. Durch die Macht allein konnte er seinem Volke das Verfassungsleben schaffen und regeln, das zu gewähren er sich nun endlich entschieden hatte: durch die Macht allein konnte er Deutschland lenken — und die Macht hatte er am 19. März selber von sich geworfen, um sie dann noch lange am Boden hinschleifen zu lassen; er war durch eigenen Entschluß ein besiegter Mann, und als Besiegten behandelte ihn die Welt. Die seelische Notwendigkeit seiner Haltung kann man überall begreifen. Auch das begreift man, daß er, wie er war, in der nationalen Frage damals nichts wirken konnte, nicht nur weil er verspottet wurde und man ihn nicht haben wollte, sondern weil überdies seine innerste Welt von der der Frankfurter durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden blieb. Denn so oft er ihnen näher zu kommen schien, im Grunde blieben sie ihm doch gottlose Empörer gegen eine geheiligte Ordnung, in welche Menschenhand nicht hineingreifen darf, und seine Wünsche blieben allezeit auf das alte Reich und dessen mittelalterliche Hierarchie gerichtet, der er sich und seinen modernen Staat gar zu gern eingefügt hätte.

Was der König, seitdem er das von seinen Truppen erst völlig geräumte, dann nur ganz spärlich und ungenügend wiederbesetzte Berlin im Mai dauernd verlassen hatte, den preußischen Verhältnissen gegenüber empfunden und erstrebt hat, darüber wage ich noch kein festes Urteil. Er hatte sich der Berliner Revolution gefügt und ließ sie zunächst gehen; er wollte, scheint es, sein Wort halten und behielt liberale Minister, denen er freien Raum gab; er meinte wohl auch, die Bewegung sich in ihren Übertreibungen erschöpfen zu lassen; die Hauptursache seines Zusehens und Abwartens wird aber doch wohl nicht in bewußten Plänen, sondern in seiner eigensten Anlage gelegen haben. Die zwang ihn zur Tatlosigkeit. Er gab seinen monarchischen Anspruch im Tiefsten seiner Seele nicht auf, er mochte auch rechnen, daß die Zeit kommen würde, ihn wieder hervorzukehren: vor allem aber war er nicht der Mann, diese Zeit kraftvoll selber herbeizuzwingen. Er gehorchte seiner Natur und ging nur schrittweise, nur insofern er gar nicht anders konnte und die Lage selber ihn vorwärts trieb, allmählich wieder voran.

Über diese seelischen Vorgänge mag man streiten und wird sie

noch besser aufklären können; die Folgen seines Verhaltens aber für die Berliner Zustände liegen uns bereits deutlich, in einer Fülle lebensvoller Zeugnisse, vor Augen und bilden in der Menge der sonderbaren Schauspiele dieses Jahres wohl das sonderbarste. Wir können die Truppen auf ihren Kämpfen vor und am 18. März begleiten, wir spüren den fanatischen Haß, der sich auch der Ruhigen unter den Bürgern gegen das angeblich mit Mordschuld beladene Militär, gegen die verfemten Offiziere bemächtigt hat; wir haben Schilderungen des Straßen- und des Häuserkampfes mit all ihrem Entsetzen und ihrer Grausamkeit. Wir sehen den Prinzen von Preußen, als der König den Rückzugsbefehl erteilt, seinen Degen in hellem Zorn auf den Tisch werfen, weil er ihn nun nicht mehr in Ehren tragen könne. Wir fühlen nach, was die Soldaten und zumal ihre Führer auf diesem schrecklichen Rückzuge empfanden, sie, die Sieger, bedrängt, umtobt, verhöhnt, beschimpft von dem Volke, das sie soeben geschlagen haben; sie dürfen sich nicht wehren, denn jede Antwort wäre neuer Kampf, und den hat der König verboten. In den Kasernen stehen die Offiziere, als das Volk auch diese bedroht, in düsterer Verzweiflung: die Verteidigung ist ja ausgeschlossen; dringen die Scharen ein — so lautet der Befehl des Obersten eines dieser furchtbar hart geprüften Regimenter — so werden sich die Offiziere ihnen wehrlos ausliefern und sich hinschlachten lassen, um für die Soldaten Schonung zu erwirken. Das war die Folge von Friedrich Wilhelms großherziger Kapitulation. Endlich sind die Regimenter entfernt. Die Bürgerwehr wird organisiert; die wüsten Auftritte der ersten Tage, der Leichenzug im königlichen Schlosse, die Gefährdung des Prinzen von Preußen und seines Palais, sind verrauscht. Da bricht eine Zeit der unablässigen Unruhe, der steten Unsicherheit über die Hauptstadt herein, eine Zeit, die wir heute mit Mühe noch verstehen, reich an sehr ernsten und reicher noch an seltsam burlesken Zügen; eine Tragikomödie sondergleichen. Die Bürgerwehr hat die öffentliche Ruhe zu wahren und ist selber durchsetzt von politischen Klubs; die Arbeiter erheben das Haupt, die Stadtobrigkeit müht sich, sie zu beschäftigen, sie bei guter Laune zu halten; Ausstände, Aufläufe, bedenkliche Wirren brechen immer wieder hervor. Dabei eine leidenschaftliche Preßtätigkeit, Anschläge, Aufrufe, Poesien; es ist kein Äußerstes, das da nicht begegnete, kein Wort des Hasses, das man dem Könige

selber nicht entgegenwürfe, bis zu der letzten Drohung des fanatischesten der Gedichte: „Verworfener! ha! du, du mußt sterben!“ Anderes klingt, wenn es auch bitterernst gemeint ist, vergnüglicher: „O legen Sie sich schlafen, alter Herr,“ so ruft ein Blatt, der „Publizist“, dem alten Konservativen Bülow-Cummerow zu, der damals seine Stimme zur Versöhnung erhoben hatte: „Die Zeit ist aus den Windeln aufgestanden; der Bart des Mannes ist ihr über Nacht gewachsen, und Sie kennen sie nicht mehr ...“ Die bärtig gewordene Zeit sah sich mannigfach umworben; als der Humorist Glaßbrenner sich als Kandidat für das deutsche Parlament meldete, da kam er, laut seinem Manifeste, „nicht im engen, herzerstickenden Frack, sondern in der Bluse der Menschenliebe“ und gab sich das Zeugnis: „Ich bin niedrig geboren, nicht wie so viel Hohe niedrig geworden und geblieben.“ Das waren schöne Worte, die pathetisch und packend sein wollten; bewußte Witze blieben auch nicht aus. Wie oft löst in den Erzählungen der Zeitgenossen, wenn das Volk sich aufgeregt versammelt hat und irgendeine Wildheit droht, ein Berliner Scherz die Spannung in gutmütiges Gelächter auf! Es war ein Durcheinander von sittlicher Entrüstung, von roher Gewaltsamkeit und von Freude am Ulk, von Fanatismus und Harmlosigkeit, das bei all seinen Schrecken und seinen großartigen Ansprüchen zuletzt immer von neuem einen unwiderstehlich kleinstädtischen Eindruck macht. Auch die Bürgerwehr hat offenbar recht viele von den schlechten Witzen, die man auf sie gemacht hat, durch kleinbürgerliche Naivität, Zuchtlosigkeit und Pulverscheu wohl verdient. Was alles mußten die guten Berliner aber auch durcharbeiten und entscheiden! Die Weltpolitik, insbesondere das Mißtrauen gegen Rußland, beschäftigte Presse und Volksmeinung stark; die polnische Frage wurde mit Vorliebe behandelt, hatten doch Mieroslawski und seine mit ihm aus dem Gefängnisse befreiten Genossen die jubelnde preußische Hauptstadt im Triumph durchzogen, ehe sie nach Posen gingen, um dort gegen die Deutschen Krieg zu führen! Die Verbannung und Rückkehr des Prinzen von Preußen gab zu einer ganzen Flut von Reden Anlaß, und dabei sammelte sich, obwohl die Angriffe weit überwogen, doch schon ein Teil der Landwehr um den Namen ihres früheren Generals. Mit den Provinzen, deren zurückgebliebene Politiker den Berliner Fortschritt noch nicht so recht mitmachen wollten, setzte man sich in offenen Briefen aus-

einander. Vor allem aber die preußische Nationalversammlung lieferte (vom 22. Mai ab) den hauptstädtischen Massen einen unerschöpflichen Stoff: die Versammlung, erheblich unbedeutender und haltloser als die deutsche zu Frankfurt am Main, von einem Radikalismus geführt, der hier, wo es nicht im allgemeinsten eine neue Welt zu bauen, sondern im Einvernehmen mit einer nahen und alten Monarchie einem festen bestehenden Staate die neue Verfassung zu schaffen galt, sehr viel vager und unberechtigter erscheint als dort. Niemand wird in die Versuchung kommen, diesem Landtage, so wenig man seinen ernsten Führern wie Waldeck und Unruh die Achtung und das Verständnis verweigern darf, den Charakter tragischen Heldentums und ehrwürdiger Größe zuzusprechen. Dafür halfen die lärmenden Scharen vor der Singakademie den Abgeordneten gern mit handgreiflichem gutem Rate nach, der nicht immer jovial blieb. Die lange Reihe der Konflikte im Parlament und auf den Straßen folgte nun, der heillose Unfug des Zeughaussturmes im Juni, die harten Zusammenstöße der Arbeiter mit der Bürgerwehr im Oktober, die verschärften Auseinandersetzungen zwischen Kammer und König, der Wechsel der Ministerien, die allmähliche Sammlung Friedrich Wilhelms zu dem Entschlusse, endlich einzuschreiten. Sobald der König ernstlich zugriff oder den Seinen gestattete, ernstlich zuzugreifen, verschwand der wüste Spuk dieses Terrorismus, der Berlin durchtobt hatte, außerordentlich rasch, und die Stadt selber atmete auf. Preußische Truppen haben dann, als im Frühjahr 1849 nach dem Zusammensturze der Paulskirchenversammlung die radikale Demokratie sich in preußischen Städten, in Dresden, Pfalz und Baden erhob, die Ruhe hergestellt. Die neue Verfassung, die Friedrich Wilhelm am 5. Dezember seinem Königreiche oktroyiert hatte, hat die Grundlage der inneren Weiterentwickelung für Preußen gebildet; sie war demokratisch genug, derart, daß sie nachher reichlich umgearbeitet worden ist; aber vor allem, sie ruhte auf königlichem Machtspruche: seit dem November 1848 stand in Preußen wieder das Königtum aufrecht an der Spitze.

Daß das Alte, der Absolutismus, gefallen war, entsprach der allgemeinen Notwendigkeit; daß dabei die Monarchie und daß Preußens Macht überhaupt so lange ausgesetzt hatte, entsprang dem Charakter des Königs; und alles, was nun noch, vom Winter ab, zwischen ihm und der deutschen Reichsversammlung verhandelt

und versucht worden ist, hing wieder ganz an Friedrich Wilhelms Eigenart. Es hat infolgedessen in allen Einzelheiten einen Zug des Irrationellen; aber man muß wiederholen: im großen und ganzen ist doch der Versuch, zwischen der Paulskirche und Berlin das Bündnis zustande zu bringen, aus sehr begreiflichen Gründen, ja, wohl aus Gründen der vollsten Notwendigkeit, gescheitert. Die Versammlung konnte dem Könige nicht geben, was er für sich und alle Monarchien verlangte; sie hätte das höchstens dann über sich gewinnen können, wenn Preußen ihr Steuerruder mit überlegener Hand ergriffen und sie in seine Bahnen hinübergerissen hätte. Der König aber kam aus seiner tiefen Abneigung gegen die Träger der Volkssouveränität auch jetzt nicht heraus; er ließ sich durch seine Berater und das Bruchteilchen preußischen Ehrgeizes, das in ihm war, gelegentlich weit vorschieben: aber innerlich war er nie entschlossen, zu tun, was man von ihm forderte. Es ist eine Selbsttäuschung gewesen, wenn die Männer der Kaiserdeputation gemeint haben, eine plötzliche Einwirkung geheimer Ratgeber, ein plötzlicher Umschwung des Königs habe ihr Werk vereitelt. Der Versuch, Friedrich Wilhelm IV. die Frankfurter Kaiserkrone zu bieten, war immer innerlich aussichtslos, und daß er gescheitert ist, ist nicht die Folge zufälliger Einflüsterung. Der König hat dann (April 1849 bis November 1850) seinerseits versucht, das Gagernsche Programm vom engeren Bundesstaate neben Österreich für sich aufzunehmen und es, als Fürst, mit fürstlichen und preußischen Mitteln durchzuführen. Es war etwas Fremdes, das zu seinem Wesen nicht paßte; er hielt innerlich nicht daran fest, und als sich der Widerstand der Welt dagegen erhob, gab er es kampflos und ruhmlos zu Olmütz preis. Diese späteren Zeiten der deutschen Bewegung und ihres Nachspieles in der „Union" zeigen bereits alle Elemente derjenigen Lösung der deutschen Frage, die 1866 Wirklichkeit geworden ist: das kleinere Deutschland unter Preußen, ein Mittelwesen zwischen dem lockeren alten Bunde und dem unitarischen Gesamtstaate der Paulskirche, aber dem zweiten verwandter als dem ersten, die Leitung ganz beim preußischen Königtum. Noch aber waren alle diese Elemente nicht reif. Das preußische Königtum war es weder an politischem Willen noch an militärischer Kraft; und Deutschland hatte 1848 zwar die Keime alle in sich aufgenommen, aber es fehlte noch viel daran, daß sie lebensfähig, daß sie allgewaltig geworden

wären. Es brauchte noch innere Durcharbeitung, harte Erfahrungen, eine lange Steigerung des Bedürfnisses und der Energie. Dann erst haben die beiden Gewalten, die Nation und Preußen, die 1848 einander nicht finden konnten, sich gefunden, und auch dann nicht ohne bitteren Kampf: Kampf zwischen ihnen beiden und Kampf gegen eine feindliche Welt ging der Erfüllung vorher; sie selber aber wurde, nach aller Vorbereitung, erst durch das lebendige Wirken starker Menschen heraufgeführt.

Das alles sind bekannte Dinge; hier hat darauf hingewiesen werden sollen, weshalb und wie es 1848 zu früh war, und wie die besten Kräfte des großen Jahres einem Verhängnis erlegen sind, das in ihnen und über ihnen waltete und das wir resigniert begreifen.

Ich habe davon gesprochen, wie man später gegen 1848 ungerecht geworden ist, wie man die Fehler jener ersten Kämpfer hervorgesucht und verurteilt hat. Da mochten freilich unter den Ernüchterten und Gereiften — wenn ich einen schönen Ausdruck Theodor Mommsens aus der Römischen Geschichte, bei dem sein Verfasser vielleicht doch zugleich an eigenes Erlebnis gedacht haben mag, auf unseren Gegenstand übertragen darf — „indem sie die Mangelhaftigkeit jener Anfänge belächelten oder beschalten, doch auch eben die Geistreichsten es sich gestehen, daß die Jugendzeit der Nation vorüber war, und vielleicht diesen oder jenen doch wieder im stillen Grunde des Herzens die Sehnsucht beschleichen, den lieblichen Irrtum der Jugend abermals zu irren".

Wir haben es heute besser; wir wohnen im festen Hause der Macht, und will's Gott, so werden wir sie männlich mehren und gebrauchen. Aber auch wir stehen, nachdem die Zeiten nach 1870 das alte Ideal erfüllt gesehen haben und auf der Höhe sicher einhergeschritten sind, wieder in neuen Wirren. Die Aufgaben und Ideale des heutigen Tages sind ungeklärt wie die von 1848; die soziale Unruhe der Sturmeszeit begreifen wir ganz; die große nationale Frage, die Frage zumal nach dem Geschicke der Deutschösterreicher, die damals die Menschen erschüttert hat, greift uns mit all ihrer Tragik und ihren Zweifeln, nach langer Abkehr, heute wieder gewaltig, ja unabweisbar an das eigene Herz. Wir hoffen, daß wir über die Fehler der Kindheitsjahre hinaus sein mögen, aber wir können jene Kindheit wieder besser verstehen, als es inzwischen

geschah, ihre Probleme wärmer ergreifen, ihr schmerzliches Suchen, ihre sehnsuchtsvolle Begeisterung müheloser nachempfinden. Und es wird auch einem härter gewordenen Geschlechte ein Segen und, wenn ich nicht irre, mehr und mehr eine selbstempfundene Wohltat sein, wenn ihm ein Anhauch des großen Idealismus der Vergangenheit in die Nöte und Hoffnungen seiner Gegenwart herüberweht.

* * *

Kaiser Wilhelm I.

Rede bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg 1901

Es erwärmt mir das Herz, daß solche Gesinnungen des Dankes und der Verehrung sich in so großer Verbreitung kund tun: denn es ziert die Nation in der Gegenwart und es stärkt ihre Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie ihre Erkenntnis für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt."

Diese kaiserlichen Worte hat Wilhelm I. dereinst an seinen größten Diener gerichtet. Wir dürfen ihrer heute gedenken, auch wo es sich um ihn selber handelt, den Suverän: denn auch ihm strömt jene Dankbarkeit und Verehrung frei und reich entgegen, nicht nur dem Fürsten, auch dem Manne. Drei Jahre, nachdem er die Worte sprach, haben wir ihn zu Grabe geleitet; wir haben 1897 seinen 100. Geburtstag feierlich begangen; wir haben seitdem von dem Jahrhundert Abschied genommen, das sein Leben erfüllt hatte. Und allüberall im großen Vaterlande grüßen uns die Ehrenzeichen, dem Kaiser errichtet: er tritt uns entgegen in Erz und Stein, auf den Märkten unserer Städte, im Angesicht unserer Fürstenschlösser, er schaut von unseren Bergen weithin über deutsches Land. Auch die Bürgerschaft von Heidelberg hat ihm, im freiwilligen Zusammenwirken der Liebe, sein Standbild in dieser Stadt erhöht: ein Symbol für die allgemeinen Gewalten, die uns schirmen und leiten, und ein Denkmal der Persönlichkeit zugleich. Und alles beste Leben des badischen Landes zeigt sich ihm heute innig verknüpft: das Fürstenpaar dieses Landes ist herbeigekommen, um ihm von neuem Ehre und Liebe darzubringen, dem erlauchten Vater wie dem Begründer des deutschen Staates, ihm, dem es nahegestanden hat wie niemand mehr in unserer Gegenwart; alle Berufs- und Lebenskreise aber haben sich dabei um Euere Königlichen Hoheiten geschart.

Und wir begrüßen ihn alle, den ersten Kaiser den neuen Reichs. Wir empfinden es wiederum in tiefer Seele, was dieser Herrscher und sein Werk, was Reich und Kaisertum unserm Volke, was sie insbesondere dem Volke dieser rheinischen Gebiete bedeuten. Es klingen uns die Worte in den Ohren, die Kronprinz Friedrich Wilhelm vor fünfzehn Jahren in der Aula der Heidelberger Universität ihr zurufen konnte: „daß sie in dem halben Jahrtausend ihres Bestehens nie glücklichere Zeiten geschaut habe als die, in denen wir leben," die Worte zudem, die ihm damals in diesem

selben Saale aus erlauchtem Munde zurückerschollen sind, das Kaiserhoch auf den Behüter des deutschen Friedens, den Träger unserer Macht und Größe. Wir empfinden es, was uns diese Macht bedeutet, schirmend und deckend, leitend und erhebend; wir spüren dankbar und froh den ganzen Flügelschlag des nationalen Stolzes, der unsere Seele freier und weiter und größer macht, die unendliche Dehnung und Adelung unserer deutschen Welt, unserer Weltstellung, unseres Weltgefühles; wir preisen in unserem nationalen Staate die unaussprechlich segensreiche Voraussetzung aller äußeren Kraft und aller inneren Gesundheit, wir spüren es, ein jeglicher in sich selbst, daß wir nicht mehr zu leben vermöchten, daß wir nicht mehr atmen könnten ohne dieses Reich und sein Kaisertum. Und wo ringt sich solch ein Bekenntnis stärker und notwendiger aus dem Herzen empor, als an dieser Stätte, wo aller Ruhm und alles Elend, alles Leid und alle Sehnsucht und aller aufwärtsdrängende Kampf unserer deutschen Geschichte aus den Zeugnissen der Jahrhunderte körperhaft zu uns redet in der unauslöschlichen Sprache unserer teuren Ruinen dort oben und aller lebendigen Erinnerungen rings um uns her? An dieser Stätte allgemein-deutschen Lebens, wo seit langem, in den Tagen der tapferen Vorarbeit für Kaiser und Reich wie seit den Tagen der Erfüllung, Nord und Süd sich einig zusammengefunden und, wie es der Kronprinz gerühmt hat, „den schönen Glauben der Volksgemeinschaft" gepflegt und ausgebreitet haben, „der unser Hort und unsere Stärke ist"; hier, wo die Liebe zu dem schönen engeren Vaterlande und seinem lebensvollen und altgetreuen Staate und die zu dem weiten Deutschland sich inniger verbinden konnten als fast irgendwo sonst. Gewiß, die Stadt Heidelberg durfte sich ihr Kaiserbild wünschen und schaffen, wenn eine in Deutschland; und unsere Hochschule — das darf ich wohl aussprechen — wird es freudig preisen, daß Kaiser Wilhelm gerade hinreitet auf sie. Als die Verkörperung des großen Ganzen steht dieses Bildnis künftig in unserer Mitte. Und wir verbeugen uns vor dieser Verkörperung unseres Reichs: denn es gibt keine, so ganz umfassend, so hoheitsvoll und so rein wie sie. Längst ist es uns so gut wie selbstverständlich geworden, daß diese ehrwürdige Gestalt der Ausdruck alles dessen ist, was wir gemeinsam besitzen und ehren: wir müssen uns fast gewaltsam daran erinnern, daß heute vor erst fünfzig Jahren die Welt in zitternder Bangigkeit auf Paris,

auf den Staatsstreich des dritten Napoleon, auf den neuen Störer und Lenker des Erdteils sah; wer hätte damals in dem vielgehaßten Prinzen von Preußen in seinem Koblenz den Besieger Napoleons, den ersten Kaiser eines stärkeren Deutschlands geahnt? Und es sind vor wenig Wochen erst 40 Jahre gewesen, daß König Wilhelm sich zu Königsberg, unter dem Mißfallen der deutschen Welt, die preußische Krone auf das Haupt setzte; damals grollte der aufsteigende preußische Verfassungskonflikt; und kurz darauf hat er einem englischen Staatsmanne gesagt, „er selbst werde die Einigung Deutschlands wohl nicht mehr erleben, aber hoffentlich sein Sohn oder Enkel". Kaum ein Jahrzehnt danach, so war er Deutscher Kaiser, und 1881 erklang aus seinem Munde die kaiserliche Botschaft des 17. Novembers über die Welt: er stand auf der Höhe.

So starker Wechsel in so schnellen Wandlungen, in harten Kämpfen, hat dieses lange Leben durchzogen und erhoben, das unser Auge jetzt beinahe anschauen möchte wie einen einzigen, müheloſen, selbstverständlichen Sieg. Es ist Arbeit und Not und Leistung gewesen von Anbeginn an: erst darin ruht für uns Erben sein innerster Wert. Wir schreiten auch heute mit raschem Schritte den wundersamen Gängen dieser Laufbahn nach.

* * *

Aus dem alten Preußen kam Kaiser Wilhelm her: das ist die Heimat seines Wesens geblieben. In dem alten Preußen, als Teile des alten Deutschlands, ist er geboren worden, in dem festen, harten Sonderstaate, dem Beamten- und dem Soldatenstaate, den auch im neuen Jahrhundert immer wieder von neuem der Geist Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen durchweht hat. Zwar schon der Knabe sah das System des alten Absolutismus bei Jena erliegen und aß in schweren Jahren das Brot des Kummers, beinahe der Verbannung; er schaute die Erhebung von 1813 und machte sie mit, er spürte damals den Hauch des deutschen Ideals, der auch seinen Staat ergriff. Und er sah die umgestaltenden Gedanken der Scharnhorst-Stein-Hardenbergischen Reform in dessen Gefüge eindringen; er erlebte das gewaltigste Gesetz des neunzehnten Jahrhunderts, das Boyensche Wehrgesetz, das Gesetz der allgemeinen Dienstpflicht: er erlebte es in seinem eigensten Lebens- und Arbeitskreise. Aber dann trat neben die neuen Antriebe volkstüm-

licher Reformen in ungebrochener Kraft von frischem das alte Preußentum; neben und über Stein und den Seinigen blieb Friedrich II. der Zukunftsgenius dieses Staats. So standen die Gegensätze in den letzten Jahrzehnten König Friedrich Wilhelms III., in der eigentlich entscheidenden Lehrzeit seines Sohnes. Die alte Zucht, ein Stück von der alten Trockenheit, aber auch die alte Eigenart dieses Gebildes herrschte wieder vor; es war der alte Sonderstaat, der seine besonderen Wege in der Welt zu gehen beanspruchte, abgeschlossen und selbständig, ein europäischer Großstaat noch mehr als ein Teil der deutschen Staatenwelt. Es war ein Staat, von welchem Prinz Friedrich rühmte, daß er seiner Kleinheit, seiner „körperlichen Schwäche" nachhelfen müsse „durch intellektuelle Kräfte": „und diese", so sagte er, „müssen vornehmlich in dem Heere geweckt und erhalten werden" — es war ihm der Staat des Geistes und der Waffen. Ihm diente er, in den freilich eng gewordenen Kreisen des alternden Vaters, ein fester Legitimist, und zumal: ein preußischer Offizier. Im Heere stieg er auf; das lernte er völlig kennen und beherrschen, er wurde Fachmann von Grunde aus und gewann sich damit für alle Aufgaben seiner Zukunft das feste klare Maß; zunächst jedoch ergriff er in seiner Armee das Preußentum mit all seiner Wucht und all seinem Ernst. Es war das Heer der allgemeinen Dienstpflicht, und an der hielt er fest: aber er wollte es gleichzeitig weiterbilden; er wurde von frühen Jahren an der vornehmste und sachkundigste Führer einer realistischen, militärischen Partei, die manchen doktrinären Auswuchs aus diesem Volksheer entfernen wollte und die unablässig Verbesserung, aber auch unablässig Verstärkung des Heeres forderte. Er aber forderte sie im Sinne der Macht. Im Hause Friedrich Wilhelms III. war er der Einzige, der den hohen Ehrgeiz seines Staates, den friedericianischen Sinn stolz und ungeduldig durch die Stille der matten Friedensjahre dahintrug; wohl Schulung des Geistes und Schärfung der Waffen — aber alles im Dienste *großer* Ziele, einer lebendigen preußischen Zukunft. Darin ragte er weit über seine Umgebung hinweg; im übrigen wollte er, und bis auf die Höhe des Mannesalters hinauf, nichts weiter sein als seines königlichen Vaters getreuer wesensverwandter Sohn. So erschien er, das vornehmste Bild eines preußischen Militärs, hoch und straff, gütig und heiter, pflichteifrig und klar, in Antlitz und Wort und täglicher

Arbeit schlicht und getreu, von einfach großen Zügen, all sein Wesen verständig-gesund, entschieden, echt, von tiefer Wärme und weichem Herzen — nur in der Stille hinter dem allen ein Zug von unbewußt heroischer Größe des Willens, bereit, einmal hinauszudrängen in die weite Welt der Tat.

Auf diese ruhige Entwickelung aber traf seit seines Vaters Tode, seit 1840, der wirbelnde Strom der unruhigen Zeit, mit ihrem doppelten Streben, dem liberalen und dem nationalen. Lange vorbereitet, in Wirtschaft und Gesellschaft, in Geist und Staat, oft zurückgedrängt und doch niemals bezwungen, brauste die neue Forderung jetzt stürmisch daher. Sie verlangte für die Deutschen die Einheit in Handel und Wandel, und vor allem die Einheit des Staatslebens; nach innen die geordnete Teilnahme der Nation an ihrer Regierung, das längst erstrebte Recht zumal des Bürgertums; nach außen hin, inmitten der großen Völker Europas, endlich auch unserem Volke Achtung und feste Macht. Sie verlangte das alles, nach langen und bitteren Erfahrungen, mit heißem Eifer, mit leuchtendem Glauben an ihr eigenes Recht, im Namen der Nation, des suveränen nationalen Willens. Sie wollte die alten Gewalten unseres staatlichen Daseins hineinzwingen in die neue Bahn; und als aus natürlichem Widerstande und persönlichem Mißverstehen, aus hundert verborgenen Quellen dann die Revolution von 1848 hervorbrach, da sollte alles mit einem Schlage neue Gestalt gewinnen, in Einheit und Freiheit, nach einem einzigen, lebensvollen, leidenschaftsvollen Ideal. Damals wurden ja die Gedanken durchgedacht, Gedanken der Zerstörung und des Wiederaufbaues, Gedanken tragisch notwendiger Ablösung des engeren Deutschlands von dem alten Bunde mit Österreich, und die neuen Formen für das neue Deutschland — Gedanken, die dann die Zukunft zur Grundlage der Wirklichkeit gemacht hat; aber sie alle noch einseitig, grenzenlos, maßlos: alle aber abgeleitet aus der Allmacht, der Alleinberechtigung des nationalen Willens.

Durchgesetzt worden sind sie später in Kampf und Ausgleich mit den altbestehenden Mächten, unter der Gegenwehr der alten Staaten und lebendiger Menschen, durch die Hand lebendiger Menschen, nicht abstrakt und suverän, wie man sie 1848 gedacht, sondern mit anderen Elementen vermischt, gedämpft, verwandelt. Und der sie als König und Kaiser zum Sieg führen sollte, freilich zugleich sie

durchdringen sollte mit der historischen Eigenart seines Wesens und seines Staates, das war Prinz Wilhelm von Preußen, er, der diesen Ideen von Hause aus entgegengesetzt schien und war wie kaum ein anderer sonst.

Sie sind auf ihn eingestürmt, und er hat sie lange verworfen und bekämpft; er hat sich ihnen nähern müssen, zuerst da sein Bruder, der neue König, es gebot; er hat sich von ihnen ergreifen lassen, als sie im Sturm des 1848er Frühlings allüberall die Gegner brachen und selbst die Herzen so vieler Widerstrebenden eroberten; er hat die Verfassungs- und hat die Einheitsgedanken charaktervoll und ernsthaft in sich aufgenommen — der Barrikade ein unversöhnlicher Feind, der Notwendigkeit maßvoll neuer Entwickelungen erschließbar, in ehrlicher, innerer Arbeit, in langsamer pflichtgetreuer Prüfung und Umbildung seiner Ideenwelt, seines ganzen inneren Lebens. Er war von jeher ein Deutscher, aber er war vor allem, in erster Reihe, Preuße gewesen. Und da war es nun der immer wiederholte Hergang seines seelischen Werdens und Weiterwachsens, daß er das Neue voller in sich aufnahm und verarbeitete und daß dann doch, stets von frischem, seine Eigenart in allem Neuen sich wiederfand, daß sein Altpreußentum, in verwandelter Welt, in verwandelter Richtung seines eigenen Wollens, doch immer wieder hervortauchte und sich mit allem Neuen, Liberalem und Deutschem, durchdrang. Die Führung in seinem Innern gewann stets wieder diese seine eingeborene Kraft, der heimatliche Kern seines Geistes und seines Strebens; der hat sich in Kaiser Wilhelm innerlich, durch alle Weiterbildungen hindurch, behauptet, und Kaiser Wilhelm hat ihn behauptet und durchgesetzt in ganz Deutschland. Dieser preußische Fürst und Offizier trug in sich selber das Maß für jede Aufgabe und jeden Anspruch des Lebens, die ihm von außen nahten: er fügte sich in die Welt, aber er fügte zugleich dem neuen Weltbilde, das ihm erstand, die Elemente seiner Gesinnungen ein, seiner Monarchie, seines Heerwesens, seiner staatlich selbstbewußten Kraft. Und nur dadurch wirkt ja der historische Mensch, daß er den Notwendigkeiten seiner Zeit ein Eigenes hinzuzubringen hat, an dem er festhält, das er inmitten jener Notwendigkeit durchsetzt, das er aus seiner Persönlichkeit hinüberführt in die Erscheinungswelt. Dasjenige altpreußische Wesen aber, von dem Prinz Wilhelm ausging, war nicht nur Vergangenheit. Es blieb auf Wirksamkeit und

Tat gerichtet, es war erfüllt von jenem Glauben an die Bestimmung, an die Größe seines Staates; der Prinz von Preußen zog 1849 aus dem Mißlingen der deutschen Revolution die positive Folgerung: wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern. Das blieb die Sehnsucht und die Kraft seiner eigenen Zukunft.

Und dafür hat er gearbeitet, unabgelenkt, in den Jahren der Enttäuschung. Er stand von 1850 ab in stiller und offener Opposition; er verschmerzte die Demütigung seines Staates, den Tag von Olmütz, nicht. Er schuf an der Heeresreform; er gewann seinem Heere schon damals die dreijährige Dienstzeit zurück. Und als ihn dann 1857 die Erkrankung König Friedrich Wilhelms zum Lenker Preußens machte, da ging er den Aufgaben der neuen Zeit mutig zu Leibe, mit ihren Mitteln, vielfach in ihrem Geiste, aber im Grunde doch immer er selber, der Hüter und Wahrer der Eigenart seines alten Staates. Er hat von 1858 ab in bewegten Jahren der preußischen und der deutschen Welt bedeutungsvollen Anstoß gegeben; er sprengte die Eisdecke der Reaktionszeit, er brachte nach seiner Art, bedächtig, aufrichtig, mit vornehmer Selbstlosigkeit und tiefem Ernste, die stockenden Probleme in Fluß. Er ließ sich wohl hemmen durch die furchtbare Schwere der Verantwortung: denn die deutsche Frage lösen hieß doch den Krieg mit Österreich wagen, es hieß die alte Legitimität zerbrechen, es hieß, die eigene Krone, den eigenen Staat, es hieß alles an alles setzen. Auf einem Gebiete hat er selber bereits das Notwendige bis an das Ende vollbracht: er reorganisierte das Heer, vergrößerte es, beseitigte endlich alle gefährlichen Mängel, die sein sachkundiger Realismus seit Jahrzehnten erkannt und angegriffen hatte: er war hier der Bahnbrecher und der Vollender zugleich, er setzte hier die Ziele, und er entschied über die Mittel aus tiefster Kenntnis heraus, es war seine eigenste Tat, und alles, was fürder geschah, ruhte auf dieser Heereserneuerung. Und überall öffnete er selber dem kommenden, großen Jahrzehnt die Wege; von 1858 bis 1862 hat er im unmittelbarsten Sinne selber regiert, selber geschaffen. Aber gegen die Heeresreform erhob sich der politische Widerstand, und die tragische Wirrnis des preußischen Konfliktes begann. König Wilhelm sah genau, worum es sich handelte: um den Fortbestand der königlichen Vorgewalt in Preußen, um den Lebensnerv des altpreußischen Staates. Und er sah zugleich, daß diesem Staate die große Arbeit des Kampfes um Deutschland heraufstieg.

Er hatte von 1858 ab die Dinge persönlich geführt. Auch den furchtbaren Doppelkampf, der sich jetzt aufzwang, auszufechten hat er, nach schmerzhaft schwerem innerlichem Ringen, er der Tiefbescheidene, der 65jährige, der sich als Sohn einer vergangenen Epoche empfand, zuletzt dennoch beschlossen, in königlichem Entschluß: er hat ihn ausgefochten, aber nicht mehr er allein; er hat ihn als Herrscher ausgefochten, als Staatsmann — wie bis zum September 1862 — nicht mehr. Er ist der Herrscher geblieben, auch als er die riesenhafte Aufgabe, das zu bezwingen, was nun auf Preußen eindrang, in die Hände des Staatsmannes legte, des Genius, den ihm sein Schicksal wies, des Gewaltigsten, den die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts kennt: er hat ihn berufen, er hat ihn ertragen und ihn gehalten, er hat, in starker Auseinandersetzung und starkem Ineinanderwirken, mit ihm zusammen gekämpft und gelitten und gesiegt. Er hatte Roon neben sich gestellt, den Tapferen und Getreuen, seinen großen Kriegsminister, der ihm half, das Heer umzuschaffen, und ihm half, die Krone festzuhalten im Beginne des inneren Sturmes; er hat mit Bismarck den Bund geschlossen in jener weltgeschichtlichen Stunde zu Babelsberg; er hat Moltke die Bahn seiner Schlachten aufgetan: die größte Zeit unserer neuen Geschichte, von der höchsten Wirkenskraft unvergleichlicher Männer herbeigerufen und durchstritten, brach an. Und zwischen ihnen allen, wie sie so reich und machtvoll selten derselbe Lebenskreis vereinigt hat, blieb König Wilhelm allezeit der Herr. Er hat in alles eingegriffen und nie auf die oberste Leitung verzichtet: er hätte es nicht gekonnt; er hat die letzte Verantwortung stets für sich beansprucht und sie ganz durchgekämpft; er hat mit jenen und mit sich selber gerungen, bis er ganz klar war; er hat in fester Weisheit zwischen ihnen ausgeglichen, wo ihre starke Leidenschaft sie gegeneinander stieß, er hat die oberste Ordnung gebildet und festgehalten inmitten des Wetteifers naturgewaltiger Menschen; er hat die Kreise der anderen auseinandergehalten und alle Tätigkeiten allein in seiner eigenen Entscheidung gipfeln lassen, Staatslenkung, Heeresverwaltung, Strategie: nur er vereinigte alles in sich, es blieb über allem ein höchster Wille bestehen. Über den ragenden Großen behauptete sich so Seine schlichte und königliche Natur: in sich selber von keiner Empfindlichkeit jemals dauernd gestört, der eigenen lebhaften Erregbarkeit immer bald wieder Meisterin, stets ihres auf das Sachliche

gekehrten Adels, stets ihrer klaren Majestät, ihres göttlichen Auftrages sich einfach bewußt — eine Vereinigung von leitender Seelengröße, die sich selber und die heilsame Einheit der Taten unverbrüchlich wahrt, mit der Schöpferkraft drängender Genialität, wundervoll wirksam und wundervoll anzuschauen: schon allein als historischer Anblick so groß und zugleich so rein. Die Ungeduld der suveränen Streiter, die wahrlich natürliche Leidenschaft des heißen Augenblicks klingt wohl hinein; aber sie ist stets wieder verhallt, und Weisheit und Versöhnung, ein erhabener Einklang sind immer das letzte Ende. In diesem Verhältnis zu seinen Paladinen hat König Wilhelm die ehrwürdigsten Eigenschaften seines persönlichen Wesens entfaltet. Fürst Bismarck selber hat ihn mit dem Worte aus dem Lear gefeiert: „Jeder Zoll ein König", und die vielfältigen Beteuerungen in Bismarcks Briefen, die dem stolzen Manne sichtbarlich aus tiefster Seele hervorgequollen sind, umschreiben seinem Herrscher gegenüber stets von neuem das andere Wort, das der verkleidete Kent dort zu seinem König spricht: „Es ist etwas in Euch, das ich gern Herr nennen möchte". „Und was ist das?" „Hoheit!"

In reiner Hingabe und Ehrfurcht, in wahrhaftiger persönlichster Liebe gipfelt schließlich das Empfinden all dieser Großen zu ihm — am Ergreifendsten das des eisernen Kanzlers selbst; und ein Besitz für immer bleibt seinem Volke gerade dieses menschlich vornehme Bild, das Kaiser Wilhelm ihm hinterlassen hat, wie um den Einen sich die Schar seiner mächtigen Diener schließt, in letzter und höchster Einigkeit; und alle der Reichtum hoher Menschen, der ihn mitschaffend umgibt, aus seinem eigensten Hause, aus dem deutschen Fürstenstande, und all der Mitarbeiter weit hinaus in Heer und Nation.

Wo aber wäre aus diesem Kreise die eigene Wirksamkeit Kaiser Wilhelms hinwegzudenken? Am Inneren und Äußeren, an Politik und Krieg ist er beteiligt mit handelnder und ausschlaggebender Kraft. Wir wissen wohl, es ist ihm schwer geworden, all die Daseinskämpfe auf sich zu nehmen, 1864, 1866, wie 1870 und 71. Es ist ihm schwer geworden, sein konservatives Gefühl und sein Verantwortungsbewußtsein der Notwendigkeit des deutschen Krieges zu beugen. Es ist ihm bitterschwer geworden, den Stolz seines Daseins, den preußischen Königsnamen, die preußische Sonderart aufgehen zu lassen im deutschen Kaisertum, im neuen Reich — war es doch

eben seine eigenste Leistung gewesen, daß er, seinem Kanzler darin ganz wesensverwandt, seinen Sonderstaat wirklich gegen die nationale Souveränität der 1848er Gedanken behauptet und die alte preußische Machtpolitik von neuem hinausgeführt hatte. Nun mußte er Abschied nehmen von diesem Höchsten und Liebsten aus seiner angestammten Welt. Er hat sich in herzerschütterndem Kampfe, in Schmerzen und Gebeten überwunden und hat sein Altpreußentum hingegeben für die Nation. Eine Selbstüberwindung, die auch ihre Ehrfurcht heischt, und deren Schwere wir preisen sollen: kostbare Gewissenskräfte sind so mit eingemauert worden in die Fundamente unseres Reiches. Und wenn König Wilhelm sich die Taten schwer abgerungen hat nach seiner getreuen Art: wie hat er dann auch dem einmal gefaßten Entschlusse alle seine Kräfte restlos hingegeben, wie war die Tat dann einheitlich, folgerichtig, fest, so daß Ein majestätisch großer Zug durch alle die dreißig Jahre der Regierung dieses gewissensstarken Mannes geht. Wie war er zuverlässig in einem heroischen Sinne: denn wo in aller Welt ist die Staatsform und ist die Persönlichkeit, die einen Bismarck über ein Vierteljahrhundert hindurch ununterbrochen in der Macht, an der Spitze der Geschäfte, gelassen hätte, wie diese Monarchie und dieser Monarch, der doch Monarch war in allen Fasern seines Wesens? Und vollends im Kriege! Wer vermag sich die beispiellose Einheitlichkeit unserer Heerführung vorzustellen, im Kriegswinter 1870 zumal, in einem neugebildeten, weithin zerstreuten, vielköpfigen Heeresorganismus, wie es der der Deutschen damals war, ohne die unbedingte Einheit und Sicherheit der obersten Leitung durch ihn? Ja, mehr noch: alle Sturmeskraft der stolzen Offensive, die diesen Feldzug durchweht hat von Weißenburg bis nach Le Mans und Pontarlier, war sie nicht mit den hundert geheimnisvollen Fäden, die den Feldherrn und sein Heer miteinander verknüpfen, an die Person dieses obersten Feldherrn gebunden? Strömte sie nicht lebendig von ihm hernieder auf das ganze Heer? Der unbedingte Wille zu siegen, die kostbare Frucht seiner militärischen Jugenderfahrungen und eines langen, reichen, unendlich fruchtbaren militärischen Lebens, und die Frucht zugleich seines Charakters, seiner Furchtlosigkeit und Mannhaftigkeit — dieser Wille zu siegen, in dem er mit seinem genialen Strategen so völlig Eins war, der ist doch die eigentliche Seele unserer Erfolge gewesen, und Kaiser

Wilhelm, der große Soldat, der Heereskönig, ist ganz gewiß nicht nur dem Range nach der erste gewesen unter den Siegern unseres heiligen Kriegs.

Wir wissen es alle, was dieser Krieg uns vollendet hat; wie nach allen Opfern des Blutes und der Überlieferungen die Einheit aus ihm emporstieg, die wir heute und immer feiern, wie auf das ehrwürdigste Haupt, das über Deutschland walten konnte, die Kaiserkrone herniedersank; ich habe hier nichts zu sagen von der Weihestunde des 18. Januars. Und wir wissen es, aus dem Vierundsiebzigjährigen wurde ein Neunziger. Und er war nun der Kaiser. Inmitten des flutenden, immer breiteren, immer wirreren Lebens einer verwandelten Zeit blieb er der Alte und blieb doch ihr lebendiges Oberhaupt. Er blieb der Preuße und wurde nun doch völlig zum Deutschen, er hatte die besten Kräfte seines Wesens in die deutsche Welt überführt und fand in dieser jetzt sich selber wieder; er hütete und mehrte die Einheit und wachte doch über dem Rechte eines jeglichen Souveräns und Staates; er ließ die Dinge wachsen und reifen und sah noch selber die Scheuern sich reicher und immer reicher füllen. Er regierte ein Jahrzehnt hindurch mit den Gewalten der neuen Epoche, und schritt dann, als Achtzigjähriger, mit seinem Kanzler zusammen, noch einmal auf neue Bahnen hinüber. Er ging mit ganzer Seele an das Werk weitausschauender sozialer Reform; er lebte in allem mit, in allen Sorgen der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, religiösen Krisen der 1870er Jahre, in der Umwendung der inneren Politik, in den Wandlungen und Erweiterungen der deutschen Weltstellung, sowohl in Europa wie jenseits der See. Er lernte unablässig fort und freute sich am Lebendigen; und wo wir je in das Getriebe an der Spitze unseres Staatslebens hineinblicken können, da finden wir den Kaiser von 1875 und 1885, in inneren und äußeren Fragen, doch wohl noch immer so unmittelbar beteiligt wie einst den König seines ersten Jahrzehnts: er blieb auch jetzt, mit seinem großen wirkenden Staatsmanne im engsten Bunde, doch der Monarch. Und dem greisen Helden strömte jetzt die Liebe, die Ehrfurcht, der Dank seiner Deutschen brausend entgegen; er wurde die Verkörperung des Sieges und nun des Friedens, die Verkörperung der Einheit und der Macht; mit sagenhaftem Glanze und doch so menschlich schlicht leuchtete sein weißes Haupt über der Nation. Ein jeder von uns liebte ihn und traute auf ihn; ein jeder

strebte zu ihm hin und wollte ihn sehen, ihm huldigen, ihn grüßen. Er trat bei seinen Gedenkfeiern — dem 80., dem 90. Geburtstage, dem 80. Jahrestage seines Eintrittes in das Heer — mit herzlicher Bescheidenheit und doch mit Worten von monumentaler Größe vor sein Volk. Wie groß der Rückblick, den er 1887 auf jene acht Jahrzehnte der Heeresgeschichte warf, der Blick, der von den alten Niederlagen und Siegen seiner Jugend sich bis auf die Höhen von 1870 erhebt, der Dank an seine geliebte Armee, das Bekenntnis zu ihrem Geiste, der sein Geist war; wie erschütternd groß der Abschied von dem Treuesten der Treuen, von dem sterbenden Roon, den sein Kriegsherr an seinem letzten Lager besucht: er spricht leise zu ihm, dann hebt er seinen Arm, der noch von der Kugel des Mörders gelähmt war, aus der Binde heraus und weist nach oben: Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden viele! und im Nebenzimmer drückt er das Tuch vor die nassen Augen und schluchzt.

Uns steht er vor der Seele, wie er damals war: noch immer der Erste seines Volkes in Waffen; arbeitsam bis an die letzte Stunde, stattlich und gütevoll, schlicht und fromm; rüstig bis in die höchsten Jahre hinein, und schon seit Jahrzehnten seines Endes gewärtig. Wir lesen seine Bekenntnisse aus einsamer Neujahrsnacht, Rückblicke auf das, was er erlebt hat, was ihn erhob und schmerzte, mild aber entschlossen im politischen Urteil, stets voll ergreifender Demut gegenüber seinen Siegen, und immer des Gefühls voll, daß er nur ein Werkzeug sei in höherer Hand: er lebt im Angesichte der Ewigkeit.

Und dann seine letzten Lebensnöte und sein Tod. Was bei dem majestätischen Begängnisse in der Winterkälte des 1888er Märzes, was bei der Aufbahrung des toten Herrschers in seinem Dome, gegenüber seiner Siegesstraße zu Berlin, seine Kampfesgenossen empfanden, das komme — denn dieses Bild und dieser Klang gehört zu seinem Gedächtnis! —, das komme auch in diesem Saale, besser als der Historiker es sagen könnte, durch den Dichter[1] zu Worte, der sein Offizier gewesen war.

> . . . Noch einmal auf Knieen vor ihm will ich liegen,
> Meine Stirn an die purpurne Ruhstatt biegen.
> Bei Gravelotte, spät war die Stunde,

[1] Detlev von Liliencron, In einer Winternacht.

Der König! rief es in weiter Runde,
Und jauchzend hemmten wir seinen Zügel,
Bedeckten mit Küssen ihm Hand und Bügel.
Die Sonne in sinkender Abendflut
Umrahmt seinen Helm in Gloriaglut,
Sein Auge tropft, seine Lippe bebt —
Mit ihm, mit ihm hab' ich's durchgelebt.

* * *

Das ist Kaiser Wilhelm.

Und so tönt es wohl auch heute noch durch die Herzen derer, die ihn gekannt und nahe geschaut. Aber auch die unseren, der Entfernteren, der Jüngeren, tönt es nach. Wir brauchen nicht der Reflexion, um ihn zu fühlen, wie er war: den Mann des alten Preußens und des alten Deutschlands, und uns vertraut, als stünde er, ein Lebendiger, noch immer mitten unter uns; war es uns doch, als er starb, als stürbe jedem deutschen Hause der Vater. Vertraut und unmittelbar verständlich klingt auch uns sein Wort aus seinen Briefen, aus den Jünglings- wie aus den Greisentagen, entgegen, altfränkisch und doch schwungvoll, sachlich und warm, echt, kräftig, ergreifend: wer ihn da sieht, der hat ihn lieb. Aber indem wir ihn so menschlich vor uns schauen, da wächst er uns doch zugleich empor. Nicht in die Höhe unberechenbar schaffender Genialität — und doch in das menschlich Große, ja in das menschlich Ewige hinauf, in seiner sicheren Tapferkeit, in der Erhabenheit ehrwürdigsten Herrschertums. Und in dem einfachen Manne erscheint uns, aus dem Persönlichen zum Sachlichen gesteigert, eine historisch unsterbliche Macht: wir fühlen es, als solche wird er dahinragen über kommende Jahrhunderte, der Ausdruck einer Zeit und eines Ideals. Ich habe sein Standbild ein Symbol seines Werkes zugleich und ein Denkmal der Persönlichkeit genannt: beides ist dasselbe, das eine geht in das andere über. Er ist und bleibt uns Er selber, — und er ist uns der Inbegriff von Siegen, auf denen wir stehen, von Kräften, deren Fülle noch ringsum unsere Gegenwart durchwirkt. All das, was er wollte und war, ist rings um uns her lebendig: Einheit und Monarchie und Heer, die Zucht des Staates und des Charakters. Sein altes Preußen hat sich mit deutschem Wesen durchtränkt und seine Eigenart erweitert, aber es

hat auch Deutschland durchtränkt mit sich. Wir streben weiter, über Wilhelms I. begrenzte Zeit hinaus; neue Aufgaben, neue Horizonte, neue Besonderheiten erwachsen einem jeden neuen Geschlecht — aber unser ganzes Dasein ist noch und bleibt noch durchdrungen von seiner Erbschaft: wir bedürfen jener Kräfte noch, die er geführt hat und die er darstellte, immer von neuem, heute und alle Tage.

Und über alle Endlichkeit hinweg, über den unmittelbaren Kampf hinweg, den seine Gestalt noch unter uns mitkämpft: ja! er bleibt uns ein Symbol: der Ausdruck wirklich für das, was den Deutschen gemeinsam ist, was wir halten, wahren und mehren möchten, der Ausdruck deutschen Wesens, wie wir es erwünschen, der Ausdruck deutscher Macht und Größe an sich. Wir empfinden ihn als ein kostbarstes Stück der gemeinschaftlichen Habe unseres Volkes, als etwas, das uns zusammenschließt und das uns aufwärts weist; aus seinem Namen und seinem Gedächtnis quellen uns Wärme und Liebe und Vertrauen entgegen; er ist uns etwas, dem einzelnen und der Nation, er ist es dem heutigen Geschlechte und wird es sein für Kind und Kindeskind — etwas Reines, Starkes, Erhebendes, das unverlierbar bleibt. So trete denn sein Erzbild unter uns, wie der Künstler es uns geformt hat, als eine belebte und lebenschaffende Gewalt! Wir werden ihn vor Augen haben heute und immer wieder, als den Kriegsherrn, wie er an festlichem Tage durch seine Truppen und durch sein Volk dahinritt, würdig, einfach, in Majestät; umrauscht von dem Hauche unsterblicher Vergangenheit, von dem Zuge des klaren und großen Willens, der in ihm war, von aller selbstlos schlichten Hoheit seiner Natur. Und so bleibe er unter uns, sammelnd, tröstend, mahnend in Stunden künftiger Not, der Mann der Treue, der die Treue aufruft für sein Angedenken und für sein Werk, der Mann der Pflicht, der Selbstbeherrschung und des Gewissens, der Mann der festen Kraft und des heldenhaften Mutes. So bleibe er unter uns, ein Wirkender für und für; und die Hand, die sein Erzbild über diese Stadt und dieses Tal ausstreckt, mit der Gebärde des Grußes und fast des Segens, — ströme sie Willen und ströme sie Segen aus, Segen über unser Vaterland und über all seine Zukunft!

* * *

Albrecht von Roon

Zum 100. Geburtstage 1903

Am 30. April 1903 sind es hundert Jahre geworden, daß in einem kleinen hinterpommerschen Dorfe der große Kriegsminister Wilhelms I. geboren worden ist. Man wird in diesen Wochen Roons bei uns stärker gedenken, als es wohl sonst geschieht. Denn mancher wird die Erfahrung gemacht haben, daß von den „drei Paladinen" des alten Herrschers, die man dereinst, von 1866 an, nur miteinander zu denken gewohnt gewesen, dieser, der ihm am frühesten zur Seite trat und der ihm herzlich am nächsten gestanden hat, wenigstens dem allgemeinen Bewußtsein am ehesten fremder geworden ist: man kann fast von einer Art von Vergessenheit reden. Woher stammt sie? Roon ist bereits 1873 zurückgetreten, bereits 1879 gestorben; der volle Schwung der monarchisch-nationalen Empfindungen, der die achtziger Jahre erfüllte und der damals die hohen Greisengestalten aus Kaiser Wilhelms Kreis erst ganz in das Heroische emporhob, traf ihn nicht mehr an. Überdies, er ist zeitlich enger bedingt und enger begrenzt als seine großen Genossen; und vollständiger als bei ihnen allen ist seine eigentliche Leistung mit dem bittersten Streite verknüpft, den unser Verfassungsleben durchgemacht hat: noch heute erhebt sich gegen den Kriegsminister des preußischen Konfliktes gelegentlich, sogar bei Historikern, Abneigung und Tadel. Er hat nicht das Leuchtende der beiden oder der drei anderen: man sucht und kennt ihn weniger. Und doch ist seine allgemein geschichtliche Bedeutung, die mittelbare wie die unmittelbare, erstaunlich groß und reich. Es ist ja der eine herrschende Zug unseres neunzehnten Jahrhunderts gewesen, daß das alte Preußen sich und seine Eigenart in das alte Deutschland hineingebildet hat: aus der Mischung der beiden ist unser heutiges Wesen entstanden. Preußen ist dabei innerlich deutscher, noch mehr aber Deutschland innerlich preußischer geworden: es ist durchtränkt worden mit organisatorischer und zusammenfassender Kraft, mit Zucht, Festigkeit, Staatlichkeit, und durchtränkt worden mit Realismus. Unser Vaterland ist aus der Welt des Geistes in die der staatlichen und wirtschaftlichen Wirklichkeit übergetreten; kein Faktor hat auch darin so stark wie der preußische gewirkt. Der größte Träger dieses Wirklichkeitssinnes und Wirklichkeitsstrebens, das Deutschland erzog und durchdrang, ist sicherlich Fürst Bismarck gewesen; auch für die große realistische Bewegung, die in allem, in Wissenschaft, Kunst und Technik, in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat, in

der gesamten Denkweise der Menschen durch dieses Jahrhundert hinflutete, bleibt sicherlich er der monumentalste Ausdruck und der wichtigste Führer. Aber in seiner dichten Nähe wird eine jede Nachwelt, auch wenn sie nur auf diese weitesten Zusammenhänge und auf die höchsten Höhen blickt, Albrecht von Roon finden. Von jenem preußischen Wesen vertrat er, der Offizier und Organisator, eine besondere, wenn man will eine besonders einseitige Art, aber sicher eine seiner leitenden schöpferischen Kräfte. Keiner, der das vergangene Jahrhundert verstehen will, kommt um die volle Würdigung dieser Kräfte herum. Und erst in den Taten Roons, in der lebendigen Einzelpersönlichkeit sind sie zur unmittelbaren Wirkung gelangt. Auch um Roon selber, eckig und mächtig wie er inmitten der Strömungen seiner Tage stand, wird keine Betrachtung ihrer Geschichte herumkommen: wenn sie ihn nicht ganz erfassen wollte, in aller herben Eigentümlichkeit und allem Reichtum seines Daseins, sie würde sich selber berauben. Zwar: was er in Deutschland *geschaffen* hat, ist uns noch heute in vollem Sinne modern; wie er war, erscheint er selber heute überwiegend als der Mensch einer vergangenen Generation. Dennoch gebietet und belohnt auch das Persönlichste an ihm die Aufmerksamkeit in einem ganz ungewöhnlichen Maße. Wir können ihm in die Seele blicken wie wenigen. Die Erinnerungen an ihn, und zumal der Schatz seiner eigenen Briefe, die sein ältester Sohn in den „Denkwürdigkeiten" zu Roons Leben zusammengefaßt hat, bilden eines der kostbaren Zeugnisse zur hohen Geschichte der Epoche, und darüber hinaus, das darf man wohl sagen, eines der schönsten Zeugnisse eines Menschenlebens überhaupt: es ist durchaus und für jeden ein ergreifendes Buch. Den Mann, der da redet, wird in seiner knorrigen und rauhen, seiner warmen, treuen und zähen Art schwerlich jemand idealisieren: aber wer Augen hat zu sehen, der gewinnt ihn lieb und hält ihn auch innerlich fest. Der Historiker jedoch, der seinem Werden und Wesen nachgeht, folgt dabei ganz von selber zugleich dem Gange des alten Preußens in das neue Deutschland hinein.

Albrecht (oder wie die Familienbriefe ihn nennen: Albert) von Roon stammt aus altniederländischem Blute; seine Voreltern sind als stramme Calvinisten im 16. Jahrhundert aus Holland ausgewandert, sie haben dann als Bürger und Kaufleute zu Frankfurt am Main gelebt, spätere Generationen wandten sich nach Frankfurt an

der Oder und wurden preußische Beamte und Offiziere. Man spürt in dem Feldmarschall leicht ein altcalvinistisches Element. Ob er sein Wesen von den väterlichen Vorfahren ererbt hat, möchte ich dennoch nicht entscheiden. Mindestens war sein Vater von völlig anderer Art: ein stattlicher, leichtfertiger, abenteuernder Mann, ein Frauenverführer, früh mit seinen Kräften zu Rande; die schwache und schwächliche Mutter lebte mit ihm in unglücklicher Ehe; beide sind sie in früher Kindheit des Sohnes aus dessen Dasein ausgeschieden. In höchst unerquickliche Verhältnisse hinein ward dieser (30. April 1803) in dem Dorfe Pleushagen bei Kolberg geboren. Er hat die Stätte seiner ersten Jahre später geschildert: das Gutshaus, dem Strande nahe, die Dünenhügel, das Schlummerlied, das ihm „die brüllende Brandung" der Ostsee sang. Der Knabe ward dann einem Landpfarrer in Pflege gegeben; der Schulmeister war zugleich Dorfschneider und komische Figur. Aus allen Jämmerlichkeiten holte 1812 den Neunjährigen die Großmutter heraus: es war die verwitwete Majorin und frühere Oberhofmeisterin von Borcke, eine geborene v. d. Osten, aus wohlhabendem hinterpommerschem Land- und Dienstadel, eine strenge, energische und stolze Frau; inmitten der französischen Besatzung brachte sie in dem belagerten Altdamm am 3. August 1813, dem Geburtstage Friedrich Wilhelms III., tapfer am geöffneten Fenster ihr Königshoch aus. Bei ihr erfuhr der Enkel zuerst festen, geregelten Ernst; er meinte noch als Siebziger, daß er ihr sehr viel zu verdanken gehabt habe; ihr Beispiel sei ihm unvergeßlich geblieben. Auf ihr Wesen am ehesten scheinen die Grundzüge des seinigen zurückzudeuten. Nur anderthalb Jahre lang lebte er unter ihren Augen; er machte damals die Wechselfälle jener Belagerung durch, wurde selber einmal leicht verwundet; dann verlor er die Großmutter durch den Tod, und die Mutter verfiel in Schwachsinn. Eine harte Kindheit, die ihren Einfluß wohl üben mußte — zerstörenden oder stählenden, je nach dem Stoffe, auf den sie traf. Auf Roon hat sie vielleicht härtend gewirkt, verhärtend nicht, und niederdrückend erst recht nicht. Und nun endlich begegnete er liebevoller Pflege. Verwandte seiner Mutter, die Franckenberg, später die ihnen nahverbundenen Blanckenburg auf Zimmerhausen, nahmen sich des Vereinsamten und Verwahrlosenden an; sie brachten ihn 1814 auf die Schule nach Berlin und 1816 in das Kadettenhaus zu Kulm in Westpreußen. In harter Zucht, auf

einem dürren Kulturboden, hat er dort seine erste folgerichtige Ausbildung genossen. Für sein Leben fruchtbar wurde die väterliche Sorge, die ihm der Hauptmann von Chappuis zuwandte, ein jugendlicher Invalide aus dem Freiheitskriege, ein reiner und fester, ideal und streng gerichteter altpreußischer Offizier von reicher Bildung und warmem Herzen. Er ersetzte seinem Zögling einigermaßen den Vater und blieb ihm mit Rat und Liebe nahe. Er wies ihm auch den Freiheitsgedanken der neuen Zeit gegenüber, die den 1818 — und zwar, mit seinen Kameraden zusammen, auf großen Leiterwagen! — in die entfernte Hauptstadt Übergesiedelten im Berliner Kadettenkorps verwirrend berührten, den einfachen Weg und mahnte ihn zur Zurückhaltung und inneren Selbständigkeit. Sein junger Freund hat ihm Ehre gemacht; den Unterricht wie die Charakterzucht der Kadettenbildung genoß er mit Freuden, er wuchs in Sparsamkeit und Frische kräftig heran. Freilich die Kosten eines Besuches bei den Verwandten oder gar die der militärischen Equipierung machten jedesmal Sorge, er mußte auf den Pfennig sehen; aber er besaß doch in Zimmerhausen für sein Herz eine Heimat, und stieg im Dienste mählich empor. Er wurde 1821 Leutnant; er lernte nachher im Laufe der Jahre den Frontdienst im Osten und Westen kennen, noch mehr freilich die zentralen Bildungs- und Arbeitsstätten in Berlin. Er besuchte seit 1824 die Allgemeine Kriegsschule, die Vorläuferin der heutigen Kriegsakademie, und hörte zugleich an der Universität, er trat hier wie dort zumal Karl Ritter dem Geographen nahe. Er wurde 1828 Lehrer am Kadettenkorps und war ein eifriger und gestrenger Erzieher; „Albrecht mit der offenen Stirn" nannten ihn wohl die Kameraden, die Schüler „den groben Roon"; aber er nahm auch an ihren Kampfspielen und an ihrem persönlichen Leben gerne teil. Und er gelangte, an der Hand pädagogischer Arbeit für sein militärisches Lehramt, zu literarischer Tätigkeit, die für viel weitere Kreise fruchtbar wurde: er schrieb (1832—1844) eine Anzahl geographischer Werke, zwei Lehrbücher zumal, die weiteren „Grundzüge" und die engeren „Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde"; man kannte und benutzte sie lange als den „großen und kleinen Roon". Sie alle standen auf Ritterschem Boden und wollten es nicht anders: schöne, ernsthafte, inhaltreiche und weitausgreifende Arbeiten von historisch-geographischem und zudem von militärisch-geographischem Zuge. Man sieht den künftigen Minister

hier mit Vergnügen über Staat und Staatslehre handeln; die Selbständigkeit der Forschung tritt wohl hinter die geschickte und kräftige Zusammenfassung der Lehren seines Meisters zurück, aber das Gesicht Roons blickt überall charaktervoll hindurch; er urteilt sehr bestimmt und positiv, einigermaßen dogmatisch, er spricht als Christ und Monarchist, er preist gegenüber der modern-konstitutionellen die eigentliche, sei es absolute, sei es ständische, Monarchie — die andere ist nur verhüllte Republik. Die geistige Luft des alten Preußens und auch die der großen Wissenschaft seiner Tage weht durch Roons Buch, aber geschrieben hat es ein Praktiker, der die Dinge sicher ordnet und verwertbar macht und allen Stoff in den Dienst einer geregelten und bekenntnisfrohen Gesinnung stellt.

Wie Moltke also ist Roon groß geworden: ein gut Teil geistiger und schriftstellerischer Tätigkeit vereinigt sich mit der militärischen, und die Honorare, die nicht eben fett sind, helfen doch auch wirtschaftlich nach. Einmal (1832) trat angesichts der niederländischen Wirren eine Art Mobilmachung in der Rheinprovinz dazwischen, die Roon mitmachen durfte und aus der er lernte. 1833 aber wurde er zum Generalstabe kommandiert, von 1835 an ihm dauernd zugeteilt; zugleich lehrte er an der Allgemeinen Kriegsschule. Und Reisen, die mit der Generalstabsarbeit zusammenhingen, führten ihn einmal, im Jahre 1834, in Hinterpommern, in seines Neffen Moritz von Blanckenburgs Gesellschaft, dem jungen, neunzehnjährigen Otto von Bismarck zu; sie brachten ihm im Jahre darauf, bei einem Besuche von Verwandten, in dem schlesischen Pfarrhause von Großtinz, in der achtzehnjährigen Anna Rogge die Braut. Sie haben, beide ohne Vermögen und ohne Rang, den zuversichtlichen Entschluß nicht zu bereuen gehabt. Nach einjährigem Brautstande sind sie — auf eigenem Schimmelgefährt — frohmutig in die Welt hinausgezogen; dem ernsten und wuchtigen Manne blieb bis an sein Lebensende die liebenswürdig helle Gefährtin erhalten, und die Briefe an sie begleiten seitdem in immer gleicher Wärme und Treue seinen Lebensweg.

Seine Laufbahn führte ihn das erste Ehejahrzehnt in stillen, aber sicheren Gleisen aufwärts. Dann wurde 1846 der Major von Roon zum militärischen Begleiter des Prinzen Friedrich Karl ernannt; neue, weitere Aussichten begannen sich aufzutun. Was war Roon bis dahin geworden? Er war vor allem ein durchgebildeter mili-

tärischer Fachmann, erzogen in der Schule des preußischen Heeres. Eine Familienheimat im vollen Sinne hatte ihm gefehlt, seine eigentliche Heimat war vom Eintritte in das Kadettenkorps an das Heer gewesen. Hier hatte er sich seine reiche Geistesbildung geholt; er nahm teil an der Welt der Forschung, am allgemeinen Leben seiner Zeit; aber sein Daseinskreis blieb die Armee.

* * *

Die Welt jedoch, inmitten deren er so zum Manne herangereift war, war das Preußen des alternden Friedrich Wilhelms III. Ich habe es hier nicht zu schildern, mit seinen Vorzügen und seinen Mängeln, in der bescheiden engen, so fruchtbaren und dennoch matten Friedensarbeit dieses stillen Vierteljahrhunderts, das letzte Zeitalter des patriarchalisch altpreußischen Königtums; auch nicht zu schildern, wie die Blüte unserer großen Literatur verwelkte, die unserer großen Wissenschaft sich entfaltete und verwandelte; wie im außerpreußischen Deutschland, unter dem Drucke der Restaurationszeit, das politische Leben seine bittere Schule durchmachte, der Liberalismus emporkam und sich aus- und umformte, wie alle die großen Fragen der Nation, die Fragen der Freiheit und dann auch der Einheit, immer wieder aus allen Nöten und aller Niederhaltung emportauchten, immer erkennbarer und immer dringender wurden; wie sich um den preußischen Mittelpunkt seit 1827, im Zollverein, im werdenden Eisenbahnsysteme, langsam ein neues Deutschland fügte. Überall reiften neue Gestaltungen heran: liberal die neuen staatlichen Gedanken; bürgerlich die aufsteigende Macht eines neuen wirtschaftlichen Lebens; ein Mittelstand, der sich allmählich durch Deutschland hin ausglich und zuschloß, das Bürgertum als vornehmster Träger des geistigen wie des ökonomischen Daseins, mit eigenen Ansprüchen und Idealen, noch vielfach unreif, gequält, verbittert, durch die Schuld der Regierungen und manchen Mangel der Verhältnisse wie seiner selbst. Das, worauf es hier hauptsächlich hinzuweisen gilt, ist die besondere Schwierigkeit, die der Erziehung unseres Volkes zum staatlichen Leben ohnehin im Wege stand: der wesentlich unpolitische Charakter der besten und höchsten deutschen Bildung. Wie er entstanden war, ist hier nicht einmal zu streifen; aber vorhanden war er in dem Deutschland der ersten Jahrhunderthälfte überall; man weiß, wie er unsere große Dichtung und Philo-

sophie durchwehte, wie das Denken unserer Literaturzeit, auch wo es dem Staate näher trat, doch in seiner Richtung, seiner Methode unpolitisch war, idealistisch-allgemein bis zur Ideologie; wie das Allgemeine, das Geistige, die Theorie die Führer unserer Bildung und ihre Jünger beherrschte und auch das politische Interesse der neuen Zeit noch lange durchdrang und färbte. Und ich sprach eingangs von jener gewaltigen Wandlung, die über dieses Deutschland des alten Idealismus zum mindesten seit den dreißiger Jahren hereinbrach, deren erste Stadien Heinrich von Treitschke uns noch packend dargestellt hat, das Vordringen der realen Kräfte in Wirtschaft und Politik, in Literatur, Kunst, Philosophie, in allen Zweigen der Wissenschaft, die beginnende materielle Bereicherung des Lebens, Denkens, Wollens. Aus dem Allgemeinen wendet der deutsche Geist sich langsam zum Besonderen hinüber, vom humanistischen Ideale des allumfassenden Menschentums und der allseitigen Durchbildung der Persönlichkeit zum Praktisch-Fachlichen, von der Theorie zum Greifbar-Wirklichen, vom weiten und freien Gedanken zur einzelnen Tat, zum Einzelberuf. Der Philosoph tritt zurück, der Fachmann vor.

Der gleiche Gang der Entwicklung aber ist innerhalb der Geschichte des preußischen Heeres nachgewiesen worden: hier wirkte er besonders früh und besonders stark. Und hier stellt sich uns neben die bürgerlich-liberale Welt, die soeben als die Trägerin des Neuen in Deutschland gekennzeichnet worden ist, und die auch in Roons Leben immer wieder bedeutsam hineinragt, eine andere, eigene, von bedeutender Zukunftkraft auch sie: die altpreußische, die preußisch-militärische, bestimmt, mit jener ersten zu ringen, sich schließlich mit ihr zu vereinen und zu ergänzen, sich siegreich, und doch nicht allein, im allgemein-deutschen Wesen der neuen Zeiten zu behaupten.

Auch in diesem preußischen Heere scheiden sich die beiden Generationen, die sich in ganz Deutschland abgelöst haben: auf ein idealistisches Geschlecht, die Kinder der großen Bildungsepoche, folgt ein Geschlecht der Fachmänner und der Realisten: auf Boyen folgten König Wilhelm I. und Roon. Die Umgebung, durch die wir Roons persönlichen Lebensgang ein Menschenalter lang verfolgt haben, beschäftigt uns hier nach ihrer sachlichen, historischen Stellung.

Der große Kriegsminister der preußischen Reformzeit, dessen Werk und Wesen und weite Zusammenhänge wir jetzt aus Friedrich Meineckes glänzender Biographie bis in die Tiefen hinein kennen, Hermann von Boyen, der Nachfolger und Erbe Scharnhorsts, der Schöpfer des Wehrgesetzes von 1814, der Bildner des preußischen Volksheeres mit seiner allgemeinen Dienstpflicht, mit seiner Linie und Landwehr — auch er war ein durchgebildeter Offizier aus der Schule Friedrichs II., und ein Phantast war er wahrlich nicht. Aber bei ihm, der zugleich den ganzen Inhalt der Aufklärung und des Idealismus in sich aufgenommen, dem Ostpreußen, der zu den Füßen Kants gesessen hatte, stand auch die militärische Organisationsarbeit im Zusammenhange einer großen idealen Weltanschauung. Er hegte die humanistische Ehrfurcht vor der Persönlichkeit, der Freiheit und Freiwilligkeit, vor der Volksmäßigkeit und Volkstümlichkeit, vor Menschengleichheit und Menschenrecht; er wollte auch den Heeresneubau völlig in den Gesamtbau der sittlichen, sozialen und politischen Reformen einfügen, dem er und die geistesverwandten hohen Männer seines Kreises ihre ganze Seele gewidmet hatten. Deshalb war ihm neben der Zucht des Linienheeres die Landwehr der eigentliche Liebling; sie sollte möglichst frei auf sich selber stehen, als das Volksheer im eigentlichsten Sinne, unberührt von allem Aristokratischen, mit dem er überall im Streite lag, von allem Kastenmäßigen; die Berufsoffiziere wünschte er ihr fernzuhalten. Boyens Leistung war ebenso wirksam, wie sie in sich selber ehrwürdig war; man hat sein Wehrgesetz mit gutem Grunde das größte Gesetz des neunzehnten Jahrhunderts genannt; alle Teile seiner Schöpfung, das hat Meinecke dargetan, bilden eine psychologisch festgefügte, innerliche Einheit. Freilich seine politischen Ideale sind 1819 gescheitert: die Reformpartei wurde aus der Leitung Preußens verdrängt, und man kann behaupten, daß Boyens starre Treue gegen sich selbst an diesem Sturze und seinen bösen sachlichen Folgen doch auch nicht ganz unschuldig war. Und auch seine militärische Gründung war von gewissen technischen Mängeln nicht frei, die aus seinem Ideale und den Zeitbedingungen begreiflich, aber doch unbestreitbar sind. Er hat Preußen mit der Zucht und Volkskräftigkeit der Wehrpflicht durchdrungen, das Volksleben mit dem Heere, das Heer mit dem Volksleben: aber von Anfang an war die Landwehr zu groß, zu abgetrennt vom Feldheere, in ihrem

Offizierkorps wie ihrem Ersatzwesen lagen von Anfang an militärische Mißstände und wirkliche Gefahren. Sie wurden erhöht durch die Sparsamkeit Friedrich Wilhelms III.: die Dienstzeit sank, die Zahlen wuchsen nicht, das Heer litt ernstlich unter dem Geldmangel und der Mattigkeit der Zeit, es entwickelte sich jahrzehntelang nicht recht fort. Dazu der lange Friede; die Ungeduld, die aus den Jugendbriefen des Prinzen Wilhelm spricht, kehrt auch bei Roon wieder: immer nur Vorbereitung, niemals lebendige Tat! Der Offizier sehnt sich nach der Ausübung seines Berufs. Das preußische Offizierkorps blieb dennoch frisch, in der geistigen Arbeit, deren Genosse auch Roon war, in der Nachwirkung der Reformzeit und der Freiheitskriege mit all ihren Lehren; er versank nicht in Friedensträgheit, in aller Dürftigkeit waltete ein sehniger Ernst, Moltke und Roon, Blumenthal und Goeben sind damals herangereift, aber freilich Moltke rettete seinen Tatendrang in die türkischen, Goeben in die spanischen Kämpfe hinaus. In Anderen warf sich der gleiche Drang auf die innere Weiterbildung der Organisation. Und dabei vollzog sich, gleich von 1819 ab, die große Wandlung: das jüngere Offizierkorps hörte auf, Boyensch zu sein. Auf die liberalen Reformen von 1807 und 1814 folgte der Rückschlag der alten Monarchie: das alte Preußen, streng königlich, mit starkem aristokratischem Beisatz, betätigte sich von neuem, auf allen staatlichen Gebieten, es betätigte sich auch im Heere. Das Offizierkorps wurde wieder ganz, wozu es immer geneigt hatte und wovon Boyen es gern entwöhnt hätte: der feste aristokratische Berufsstand, fest und kräftig in sich geschlossen, durchaus nicht verknöchert oder dem allgemeinen Leben abgekehrt, auch keineswegs ohne eine stattliche Anzahl liberaler Elemente: indes als Ganzes nicht so volkstümlich und frei, wie es der Idealist und Reformer gewünscht hatte, etwas enger, fachmännisch nüchterner, positiver, aber dafür auch fachmännisch reich und mit der vollen Sammlung auf die greifbaren und speziellen Aufgaben des Berufs: frei von dem doktrinären Hauche des philosophischen Organisators. Der höchstgestellte Führer dieses jüngeren Geschlechts wurde ziemlich früh der junge Prinz Wilhelm. Praktische gründliche Durchbildung, Schulung, technische Vollendung; dazu Erweiterung des Heeres, seiner Mannschaftsbestände, Zurückführung der verkürzten Dienstzeit auf die ursprünglichen drei Jahre; und andererseits: Heilung der Gebrechen der Landwehr, ihre

Heranziehung an das stehende Heer, die Vermehrung der Linienoffiziere in der Landwehr, bessere Schulung der Landwehr durch diese — und zugleich eine überwiegende Entwicklung der eigentlichen Feldarmee, ihre Verstärkung und Beschränkung der Landwehr: das sind die Gedanken, die von 1819—1859 unablässig vertreten, die Forderungen, die an erster Stelle und mit entscheidender Beharrlichkeit und entscheidendem Gewichte gerade von Prinz Wilhelm immer wieder gestellt worden sind. Er hat sie gegenüber dem Geldmangel und gegenüber der — von Boyen selbst hartnäckig verteidigten — Überlieferung niemals durchsetzen können, aber er blieb ihr unermüdlicher Verfechter unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., der eigentliche Träger der militärischen Staatsansicht, der große Berufssoldat, der seine fachmännische Art, die stählerne Kraft der selbsterlebten militärischen Facherziehung, dem Widerstande des alten Geschlechts gegenüber durchzusetzen strebte. Denn so war es: gegen das alte Ideal der weiten Menschlichkeit erhob sich hier das neue, das jetzt modernere der strammen Berufsdurchbildung; keineswegs mit tauber Einseitigkeit, aber mit bewußter Konzentration. Es fand seine eifrigen Vertreter in den Söhnen der alten monarchisch-konservativen Schichten Preußens. Es war von früh auf, in Prinz Wilhelm und in so manchem seiner Waffengenossen, verbunden mit einem starken Gefühle für staatliche Macht, mit einem fridericianischen Zuge, der Preußen und seinem Heere neue Betätigung in der Welt ersehnte: nur eine Großmachts- und Waffenpolitik könne den kleinsten der Großstaaten lebendig und zukunftsvoll erhalten.

Das waren die entscheidenden Bewegungen innerhalb des preußischen Heerwesens der Jahrzehnte nach 1815. Zum guten Teile sind in dieser engen Retorte die tatenfähigen Kräfte der deutschen Wiedergeburt des großen Jahrzehnts gekocht worden, in starker innerer Sammlung, Kräfte, die sich dann ausgedehnt haben weithin über Deutschland und Europa. Das war zugleich die Welt Roons: die Welt des konservativen alten Preußens. Alles ist da organisiert, königstreu, gläubig, fest in Zucht und in Arbeit: konservativ im sozialen wie im politischen Sinne, und gleichzeitig doch vorwärtsdrängend, von jener neuaufsteigenden, realistisch-fachlichen Geistesart des Jahrhunderts erfüllt. Roon selber war ganz ein Kind und ein Vertreter dieser Welt: all sein geistiges Leben, soweit es auch

hinausblickte, doch in diese Schranken gebannt, mit diesen Zielen verbunden. Auch äußerlich ganz der Offizier, dem man den Schriftsteller wenig ansah: von hoher, breiter Gestalt mit „Bärenkräften", jeder Anstrengung gewachsen und gesund; ein prachtvoller Kopf mit ernsten, blauen Augen, festen Zügen, mächtiger Stirn. So zeigt ihn das Jugendbildnis in den „Denkwürdigkeiten", so zeigen ihn seine Briefe. Sie stehen an Anmut, an silberner Klarheit denen Moltkes, an Wucht und Tiefe des inneren Lebens denen Bismarcks vielleicht nicht ganz gleich; sie erzählen vielleicht — auf Reisen — etwas viel Tatsachen; aber auch sie spiegeln, und von Anfang an, eine kraftvolle und in sich arbeitende Natur. Und seit die großen Gegenstände in Roons Dasein traten, von 1848 an, wächst wie ihr Inhalt, so die Empfindung und die Form: sie öffnen den Einblick in ein starkes, leidenschaftliches Herz und packen dann durch eine wundervolle Kraft und Größe der Bilder, durch den schlichten und doch dröhnenden Klang der Sprache, durch das elementare Überströmen einer Persönlichkeit, die sich sonst gewöhnt hat, sich selber zu erziehen und zu beherrschen.

* * *

Zwei Jahre lang hat Roon den schwierigen Prinzen Friedrich Karl zu leiten gehabt: er war der Mann für die Aufgabe. Sie führte ihn nach Bonn, wo sein Prinz studierte, und in die Universitätskreise hinein, dazwischen in das Ausland, nach Italien, Frankreich, in die Alpenländer, sie bereicherte sein Weltbild, sie brachte ihn auch dem Hofe nahe. Dann aber riß ihn, den Mann des alten Preußens, die achtundvierziger Revolution in ihre Wirbel. Er hat sie zu Potsdam, Berlin, Koblenz mit durchlebt. Seine Briefe sind wohl die ergreifendsten Zeugnisse der Einwirkung, welche die ungeheure Veränderung auf die Seele eines preußischen Offiziers übte. Erst nimmt er die Bewegungen in der Hauptstadt leichter; dann überrascht ihn jäh die Unterwerfung Friedrich Wilhelms IV. Es siegt in Deutschland und in Preußen die neue Zeit, das liberale Bürgertum, der Gedanke der politischen Freiheit, und, wie es scheint, der nationalen Einheit. Die alten konservativen Gewalten sind geschlagen. Der König erreicht es weder, die neuen Kräfte niederzuschlagen noch sie zu leiten, er demütigt — die Tatsache ist ja gewiß — sich selber und seine Truppen vor der Barrikade. Ruhmlos und

haltlos stürzt das absolutistische Preußen zu Boden. Roon war außer sich. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen?“: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod.“ Aber er ist kein Mann der bloßen Klage, er klammert sich an seinen Glauben und an die Notwendigkeit, weiterzuleben. „Rufe mich an in der Not!“ Und: „Jetzt gilt es die Zähne zusammenzubeißen und sich wiederzufinden in der neuen Lage der Dinge; jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen.“ Es ist der Entschluß des Offiziers, Worte, die an die gleichzeitigen des Prinzen von Preußen erinnern. Roon hat dann Friedrich Wilhelms Potsdamer Ansprache an die Offiziere mitangehört, die Bismarck so packend schildert; er blieb tief unbefriedigt und hat die kommenden Monate in Groll und Sorge durchlebt, im Groll auf den Liberalismus, der jetzt vor den Radikalen bebe, auf die Undeutschheit und den Leichtsinn der Rheinländer, in deren Mitte er geführt ward, aber zugleich auf die Haltlosigkeit des Königs. Sein Trost war die Armee: „ja, das Heer, das ist jetzt unser Vaterland“; es wird auch wieder sein Wort mitreden, wie es der Grund der preußischen Größe, wie es durch seinen Offiziersstand der Volkserzieher gewesen ist bisher. Denn auch jetzt noch ist „Zeitungsgeist und Zeitgeist“ bei weitem nicht dasselbe.

Der Sturm brauste vorüber; die Stimmung Roons blieb grimmig. Als der Prinz von Preußen und seine Gemahlin ihm Ende 1848 die Führung ihres Sohnes Friedrich Wilhelm antrugen, lehnte er sie ab: er meinte, bei aller Einsicht in die Notwendigkeit einer Weiterbildung der vormärzlichen Zustände in Preußen und Deutschland, doch für ein solches Amt nicht „zeitgemäß“ genug zu sein, er hätte auch die Entfernung des fürstlichen Zöglings aus der Hofluft ausbedungen. Der schöne Briefwechsel mit dem Elternpaare klang in eine hochherzige Würdigung von Roons charaktervoller Offenheit durch seinen künftigen Kaiser aus.

Das Schicksal Roons aber hielt ihn auch so in Wilhelms Kreisen fest. Unter des Prinzen Augen, als Generalstabschef des einen preußischen Armeekorps, machte er 1849 den badischen Feldzug mit. Dann erlebte er in Koblenz, der Residenz des Prinzen, den Einbruch der Reaktionszeit. Daß die liberalnationale Strömung zurückflutete, war für Roon kein Kummer; aber die Revolution hatte Preußen als den Hort der deutschen Zukunft ausgerufen, und der

Gegenschlag, der nun seinen Staat traf, traf auch den Kern von Roons Gesinnung. Er beklagte mit Wilhelm die Demütigung von Olmütz bitter, er neigte in den fünfziger Jahren nicht eben der halbliberalen Opposition zu, wie der Prinz sie machte, aber seiner preußischen Opposition durchaus. Er stand — von Koblenz Ende 1850 nach Thorn und Königsberg verschlagen, dann bald nach Köln zurückgekehrt — äußerlich und innerlich der Gruppe des Thronfolgers nahe; mehrere seiner militärischen Freunde gehörten ihr zu, politisch brachte ihn, den im Rheinlande nun fast Eingewurzelten, sein Bonner Freund, der Rechtslehrer Clemens Theodor Perthes, mit ihr in Verbindung. Das bedeutsamste Ergebnis dieser Beziehungen war eine Denkschrift über die Erweiterung von Preußens militärischem Einflusse in Deutschland, die Roon im Januar 1854 für Perthes, tatsächlich aber für die Koblenzer verfaßte. Von der wissenschaftlichen Schriftstellerei hatte er sich abgewandt; die schriftstellerische Schulung, die er ihr verdankte, hat er für seine politische Arbeit auch künftig gut brauchen können. Seine Denkschriften sind vortrefflich geschrieben, wohlgegliedert im Aufbau, und kräftig, lebensvoll, gelegentlich von straffer Größe in der Form, gleich seinen und über seinen Briefen. Der Aufsatz für Prinz Wilhelm erklärt die gegenwärtige Lage so Deutschlands wie Preußens, die Machtlosigkeit, die Zersplitterung, die Anmaßung der Kleinen, den Dualismus zwischen den Großen für unerträglich: Preußen muß früher oder später Deutschlands Schirmherr werden. Setzt es aber jemals seine Existenz für das Ganze ein, so muß ihm dafür vor allem die Leitung des deutschen Kriegswesens zufallen. Nicht mit der Bundesverfassungsreform, sondern mit der Heeresorganisation wird die deutsche Reform dann zu beginnen haben. Roon dachte an Militärkonventionen, an eine Gleichmachung des Heerwesens unter Preußen; er rief die preußische Politik zu Taten auf, im Rahmen seiner Vorschläge, vielleicht auch über diesen hinaus; er sprach dabei unter dem Eindrucke der Gelegenheiten der gegenwärtigen europäischen Krise, des Krimkrieges. Er wolle, sagt er freilich, nur als Offizier reden, er nennt sich einen politischen Dilettanten. Aber man sieht wohl, zwischen diesem Offizier und dem Gesandten von Bismarck war eine Verständigung sehr möglich: auch Bismarck hat ja der Methode preußischer Militärkonventionen neben dem Bunde gelegentlich das Wort geredet; und vor allem, die politische Ge-

sinnung führte die beiden zusammen. Auch in Roon war der ausschließliche Stolz des Preußentums, der ungeduldige Ehrgeiz des Großmachtgefühls: eine handelnde preußische Politik wird, so meint er, je nach ihren Leistungen, „uns entweder zur vollen weltmächtigen Ebenbürtigkeit oder von neuem nach Olmütz oder gar weiter führen". Aber wer vor solcher Gefahr zurückbebt, verurteilt Preußen zu einer „rein vegetierenden Fortdauer" und zum ruhmlosen Tode. Die Schwere der Aufgabe verhehlt sich Roon nicht: das zerrissene Deutschland wird der stärksten innerlichen Umkehr oder der „Heldentaten und Leichenhügel" bedürfen; all seine Fetzen wirklich zusammenzuheilen, „wer kann, wer wird es unternehmen, wer es vollbringen?" Das waren Worte und Gedanken voll preußisch-deutschen Schwunges und kräftiger Einsicht: Gedanken eines deutsch, aber zunächst preußisch gesinnten, preußischen Realisten und Offiziers; sie verdienen ihren Platz in der Vorgeschichte der Einigung, in der Nähe Bismarcks.

In Koblenz fanden sie Anklang, aber keine praktische Zustimmung; und der Krimkrieg ging ja vorüber ohne einen größeren Gewinn. Roon ward 1856 in den Osten zurückversetzt, und der Prinz bedauerte die Trennung lebhaft. Roon selber war in Posen nicht allzu wohl; die Arbeit für seine Brigade füllte ihn bei weitem nicht aus. Da ward ihm endlich der Ruf zu höherer Tätigkeit. Der König erkrankte im Herbst 1857, und noch vor dem Antritte der eigentlichen Regentschaft, im Juni 1858, ließ sich Prinz Wilhelm von dem Manne, dessen Stellung und Begabung bereits vor Jahren die Aufmerksamkeit konservativer Politiker auf sich gezogen und der zu ihm selber ehedem von den militärischen Organisationsfragen gesprochen hatte, zu Babelsberg seine Klagen und Pläne entwickeln; er forderte ihn auf, sie schriftlich aufzusetzen; Roon verfaßte zu Kolberg, im Juli, seine Denkschrift zur „vaterländischen Heeresverfassung". Seine große Zeit brach an.

* * *

Um welche Gebrechen des preußischen Heerwesens es sich handelte, ist oben dargelegt worden. Die Mängel der ersten Jahre waren seit 1819 ungeheilt geblieben; im einzelnen hatte Wilhelm vieles bessern dürfen, — an die Gesamtreform konnte er erst jetzt herangehen, da er die Macht erhielt. Und es war gewiß: das Instrument

der preußischen Größe war mannigfach eingerostet. Die Mobilmachungen hatten es vollends an den Tag gebracht: die Landwehr war zu matt, zu wenig militärisch geschult, zu ausgedehnt, zu bejahrt; noch immer bedurfte es ihres festeren Anschlusses an die Linie; noch immer war das Heer als Ganzes und zumal die Linie selber zu klein, die Heeresziffer der seit einem halben Jahrhundert erheblich gestiegenen Bevölkerungsziffer nicht nachgefolgt. Die Mängel schrien nach Abhilfe; als Roon befragt wurde, waren die Verhandlungen im Kriegsministerium längst im Flusse. Roons Denkschrift griff in schneidender Kritik und eindringlich, ja feurig vorgetragenen Änderungsvorschlägen das Problem in allen seinen Teilen an: Vermehrung des Bestandes an Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften für das stehende Heer, enge Verschmelzung der jüngeren Jahrgänge der Landwehr mit der Feldarmee, in die sie tatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, „einverleibt" werden sollten, zeitigere Entlassung der älteren Landwehrleute in das zweite Aufgebot, Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit, Entwicklung des Kadettenwesens zugunsten der Söhne des armen Militäradels. Roons Plan und Roons Persönlichkeit haben in den kampfesreichen Vorberatungen der Militärreform während der Jahre 1858 und 59 eine bedeutende Rolle gespielt. Ich darf diesen Fragen hier nicht, wie ich es an anderer Stelle („Kaiser Wilhelm I.", besonders [8] S. 168 ff.) getan habe, auch nur in ihre technischen Hauptrichtungen hinein nachgehen. Es muß genügen, festzustellen, daß nicht Roon es gewesen ist, der den Dingen den entscheidenden ersten Anstoß gab, und daß auch seine Vorschläge nicht unmittelbar angenommen worden sind. Die Grundlage der Reformen haben vielmehr Entwürfe gebildet, die bereits vorher im Kriegsministerium aufgestellt worden, die in einigen Dingen nicht ganz so radikal waren wie die Roons, die auf das Wirtschaftliche, die Entlastung der verheirateten älteren Landwehrleute ein noch stärkeres Gewicht legten als er. Die Organisation wurde, in Einteilungen, Namen, Zahlen, schließlich mannigfach anders, als er sie 1858 anriet; aber sie entsprach allerdings, den Hauptsachen und dem Geiste nach, seinen Wünschen durchaus, und einiges, zumal die dreijährige Dienstzeit, wurde aus seinem Plane in den ministeriellen erst übertragen. Es entstand, nach Reibungen, Überlegungen, Umgießungen mancher Art, die neue Armee: die Linie ganz außerordentlich verstärkt; die

drei jüngeren Jahrgänge der Landwehr in die Linienreserve einbezogen, des Landwehrnamens wie =Charakters völlig entkleidet; die vier älteren traten zum zweiten Aufgebot über, und diese Landwehr, die nun als solche selbständig blieb, wurde erleichtert, zugleich aber in Leistung und Bedeutung erheblich hinter die bisherige zurückgedrängt. Es wurde erreicht, was man lange erstrebt hatte, und was auch Roon vor allem wollte: Vergrößerung und erhöhte Schlagfertigkeit der Armee, straffere Durcherziehung aller ihrer Teile, Stärkung des Berufsoffizierskorps und seines Einflusses: was an der älteren Einrichtung milizartig gewesen war, verschwand so gut wie ganz. Von allem dem Neuen gehört, militärisch und vollends politisch, die eigentliche Urheberschaft dem Prinzen von Preußen zu: sein Werk war die Heeresreform durchaus. Die einzelnen Maßregeln sind von verschiedenen unter den hohen Offizieren vorgeschlagen und umgestaltet, vom Prinzregenten geprüft, ergänzt und endgültig festgelegt worden. Unter diesen Mitarbeitern hat Roon sachlich an einer der ersten Stellen gestanden, persönlich an erster. Er hielt keinen Augenblick lang eigensinnig an den einzelnen Ratschlägen seiner Denkschrift fest; er wirkte weiter, auch auf den etwas abweichenden Wegen, die andere gewiesen hatten; er durfte sich auch im Technischen ein reichliches Teil der Miturheberschaft zusprechen, — aber was er hauptsächlich hinzutat, das war die Geschlossenheit und feurige Kraft seines Charakters, des unbedingt auf das Ziel gerichteten Willens, die rastlose Mahnung, die über alle die Bedenken, die Widerstände am Hofe und im Ministerium, über die zögernde Milde des Regenten hinweg ihr stetes, ungeduldiges, schöpferisches Vorwärts hallen ließ. An dem Verdienste der Tat hatte er so, nächst Wilhelm I., doch den entscheidendsten Anteil. Die Heeresreform ward beschlossen; der liberale Kriegsminister Bonin nahm seine Entlassung: es war so gut wie selbstverständlich, daß Roon in seine Stelle einrückte. Schon ein Jahr vorher hatte der Prinz es ihm angekündigt; Roon selber graute wohl ein wenig vor den Schwierigkeiten des Amtes, aber Kraftgefühl und hoher Ehrgeiz, mit dem Pflichtgefühle des Königsdieners und des Reformators vereint, trieben ihn doch zugleich vorwärts: er nahm „mit Seufzen" und dennoch, so scheint mir, freudig an; er trat auf den Platz, für den er gemacht war. „Es gilt, Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reform=

werk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden." Am 5. Dezember 1859 wurde er zum Kriegsminister ernannt. Von da ab hat er für die Durchführung der Reorganisation das Entscheidende getan. Und diese Leistung war die eigentlich große in seinem wie in seines Herrschers Leben. Das historisch und seelisch Besondere daran aber sei hier noch einmal ausdrücklich formuliert. Die reformierenden Offiziere waren Fachmänner: sie wollten feste fachmäßige Ordnung und feste Zucht, sie schoben das Volkstümliche zugunsten ihrer Berufsauffassung und ihres Berufsstandes in den Schatten. Das alles aber geschah ja bereits in einem neuen Preußen. Seit 1848 hatte es eine Verfassung, das Volk nahm an seiner Regierung teil, ein Stück der liberalen Ideale war verwirklicht, das Bürgertum drang politisch vor. Neben ihm erhob sich jetzt die konservative Gegenmacht, das konservative Heer. Die Männer der Heeresreform vertraten neben dem Neuen das fortwirkende Alte, das Altpreußentum, die Gedanken der Disziplin und der Autorität, das altpreußische Staatsgefühl; sie vertraten das alles im Geiste moderner Technik; und — ich wies bereits darauf hin — so erfaßten das Staatsleben unter dem Gesichtspunkte der Macht, des großstaatlichen Ehrgeizes, der herausdrängenden, erobernden Kraft. So tat es Wilhelm I. selbst, so seine bedeutenden Offiziere. Der Ehrgeiz der Macht aber erwies sich auch ihnen, wie allen ihren Vorläufern in der großen Geschichte des preußischen Staates, als schöpferisch zugleich nach innen hin. Roon wollte in seiner Denkschrift die Notwendigkeit von Preußens Stärke und Selbstbehauptung aus den gottgewollten, menschlichen Aufgaben Preußens begründen, für die es sich erhalten müsse; er brachte aus seiner wissenschaftlichen Vergangenheit diesen Drang zum allgemeinen, teleologischen Denken mit. Aber das hinderte ihn nicht, seine weiteren Folgerungen im vollen Maße realistisch zu ziehen. Das Heer ist für Preußens Bestand und Schutz notwendig; wohl muß Preußen zugleich sparsam sein, aber es darf nicht kleinlich rechnen; Vernachlässigung der Waffenrüstung ist eine falsche und kostspielige Ersparnis, und auch die Wirtschaft gedeiht besser „unter den mächtigen Schwingen des Adlers als in dem engen Pfahlbürgertum eines machtbeschränkten Handels- oder Industriestaates". Der ererbte kriegerische Schwung aber besteht noch heute „in dem lebendigen Bewußtsein des Volkes" fort. Für Roon war Macht, ihre Entfaltung und ihre Erweiterung

gleichbedeutend mit Leben überhaupt: so hatte er 1854 die Wahl gestellt zwischen dem Hinvegetieren und dem kühnen Vordringen; immer von neuem schlug er später in seinen Reden diese Töne an; und sein Herrscher stimmte ihm bei.

Diese realistische Hochschätzung der Waffenmacht, der politischen Macht, der Weltstellung eines Landes ist oben als altpreußisch, als fridericianisch bezeichnet worden. Sie klingt uns zugleich im höchsten Sinne modern, sie ist uns allen wieder ganz vertraut geworden. Das Zeitalter von 1860 an hat für Deutschland und dann für Europa, das von 1890 an für den Erdball die alte Lehre und Übung wieder frisch erneuert. Macht ist Lebendigkeit und schafft Lebendigkeit: das hat Fürst Bismarck seinem Volke immer wieder vorgehalten, und Kaiser Wilhelm II. hat voll an ihn angeknüpft. Es ist ein Hauptgewinn, eine Hauptkraft einer neuen, auf das Wirkliche, Starke und Weite gerichteten Zeit, einer Zeit, die nicht arm ist an Einseitigkeit, aber auch nicht an Kraft; dahinter steckt, als seelischer Antrieb, der Glaube an die Tat, an den Charakter, den großen Willen als führende Mächte des Menschentums.

Das also ist das Neue, das von der konservativen Seite kam, oder, wenn man will: das erneuerte Alte, das wiederbelebte Erbe Friedrichs II., das Roon in seinen Tagen von entscheidender Stelle aus befürwortet, durchgesetzt, verkörpert hat: eine eigene, preußische, staatliche, eine realistisch-politische Weltansicht.

* * *

Doch gegen die konservative Neuerung erhob sich der Widerstand. Er kam von der anderen, ebenfalls zukunftsreich vordringenden Zeitgewalt her, der liberalen. Das Bürgertum war in Deutschland, entsprechend seiner politischen Erziehung in überwiegend kleinstaatlichen Verhältnissen und unter dem bösen Druck des Restaurationszeitalters, von jeher dem Militarismus abhold; auch das preußische Bürgertum, soeben von den bitteren Erlebnissen der fünfziger Jahre ganz durchtränkt, traute den Militärplänen nicht. Der preußische Liberalismus idealisierte, in Boyens Sinne, die Landwehr, die, als das eine der wenigen, ganz ausgeführten und bisher unzerstörten Vermächtnisse der großen Reformperiode, für heilig galt. Es war kein Zufall, daß man sie festhielt, und daß die Parteigänger der Freiheit, der politischen wie der persönlichen, die Erben des huma-

nistischen Ideals — und auch des Schlagwortes! — von der Selbständigkeit, Freiwilligkeit und Allseitigkeit des Einzelnen sich gegen die Ausdehnung zugleich des fachlich-militärischen Wesens, der militärischen „Abrichtung", und der organisierten Zwangsgewalt von Staat und Krone sperrten. Unter den Offizieren selber gab es Liberale, die das alte „Volksheer" gegen Roon verteidigen zu müssen glaubten; sein Vorgänger Bonin teilte ihre Ansicht; er warf Roon vor, daß er das „Heer vom Lande trennen" wolle. Im Lande selber klagte man über die drohende finanzielle Last, die den Volkswohlstand erdrücken müsse; über die Offiziers- und Adelsreaktion, der hier das große Werkzeug geschaffen werde, — und in der Tat sind ja Monarchie und Aristokratie in der Reorganisation die leitenden und unmittelbar gewinnenden Mächte. Wie nun Ministerium und Parteien der neuen Ära dies Mißbehagen durch Fehler aller Art verschärft, wie die Einflüsse der deutschen Frage es gesteigert haben, wie Mißverständnisse sich einfanden und vergiftend wirkten, — das kann hier nicht erzählt werden. Die eigentliche Hauptsache blieb doch, daß an die Heeresfrage ganz natürlicherweise sich die Verfassungsfrage anschloß: sich anschließen mußte, so möchte man nachträglich urteilen. Denn im neuen Preußen war das Verhältnis von Krone und Landtag tatsächlich noch ungeklärt und unentschieden. Unter Friedrich Wilhelm IV. hatte die Krone sich behauptet, aber ihr Regiment war, dem Charakter der fünfziger Jahre gemäß, ein Ausnahmeregiment, ja, fast ein konservativ-adliges Parteiregiment gewesen; jetzt erst wollte der Prinzregent und König Wilhelm dem Konstitutionalismus ungefesselte Entwicklung gewähren, jetzt erst sollte das Verfassungsleben wahrhaft beginnen. Die Liberalen wünschten der Parteiherrschaft die Parteiherrschaft, nunmehr natürlich in ihrem Sinne, folgen zu lassen; sie wollten sich durchsetzen. Dem Regenten schwebte von vornherein eine selbständige Stellung der Krone, über den Parteien und über dem Parlamente, vor. Der Zeit aber erschien es fast selbstverständlich, daß Preußen nun irgendwie in die Reihe der parlamentarischen Länder einzutreten hätte. Überall im Westen regierten die Parlamente, in England, den Niederlanden, Italien, zu normalen Zeiten in Frankreich; mußte nicht auch Preußen, groß und lebensvoll, wie sein Staat doch ebenfalls war, jetzt, wo es Ernst machte mit dem Neuen, in das gleiche Fahrwasser einlenken? Oder würde es eigene, erst noch zu findende

Formen des konstitutionnellen Wesens ausbilden? Die Frage bestand; längst war sie erwogen, politisch und grundsätzlich umstritten worden, jetzt wurde sie von Neuem praktisch, aber eben praktisch war sie noch immer ungelöst; die Art ihrer Lösung konnte von vielerlei Einwirkungen abhängen, sie konnte in Schwankungen, konnte vielleicht in unmerklicher Entwicklung vor sich gehen: da rollte ihr, gleich in den ersten Tagen des neuen Systems, der Felsen der Militärreform in ihren Weg. Sollte diese Reform dem Königtume einen neuen starken Zuwachs an Macht bringen? Oder dem bewilligenden, entscheidenden, Veränderungen erzwingenden Abgeordnetenhause? Sollte das Parlament sich selber schwächen, indem es Heer und Krone einseitig verstärkte? Oder würde es Bedingungen stellen, die seine eigene Macht sicherten und erhöhten? Der unausgetragene Gegensatz der Macht stand hinter allen Einzelstreitigkeiten, die die Reform aufwühlte; die Heeresfrage, die erste große politische Frage der Verfassungsära, brachte diesen politischen Gegensatz zur vollen Klarheit. An das Heer war im brandenburgisch-preußischen Staate seit zwei Jahrhunderten auch alle innere Fortbildung des Staatswesens vornehmlich gebunden gewesen; es war in diesem Staate das bedeutendste, das maßgebende Organ; daß sich auch diesmal die Prinzipien von Freiheit und Persönlichkeit, von Zucht und Zwang, die innerlichen Zeitgedanken an die Heeresumgestaltung anknüpften, wurde dargelegt. Nunmehr zeigte sich, daß der Kampf um das Herr zum Kampf um das Übergewicht in der Verfassung führte: jenes Machtverhältnis von Krone und Landtag wurde immer deutlicher zum eigentlichen Gegenstande des Ringens um das Wehrgesetz. Gewollt haben das von Anfang an weder der Herrscher noch die liberalen Parteien; aber es lag in den Dingen begründet, es wurde immer bewußter und immer zwingender: in wessen Sinne die Militärorganisation mit ihren anscheinend technischen und finanziellen Streitfragen geregelt wurde, der wurde der Sieger überhaupt. Diesen weiteren Kampf hat Roon sehr früh aufgegriffen; untrennbar von der Heeresreform, bildet diese Verfassungsentscheidung den zweiten, nicht minder wichtigen Inhalt seines politischen Lebens. Er blieb dabei seiner Vergangenheit, seinen alten Anschauungen folgerichtig treu. Sicherlich wird die Staatslehre des Konservatismus, wie Stahl sie ausgebildet hatte, diese Anschauungen geklärt und fortentwickelt haben: im Grunde aber war es die Wirklich-

keit des alten Preußens, das in Roon wie in seiner ganzen Umwelt lebte, die hier in ihm ihre Stimme gewann.

Sollte Preußen wirklich regiert werden wie die vorangeschrittenen Nachbarländer? Oder war sein altes Königtum dafür zu stark? War das Land, weit hingestreckt, zerstückelt, unfertig, von Feinden umgeben, wie es war, imstande, den Parlamentarismus zu ertragen? War das preußische Parteileben dafür selber reif genug? Was man da mit rückblickendem, subjektivem Urteil für möglich und für heilsam halten will, wird allezeit umstritten bleiben; die objektive Antwort der Tatsachen ist bis heute im Sinne Roons gefallen. Die leitende Monarchie, durch das Parlament ergänzt, aber nicht beherrscht, ist in Preußen aufrecht geblieben, und dieser Ausgang hat die gesamtdeutsche Verfassungsgeschichte seit 1860 maßgebend beeinflußt; ich sagte: im Sinne Roons. Denn es ist merkwürdig, auf diesem, dem politischen Boden hat der Militär Roon noch selbsttätiger, man darf es so nennen: schöpferischer, gewirkt als auf dem militärischen; dort gab der Prinzregent den bestimmenden Anstoß, hier hat es für eine Weile, in ebenso bestimmenden persönlichen Handlungen, Roon getan, der General.

Denn das ist nach allem, was wir wissen, der Hergang gewesen: Die Kämpfe um das Heergesetz beginnen, Roon führt sie, aber tritt dabei zunächst noch nicht in den eigentlich politischen Vordergrund; allmählich jedoch enthüllen sich jene tieferen politischen Gegensätze selbst, und sie erfaßt Roon alsdann mit mutiger Entschlossenheit. Sie kamen aus dem innersten Gefüge der preußischen Verhältnisse heraus: so sah er selber sie an. Er trat zuerst als Fachminister in ein gemäßigt liberales Kabinett ein; daß er Konservativer war, verbarg er niemandem, am wenigsten seinem Herrn; er wollte die Stelle ausfüllen, die jener ihm zuwies. Daß er dabei zugleich politischer Minister werden mußte, lag in der Sache: war doch eben das Heerwesen der nächste Quell der Streitigkeiten. Aus seinen eigenen Vorlagen gingen seine ersten Zerwürfnisse mit seinen Amtsgenossen hervor; dann aber erweiterte sich sein Widerstand. Der Konflikt zwischen Krone und Kammer stieg auf; um so mehr wollten die Minister den neuen König zu liberalen Maßnahmen drängen; es gab einen langwierigen, stillen Kampf. Wilhelm hat ihn erst in sich selber durchgerungen, er hat sich erst langsam entschlossen, seine monarchische Ansicht, die allezeit in ihm war, handelnd gegen seine

Umgebung und sein Land durchzusetzen: in diesem innerlichen Ringen ist ihm, das scheint unzweifelhaft, Roon überaus wichtig geworden. Roons Zuspruch, seine Mahnungen und Warnungen, die Schriftstücke, die wir aus den Denkwürdigkeiten kennen, müssen auf die innere Selbstbefreiung des Königs, dann auf seine offene Abkehr einen starken, vielleicht den entscheidenden Einfluß geübt haben. Roon wendet sich darin, in unmittelbarem, verborgenem Verkehre mit dem Suverän, gegen seine Mitminister; das ist gewiß konstitutionell unerlaubt — aber Roon erkannte sich hier nicht als konstitutionell gebunden an und konnte das auch gar nicht. Er erkannte eben kein liberal-konstitutionelles System in Preußen an — rechtlich so wenig wie praktisch-politisch —, das die Monarchie in Fesseln lege. Er trat neben seinen Fürsten als der Soldat, der es für ungeheuerlich hält, wenn andere den Herrscher nötigen wollen zu Einräumungen, die jener verwirft: darin sah er zugleich ein Widerrechtliches. Er bekannte sich, gelegentlich mit juristisch bedenklichen Theorien, der Hauptsache nach im Anschlusse an die historische und politische Wirklichkeit, ohne Doktrinarismus und ohne Mystik, zu der Lehre von dem starken Königtum, das sich nicht knebeln und nicht beugen lassen darf, wenn Preußens Staatsleben nicht das Rückgrat gebrochen werden soll; er trieb seinen König, zu tun, was dieser doch in sich selber für richtig hält, und bei grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Kabinett und Monarchen die einzig richtige Folgerung zu ziehen: die Abdankung nicht des Monarchen, sondern der Minister. Wilhelm bedarf anderer Minister; es dürfen keine Parteiminister sein, welcher Färbung auch immer; Königsdiener müssen es sein. Das alles faßt Roon, nach erregten Sitzungen, nach Auftritt des Streites zwischen Wilhelm und dem Ministerium, aus bewegter Seele in Worte, ganz persönlich, herzlich, kraftvoll, aufrichtig. Eine Falschheit gegen seine Kollegen war es ihm selber nicht, und auch heute wird sie niemand behaupten dürfen; es war für Roon die äußerlich wie innerlich einfach selbstverständliche, die sicher pflichtgemäße Haltung. Alles andere, schweigende Fügsamkeit wie entsagender oder protestierender Rücktritt, wäre ihm Untreue gegen König und Vaterland gewesen, und nicht einmal Treue gegen die Verfassung. Er handelte nicht ins Blaue hinein, er „kannte sein Terrain" und die Person; er schlug Töne an, monarchische und militärische, wohlgeeignet, auf Wilhelm Eindruck zu machen: auch

so aber tat er nur das ihm Natürliche; denn er war wirklich genau der Gesinnungsgenosse seines Herrn. Man wird auch nicht sagen können, daß er für eine Partei handelte; er handelte in allem aus persönlichster Notwendigkeit heraus. Was er aussprach, klug erwogen, wie es war, quoll ihm zugleich aus tiefster Seele, die Entrüstung und der Ratschlag; es zeigt die volle Farbe des innerlich Erlebten, die Furchtlosigkeit der unbedingten Hingabe, und es formt sich ihm zu Sätzen von hinreißender Kraft. „Das Vollgefühl Ihrer Königlichen Machtvollkommenheit darf Eurer Majestät nicht abhanden kommen, oder die Monarchie Friedrichs des Einzigen, Friedrich Wilhelms des Gerechten ist keine Monarchie, ist überhaupt nicht mehr. Um ein solches Ende abzuwehren, muß jeder treue Mann Kopf und Kragen daran setzen. Wohlan! ich wage es, Eurer Majestät die ganze volle Wahrheit zu sagen; es *muß* geschehen, auch auf die Gefahr hin, Mißfallen zu erregen." Er spricht von dem „Scheinkönigtum Belgiens, Englands oder Louis Philipps". Wilhelm *kann* auch Preußen dahin lenken, es zu einem Belgien machen, mit der Vergangenheit brechen; das gäbe Frieden, „und an Beifallsjubel würde es nicht fehlen". „Der andere Ausweg heißt: Geltendmachung des gesetzlich berechtigten königlichen Willens. Er löset die Fesseln des Adlers; der König von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten; mit der Vergangenheit wird *nicht* gebrochen, und die bessernde Hand kann mit weisem Maße an den Ausbau unseres öffentlichen Lebens gelegt werden. Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanze und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes *zu den beherrschenden Höhen* des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg." „Womit ich die Kühnheit dieses Schreibens rechtfertigen kann? Mit dem Eifer des tapferen Soldaten, der seinen Fürsten in Banden, des treuen Dieners, der seinen Herrn am Rande des Abgrundes erblickt."

Das ist der ganze Roon: der Mann der Wirklichkeitsmächte, der starken Überlieferung, des Willens. Und sicherlich ein Schauspiel sondergleichen, in der Stille der königlichen Gemächer: der vierundsechzigjährige König, unbefriedigt, noch nicht durchgedrungen mit sich selber, ja, zu sich selber; bei ihm sein Offizier, mit diesen Worten,

mannhaft stolz und rückhaltlos groß, – in diesem einsamen Kampfe und Zusammenwirken aber in Wahrheit die Krise unseres Verfassungslebens. Ist das zuviel gesagt? Ich glaube nicht. Auch in der Verfassungsgeschichte machen sich ja die Dinge nicht, mechanisch, von selbst. Hier springt es zutage: blieb Wilhelm I. in jenen Jahren nicht fest — und von ihm läßt Roon sich nicht trennen –, so wich die Monarchie in schicksalsvoller Stunde, nach Menschenermessen wohl unwiderruflich, hinter das Parlament zurück; die Kräfte, die nach ihrer Erbschaft griffen, standen bereit. Jene Männer haben das alte Königtum gehalten, in Lagen, in den Zeitgenossen verzweifelt erschienen. Die Machtgegensätze entscheiden sich durch lebendige Tätigkeit lebendiger Menschen. So erst wurden die allgemeinen, die organisierten, die sozialen Gewalten, die hinter der Krone standen, wirksam, Gewalten, die natürlich da sein mußten, die aber selbst nicht handelten, das Heer, die Staatsmacht, die konservative Überlieferung; und die Weiterwirkung der leitenden Einzelnen auf eine lange Zukunft, in die Breite des Volkslebens hinaus, wurde riesengroß.

* * *

Das geistig Wesentliche aus Roons Geschichte ist entwickelt worden. Heer und Monarchie hat er ergriffen, mit der Eigenart des altpreußischen und des neurealistischen Offiziers. Die Tatsachen folgen daraus. König Wilhelm hat von 1860–1862 den Kampf, den er nicht vermeiden konnte, immer vollständiger aufgenommen: der Kampf ward zum Verfassungskonflikt, die in sich berechtigten und historisch notwendigen Bestrebungen von rechts und von links stießen mit einer Wucht, die sie die Schranken des formellen Rechtes überspringen ließ, aufeinander. Nur in solcher Abrechnung voll harter und tragischer Ausschließlichkeit konnten die Gegensätze sich klären; aber vorerst war die Aufgabe, den Kampf selber mit all seiner Wirrnis und Schwierigkeit zu führen. Aus den inneren preußischen Problemen hatte er sich ergeben; bald wurde es klar, daß er nur mit den Mitteln und im Rahmen auswärtiger, das heißt zumal deutscher Politik entschieden werden konnte. Seit 1859 war die nationale Bewegung wieder im Flusse; neben und über die preußische Frage stellte sich die deutsche Frage; die Regierung konnte beide im positiven Sinne nur zusammen lösen. Roon wußte, daß er

nicht der Mann, nicht der Staatsmann dazu war. Er holte sich Bismarck. Daß Bismarck der Berufene sei, empfanden ja manche; aber es ist kein Zweifel, daß Roon es war, der in langen Anstrengungen und schließlich in siegreicher Tat Bismarcks Ernennung wirklich durchgekämpft hat. Ihrem Meinungs- und Nachrichtenaustausch vor diesem Erfolge verdanken wir Schriftstücke von hohem, charakteristischem wie tatsächlichem Werte; im September 1862 reichten sich dann die beiden alten Freunde von 1834, der fast Sechzigjährige und der Siebenundvierzigjährige, vor aller Welt die Hand zu ihrem gemeinsamen geschichtlichen Werke. Sie haben von da ab, in treuester Waffenbrüderschaft, zusammengestanden, Roon hat Bismarck in allen Dingen gestützt, ohne Roon ist Bismarcks ja freilich genialere, erst im eigentlichsten Sinne schöpferische Wirksamkeit gar nicht denkbar. Der König und seine zwei Minister wirkten ineinander. In der Heeresfrage behielt der König selber die Führung, in der Verfassungsfrage nahm sie Bismarck; in beiden war Roon für beide der unentbehrliche Helfer. Seine Kammerreden hatten sich 1860 und 61 wesentlich auf technisch-sachliche Vertretung seines Ressorts — Heer und Flotte — beschränkt; seit 1862 wurden sie weiter und voller. Sie zogen jetzt nicht nur die wirtschaftlichen Rücksichten, sondern alle die Streitfragen innerer und bald auch äußerer Politik in ihren Bereich, die sich mit der Heeresreorganisation verschlungen hatten. In Abwehr und Angriff, in tief und breit angelegter, historischer, militärischer, allgemein-politischer Begründung, in der sicheren Erfassung des Augenblickes, in schlagfertiger Polemik gegen Richtungen und Einzelne, in der Stärke ihrer leitenden Gedanken — jener Gedanken von innerer und äußerer Macht, von Autorität, preußischem Großstaatsgefühle und preußischem Monarchismus: in allem wurden sie je mehr und mehr zu Staatsreden des großen Stiles, nicht von der überwältigenden persönlichen Kraft und dem genialen Reichtum der Bismarckschen Reden, aber auch sie, in ihrer geschäftlicheren Art, doch überaus umfassend und zugleich eindringlich, wuchtig, volltönend, mannhaft: auch sie gehören zu den klassischen Zeugnissen der eisernen Zeit. Roon hat, wie die gesamte Regierung, den budgetlosen Zustand immer bedauert und immer nur als vorübergehend erkannt; Anläufen zu gewissen militärischen Konzessionen, die er wie Bismarck dem Abgeordnetenhause mehrmals machen wollte, ist König Wilhelm jedesmal in den Weg

getreten; im ganzen aber waren die drei hohen Männer den inneren Nöten gegenüber vollkommen einig. Den großartig kühnen Flug seiner auswärtigen Politik hat Bismarck, wie man weiß, ganz selbständig nehmen und hier auch seinen Herrscher erst mühsam und allmählich mit sich reißen müssen. Roon war auch dabei Bismarcks bester Bundesgenoß. In ihm war nicht von vornherein die alles vor sich niederwerfende, die umstürzende Rücksichtslosigkeit seines gewaltigen Freundes; er war seinem Wesen nach konservativer; aber die volle Wucht des preußischen Staatsgedankens und seines kampfesfreudigen Ehrgeizes besaß ja auch ihn. Er hätte der großen Politik weder ihre Ziele setzen noch ihre Bahnen suchen können so wie Bismarck — aber er hatte Staatsmannschaft und Charakterstärke genug in sich, um mit dem Allbefehdeten, durch entsetzlich schwere Jahre hindurch, getreu und heldenhaft zusammenzuhalten, bis an das Ende. Er hat zu ihm gestanden gegenüber dem Widerstreben seines königlichen Herrn, bei dem er warb, vermittelte, drängte; gegenüber den Parteien und aller Welt. Auch gegenüber seinem eigenen besten Freunde, dem Professor Perthes, gegen dessen zartes Empfinden und dogmatischere Weltansicht er immer von neuem die Persönlichkeit und den derben Realismus des Amtsgenossen zu verteidigen hatte. Perthes schreibt mit freundschaftlicher Eifersucht Roon die entscheidenden Verdienste zu und mahnt ihn, angesichts des unberechenbaren Genius, unablässig zu Argwohn und Wachsamkeit. Roons letztes Wort ist demgegenüber die bescheidene „Selbstverherrlichung": seine eigentliche Leistung sei gewesen, Bismarck zum Minister zu machen. Und getrost schritt er, mit diesem vereint, in wundervoller Ergänzung, auf die Höhen des Sieges zu. —

Auf der Höhe seines Lebens und Wesens stand er schon damals, in den heißen Jahren von 1858 an. Es ist ergreifend, wie viel Liebe seine Briefe gerade damals ausstrahlen; wie bei Perthes' Tode (1867) ihn eine dumpfe Betäubung packt, die sich dann erst, als näherer Bericht eintrifft, in befreienden Tränen löst; wie geduldig und gütig er die Jahre vorher auf alle politischen Einwürfe und Vorwürfe des feiner, aber auch schwächer geschaffenen Freundes eingeht: dabei er selber ganz sichere und vordringende Kraft. Denn dieser Freund seiner Freunde war damals ja der große Kämpfer. Es war etwas Grimmiges in ihm. Er schlug seine Landtagsschlachten; er meinte von Hause aus kein Redner und kein De-

battierer zu sein, er erzog sich dazu; er war von Hause aus von auffahrender Hitze, er bändigte sich — scharf blieb sein Wort doch. Man muß anerkennen, daß er es tapfer im Zaume hielt: einige Male führte ihn die Heftigkeit des Streites freilich in dramatische Auseinandersetzungen von explodierender Leidenschaftlichkeit hinein; auch dann blieb er, so schilderte es sein Sohn, äußerlich von erzener Ruhe. Er stand stramm und hochaufgerichtet, die Stimme von dröhnender Kraft, der ganze Mann Geschlossenheit und Festigkeit, seiner Sache und seiner selbst völlig gewiß. Mit dem Fortgange der parlamentarischen Kämpfe, mit der wachsenden Schärfe der Gegner und den wachsenden Erfolgen der eigenen Taten wuchs in seinen Worten die Anklage gegen die „Tendenzpolitik" des Landtages, die Geringschätzung der Demokratie, der sichere Stolz des Fachmannes und des Staatsmannes. Man begreift, daß er verletzte. Allein hinter der stählernen Geschlossenheit barg sich ein Innenleben voll von Bewegung und nicht arm an Schmerzen. 1859 starb ihm sein siebenjähriges Lieblingskind; der Schlag, so schrieb er, traf ihn „niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln"; Glaubenszweifel peinigten ihn, er suchte Zuspruch und Trost bei dem „Zeugnisse des christlichen Laien" Perthes. Stets arbeitete es in ihm und an ihm; der Grundton seines Empfindens hatte etwas Herbes, beinah Düsteres. Wie einsam und hart war seine Jugend gewesen! Dann hatte ihn sein Leben mit den strenggläubigen Lutheranern in Hinterpommern in Berührung gebracht; Moritz von Blanckenburg blieb seinem Herzen besonders immer nah. Auch Roons Innenleben war religiös, auf religiöse Gedanken bezog er alles Irdische, aber zugleich haben ihn auch religiöse Kämpfe bis in sein Greisenalter begleitet. Eigentlich pietistisch empfand er wohl niemals, zur religiösen Ausschließlichkeit und Absonderung, zu irgendwelcher Mystik neigte dieser Mann des Wirkens und der praktischen Klarheit nicht; 1835 beschrieb er seinen Schwiegervater als „ernsten, frommen, fast zu orthodoxen Mann". Seine Gläubigkeit ist ganz persönlich; man möchte sagen: sie hat einen altprotestantischen Klang, sie ist, wie sein ganzes Wesen, positiv und streng, aber sie ist zugleich ruhelos, vom Sündengefühl durchdrungen; denn Zucht und Lebensdrang, Ewiges und Irdisches liegen in ihm im Streite. Er empfindet diesen Widerstreit: neben dem Gebot des Christentums, an das er glaubt, dem „das ganze

Schattenspiel dieses Erdenlebens nichtig und gleichgültig ist, das wahre Leben erst nach diesem beginnt", die Fülle seiner eigenen, auf das Diesseits und auf den Augenblick gerichteten Kräfte und Wünsche, die ihre Betätigung heischen — denn er sei kein Asket. Er grollt in den tatenlosen Jahren vor 1859 über die Kleinheit seiner Arbeiten innerhalb des alltäglichen Dienstes: „das sind keine Hebel für den inwendigen Menschen." Er tröstet sich dann wohl über seine eigenen Klagen mit dem Gedanken, daß die göttliche Erziehung ihm Leiden auflege, um ihn innerlich zu reinigen; aber er ist so ehrlich, zu gestehen, daß er diesen Trost doch „bloß mit dem Kopfe" denkt. Ihn drängt es allzu mächtig auf das Irdische hin, und zwar auf die großen Aufgaben, auf die starken Taten, auf ein weitgedehntes Feld. Später hat er sich mehr als einmal rückblickend seiner Leistungen gefreut; sein starkes Selbstgefühl weiß sehr wohl, daß er den Grund gewaltiger Dinge gelegt hat — aber auch die Kritik ist stark in ihm; sie zeigt ihm zu deutlich „die Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten" an all den Erfolgen, „die die Welt anstaunt": wie viele eigene „Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen, Übereilungen", „wie viel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war!" Er urteilt dann schneidend, wie über sein Leben so über die Anderen. Er verhehlt es sich gar nicht, daß das Ziel seines Strebens, der Krieg, ein „Entsetzliches" sei; er erklärt die Notwendigkeit dieses Schlimmsten aus menschlicher, allseitiger Schuld: „die Sünde ist der Leute Verderben." Trotz allem treibt es ihn gebieterisch in die Kämpfe hinaus; er muß handeln und streiten und sein persönliches Geschick durchleben: das bleibt immer das letzte Wort. Und dabei entringen sich den Lippen des Kämpfers, bereits des Sechzigers, Klagen über das allgemeine Menschenschicksal, das auch ihn trifft, über seine Stumpfheit, seine asthmatischen Leiden, seine Verbrauchtheit. Mit Wehmut besucht er 1867 das heimatliche Dorf Pleushagen: er hat „dieselben Dünen wieder mühsam durchkrochen, die einst den kleinen Beinen des Bübchens wie Chimborassos erschienen". Und zum Schlusse der resignierte Satz: „die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied."

Überall in Albrecht von Roon ein volles, drängendes, ringendes Menschenleben und Seelenleben; im Sturme des Augenblicks und der Gefühle, in Gegensätzen und Gärungen der Kräfte, in

stetem, rastlosen Auf und Nieder wirklich ein ganzer Mensch. Freilich, zu einem Mittelpunkt wendet der Pendel sich immer wieder zurück; der Kern seines Wesens ist einheitlich: die preußisch-soldatische Tat. Da liegt die eigentlich belebende, die allgemeine und — man muß doch sagen — die ideale Gewalt seines Daseins. Auf der Schwelle des inneren Kampfes 1862 ist ihm „zumute, wie den Kämpfern in einem Gottesgerichte zu Sinn gewesen sein mag"; auf der des österreichischen Krieges 1866 wie „dem Kämpen und Ritter für Recht, Licht, Freiheit, Wahrheit und alle höchsten und heiligsten Güter des Erdenlebens". Diese feierliche Empfindung war ihm damals nicht die einzige, und er selber meint, dem Beobachter Perthes werde sie gewiß eine „eitele Donchixoterie" sein. „Aber war der Ritter von La Mancha nicht ein sehr ehrenwerter Mann? Jeder redliche Kämpfer muß eine Ader von dem edlen Ritter in sich haben, um Großes und Neues hervorzubringen." Er selber mußte in die Welt hineinsprengen, um für sein Heiligstes zu fechten, und er glaubte inbrünstig an seinen Staat. Er sah das preußische Königtum aus nächster und menschlichster Nähe und sprach wohl über seine Träger, impulsiv, wie er war, einmal ein scharfes Wort. Dennoch hat er auch an die Monarchie geglaubt; das Wort „mein König" tönt mit einem Klange von tiefer Innigkeit aus diesem herben Munde. Er hat mit Wilhelm I. gerungen, gelegentlich um ihn und mit ihm diplomatisiert, er hat, der Starke und Rauhe, so manches Mal begütigend zwischen ihn und Bismarck treten müssen, auch er ist ungeduldig aufgeflammt, — aber er hat dem Könige, an dessen Amt und an dessen persönlichste und oberste Mitarbeit in diesen großen Zeiten doch alles gebunden war, freudig gedient, er hat den erhabenen und ehrwürdigen Menschen geliebt und verehrt und ist ihm innerlich allzeit verwandt und vertraut gewesen. Er wußte genau, was der König dem gemeinsamen Werke bedeutete: „ein König, der ein tapferer Mann, kann alles; er kann Zauberdinge tun, weil sein Mut der Blitz ist, an dem sich das ganze große Feuerwerk allgemeiner Begeisterung entzündet". Und er diente und fügte sich ein, mit all seinen widerspruchsvollen Kräften, mit all seinem eigenen „trotzigen" Mute, bis die Stunde der großen Befreiung schlug. Gewiß, kein anderer unter den Werkmeistern des neuen Reiches kommt an persönlich fesselnder Gewalt wie an Breite und Wucht der Wirksamkeit „dem größten unter ihnen so nahe wie

Roon". Mit gutem Recht hat Friedrich Meinecke Bismarck und Roon auch innerlich zusammengestellt: sie gehören innerhalb der Zeitgegensätze überall auf die gleiche Linie, sie sind einander ähnlicher als irgendwelchem Dritten. Bismarck ist suveräner in Wesen und Tat, ohne irgendeinen Zweifel der Führende über allen; Roon steht in jedem Belang zwischen ihm und dem Könige in der Mitte; wie hoch aber ragt, Persönliches und Allgemeinstes zusammen, Roon unter den anderen empor! Wie packt er überall, wo man ihm begegnet; wie strahlt — um doch das eine zu erwähnen — seine Echtheit und Männlichkeit über Theodor von Bernhardi hinweg, den klugen kritischen Beobachter und Glossierer, der uns so manches Gespräch mit Roon aufgezeichnet hat und ihn auszuforschen und zu übersehen vermeinte! Er selber hat sich bescheidentlich einmal den „Feldwebel" seines Königs, als des Hauptmannes der preußischen Kompagnie, genannt: das Bild mag ihn, im höheren Sinne, bezeichnen. Und das andere Bild, in dem dies ganze, feste und tiefbewegte Wesen sich damals spiegelte, das Bild seiner äußeren Erscheinung. Er war „der alte Roon" geworden, die immer noch dichten Haare ergraut, die Falten um den Mund, unter dem Auge, auf der Stirn vertieft; die Augen selber sind anscheinend kleiner geworden, das obere Lid hat sich etwas gesenkt; um so schärfer, sicherer, kriegerischer zeigt sich der Blick. Die Linien sind überaus vornehm geschnitten; alles in diesem Antlitz ist groß, kräftig, stark; charakteristisch der derbe, graue Schnurrbart; alles militärisch, mannhaft und eisern. So war sein historisches Gesicht, das Gesicht des Sechzigers, — ein Gesicht, das man niemals wieder vergißt.

* * *

Und sicherlich: auch seine Taten nicht. Er ward der wirkliche „Waffenschmied" der großen Kriege, der Erzieher und Einiger im Gefüge des Heeres; er hat sich in den sechziger Jahren durchgesetzt, der Fachmann wie der Monarchist; damals trug er, mit König Wilhelm und Bismarck zusammen, die besten elementaren Kräfte des alten Preußens in das künftige Deutschland hinüber. Nur noch mit raschen Schritten gehe ich den Stufen dieses mächtigen Schaffens nach.

Im Konflikte bis 1864, in der dänischen Angelegenheit, dann im dänischen Kriege war Roon ganz an Bismarcks Seite, im Kriege

trieb er zu durchschlagender Tat; bis 1866 blieb er im innerpreußischen Kampfe wie in der Arbeit für die notwendige deutsche Entscheidung auf gleicher Bahn. Er nahm sein redliches Teil an der Kühnheit aller Wagnisse, an dem Bewußtsein ungeheurer Verantwortung auf sich, die nicht nur das eigene Selbst in die Schanze geschlagen hat, sondern „die schwere, schwankende tote Last" des ganzen Preußens „auf dem Nacken über den Niagara trägt"; er war nicht selbst der leitende Staatsmann und seine Natur nicht in dem Maße vulkanisch wie die Bismarcks, aber auch ihm ward sein Stück zerdrückender Arbeit und zerreibender Spannung. Endlich kam die Lösung, der Sieg, der Ruhm. „In Nikolsburg," so schreibt Roon am 28. Juli 1866 seiner Frau, „sprang" König Wilhelm, nach der Unterzeichnung des österreichischen Friedens, „auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke." „Alle Welt gratuliert und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — dir sei es gestanden, aber nur dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem „siebentägigen" Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich vorher kein fauler Knecht gewesen." Er selber hatte im März 1864, im dänischen Kriege, die Zuziehung des Generalstabschefs zu den entscheidenden Vorträgen beim Könige beantragt: jetzt traf ihn das Schicksal, daß der große Stratege, dessen volle, nach außen sichtbare Betätigung ja auf die kurzen Kriegszeiten zusammengedrängt war, den Kriegsminister eben für diese Zeiten der höchsten Tatenfülle in den Schatten schob und daß ihm selber die höchste Befriedigung des Offiziers versagt blieb; er schäumte ins Gebiß. Während der heißbewegten Juliwochen, als die französische Einmischung die Frage des französischen Krieges, des Krieges mit zwei Fronten brennend machte, war er, als der Staatsmann und Organisator, freilich zu seinem Rechte gekommen: er wäre fähig gewesen, auch den Doppelkampf zu organisieren, aber er wirkte mit Bismarck für die Selbstbescheidung des Siegers, für den Frieden. Vier Jahre des Friedens folgten. Er sah sein Werk bewährt, seinen Namen glorreich, seine Mühen dankbar belohnt, seine Reorganisation anerkannt, vollendet, über den Norddeutschen Bund ausgedehnt, in die Südstaaten übertragen. Schon wollte der Fünfundsechziger zusammenbrechen, er ging nach Italien, sich zu erholen; entbehrlich war er in Berlin noch

keineswegs, weder mit seiner Arbeit noch mit seiner Vermittlung zwischen dem Bundeskanzler, der jetzt neuen Notwendigkeiten gehorchend weiterschritt, und den alten konservativen Freunden. Ihm selber behagte der deutsch-liberale Gang der Politik nicht immer; da hob ihn noch einmal das Jahr 1870 hoch empor. Alle Welt kennt den Auftritt im Bundeskanzlerpalais, wie ihn Bismarcks Erinnerungen geschildert haben, das Mahl der drei Paladine am 13. Juli, die Niedergeschlagenheit und die Aufrichtung der beiden Generale; und am 15., auf dem Potsdamer Bahnhofe zu Berlin, hallte aus der Gruppe, die den heimgekehrten König umgab, Roons mächtiger Baß heraus: „Es ist alles vorbereitet, Majestät!" Er konnte versichern, man werde es den Franzosen „bestens besorgen": er hielt sein Wort. Die Wogen des unvergeßlich großen Jahres strömten dahin: alles in machtvoller Ordnung, — von neuem für den Namen Roons ein ewiger Ruhm und hier erst der höchste: die kostbarsten seiner Früchte sind erst jetzt gereift. Dennoch war es für ihn ein Jahr der Schmerzen. Wieder gab es von Anfang an gewisse Reibungen und Unzufriedenheiten, mit Moltkes Stellung und gelegentlich mit Moltkes Kriegführung; vergeblich versuchte Roon am 18. August beim Könige der gewaltigen Offensive des Generalstabschefs, die ihm übermäßig schien, entgegenzuwirken. Dann wurde bei Sedan sein Sohn Bernhard auf den Tod verwundet. Im höchsten Sinne heldenhaft hielten sich Vater und Sohn; Roon durfte ihm weder die Augen zudrücken noch seinem Begräbnis beiwohnen, die Pflicht riß ihn weiter; und in eben der Stunde, da sein Sohn den letzten Seufzer aushauchte, sprach König Wilhelm an seiner Abendtafel seinen drei Großen in majestätischer Schlichtheit seinen Dank aus für die Fülle des Siegs. Verwunden aber hat Roon den Schlag, den er tapfer aushielt, nicht. Und nun folgten die schweren Wintermonate von Versailles: für keinen so schwer wie für ihn. Er war leidend, überlastet, aber er fand auch zu klagen und anzuklagen. In der dornigen Frage der Beschießung von Paris stand er, der sie eifrig forderte, mit Bismarck zusammen gegen Moltke, Blumenthal, den Kronprinzen. Es ist hier nicht der Ort, die altbekannten Gegensätze dieses Winters zu erklären und zu beurteilen, und auch diesen einen, bittersten unter ihnen sachlich näher zu entwickeln. Vorwürfe hat man von Anfang an ausgetauscht, die Leidenschaftlichkeit war auf beiden Seiten groß, und

selbst in dem Schriftwechsel zwischen Roon und Moltke klingt ein deutlich unfreundlicher Ton; die zornigen Anschuldigungen, die Roon, wie Bismarck, gegen die militärische Sachlichkeit der Beweggründe seiner Gegner ausgesprochen hat, wird man in der Hauptsache ebensowohl ablehnen dürfen wie den Tadel, der noch heute von manchen gegen ihn selber gerichtet wird. Im Grunde bleibt es doch offenbar dabei, daß, trotz aller unleugbaren technischen Schwierigkeiten, und wenn auch Recht und Unrecht vielleicht nicht ohne Rest zu sondern sind, das bessere Recht durchaus auf seiten der „Schießer" war, an deren Spitze schließlich der König selber stand, das Recht vor allem des stärksten Willens zur Tat. Hier genügt dieser Hinweis, und die Angabe, wie heftig Roon unter diesen Kämpfen und Verstimmungen litt — der Wunsch, die Last seines Amtes bald von den alten Schultern abwälzen zu können, wurde ihm wieder lebhaft. Und er blickte ohne Freude in die Zukunft. Die Verhandlungen mit den Südstaaten hat er als Kriegsminister führen geholfen, nach seiner zäh-preußischen Art; der Badener Julius Jolly fand ihn in den militärischen Fragen anfangs nicht eben entgegenkommend[1]. Das Gelingen der politischen Verhandlungen machte ihm lange Sorgen: noch am 18. November fragte er sich angstvoll, ob das „Kaiserhühnchen" wohl auch „wohlgestaltet aus dem Ei kriechen" werde? Dann sah er das neue Reich sich vollenden. Ihn feierte am 9. Januar, bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum, sein König und sein Heer; er aber war krank, an das Haus gefesselt und von weher Seele. Über alles Augenblicksärgernis hinweg kränkte ihn gerade das, was den anderen das herrlichste an diesen Siegen war: das Deutsche Reich ersteht; sein altes Preußen, das konservative, ostdeutsche Preußen, die „patriarchalisch-konservative Staatsidee", in der er groß geworden, wird zu Ende gehen. Das scheint ihm unvermeidlich, „eine Naturnotwendigkeit", die man unbefangen hinnehmen, über die man so wenig wehklagen soll, „als

[1] Ich kann mir nicht versagen, aus Hausraths Erinnerungen an Jolly (S. 249) das Folgende abzudrucken: „Ergreifend war für ihn eine seiner Konferenzen mit Roon. Dieser hatte den einen Sohn im Felde verloren, und der andere trat ihm zum ersten Mal wieder unter die Augen, während Jolly zu Verhandlungen über die Militärkonvention bei Roon erschienen war. Überwältigt von seiner Rührung erhob der General sich und breitete die Arme aus: ‚Mein lieber ...' Dann aber winkte er ab: ‚Ich habe Geschäfte.' Jolly wollte sich zurückziehen, Roon aber schüttelte nur trocken den Kopf und fuhr mit seinen Auseinandersetzungen fort." Vgl. übrigens Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches, S. 350.

wenn man jammern wollte über sein eigenes zunehmendes Alter"; er weiß, es ist eine Frucht auch seiner Siege, auch seiner Arbeit — aber seine Welt ist es nicht mehr und kann es niemals werden. „Ich kann in einer meiner Vergangenheit nicht entsprechenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse wohl noch mitleben, aber nicht mitschaffen."

Hier stoßen wir an die Grenzen seines Wesens. Bismarck trat in das neue, weitere Zeitalter über; er hat in seinen eigenen Grundkräften den preußischen Heimatsboden nie verleugnet, aber er wurde ganz zum Deutschen. Wilhelm I. wurde es schwerer — ich habe an anderer Stelle nicht nur die Tragik im Leben dieser altpreußischen Sieger, sondern auch die Kraft gewürdigt, die in ihrer Treue gegen das Alte lag, und die dem Alten das Fortwirken innerhalb des Neuen gewährleistete. Indessen auch Kaiser Wilhelm lebte sich im neuen Reiche ein. Roon hat das nicht mehr vermocht. Er war fast siebzigjährig; er war krank und verstimmt, aber er war auch einseitiger, bei all seinem Wirklichkeitssinn doch politisch-gläubiger, prinzipiell-gebundener als sein jüngerer Freund. Und es geschah: alle Verhältnisse verschoben sich von 1871 ab, eine zweite „neue Ära" brach jetzt vollends durch, liberal und bürgerlich — es war nicht anders möglich. Die zweite Gewalt, die neben Heer und Preußentum Roons Lebensgang begleitet hatte, dieses deutsche Bürgertum, lebte all ihre Kräfte nun siegreich aus, das wirtschaftliche Leben entfaltete sich breit, der Reichstag stand in seinen glänzendsten Zeiten. Freilich, es war zugleich die Epoche der Gründer und ihres Zusammenbruchs; und der vierte Stand regte sich und drängte nach, eine ätzende Kritik, Drohungen sozialer Revolution überzogen Deutschland. Roon hatte nicht mehr die Frische, das alles zu überwinden. „Glücklich, wer jetzt noch jung, noch in neue Bahnen lenken kann ohne Schmerzen, ohne einen Teil seiner Persönlichkeit aufzugeben"; so hatte er bereits im März 1848 ausgerufen. Mit jener Wendung war er fertig geworden — mit der von 1867 und gar von 1871 konnte er es nicht mehr. Er erkannte die Gegenwart wohl an, er begleitete Bismarcks mächtiges Wirken auch weiter mit Verständnis, und manchmal mit treffendem und großartig geprägtem Worte, er betonte Bismarcks Unentbehrlichkeit; er war nicht stets einverstanden mit ihm, aber blieb immer sein Freund und sein Verteidiger. Einmal, im Februar 1873, prallten — dem historischen

Betrachter ein prächtiges Schauspiel — die beiden Eisernen aufeinander, und die Funken sprühten. Bismarck hatte Roon mündlich beschuldigt, er leiste seinem angegriffenen Rufe nicht die Hilfe, die der Freund von ihm erwarten könne, und es hatte heftige Worte beiderseits gegeben; Roon verteidigte sich in einem gehaltenen Briefe, bat um künftige Schonung auch seiner „Explosivität", Verkennung und rücksichtslose Behandlung dulde er nicht — dann reichten sich beide doch wieder in ehrlicher und männlicher Versöhnung die Hand. Und als Roon, krank und erschöpft, das Amt verläßt, da hören wir die Klage Bismarcks über den Verlust. Er hatte vor Jahren von seiner „von Jugendheimweh getragenen Freundschaft" für Roon gesprochen; er schrieb ihm jetzt, aus bitteren Kämpfen heraus, den traurig-schönen Abschiedsbrief: „Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatz nicht ausgefüllt finden und dabei denken: ich hatt' einen Kameraden —".

Denn Roon ging wirklich. Noch hatte er im Dezember 1872, zur konservativen Lösung innerer Schwierigkeiten im Ministerium, das preußische Ministerpräsidium übernommen — es konnte nur eine Aushilfe sein. Der Parteienkampf, der Kulturkampf (in dem er preußisch und staatlich dachte und handelte), die Lasten des Amtes waren ihm zuviel; im November 1873 trat er endgültig zurück. Es war sein Wunsch seit Jahren. „Mir ist sehr abendlich zu Sinne; die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens," schrieb er bereits 1868. Jetzt rettete er sich in die Wärme des Südens; dann wurde sein Dotationsgut Krobnitz in der Lausitz der Sitz seines Greisenalters. Die dankbare Freundschaft seines Kaisers begleitete ihn; sie hatte ihn zum Grafen, zum Generalfeldmarschall erhoben; sie sprach ihn jetzt aus tiefgütigen Briefen an, in denen der alte Herrscher dem getreuesten und seelenverwandtesten seiner Berater, zumal über militärische Dinge, das Herz ausschüttete. Sie tauschten ihre Gefühle aus über die neue Zeit — Roon als der „alte Fuhrmann, der, wenn er auch nicht mehr fährt, doch noch gelegentlich mit dem Peitschenknallen sich erlustigt". Stets von neuem packen ihn die Sorgen dieser Zeit, obgleich „ein alter Mann wohl besser täte, an seiner Seele Seligkeit zu denken". Allein die demokratische und ungläubige Welt erschreckt ihn, ihre Zuchtlosigkeit, ihre Gottlosigkeit, ihre wilde Auflehnung. Er selber wird noch bitterer im Urteil, noch strenger in seinem Bedürfnisse nach starker Zucht von oben her

als zuvor. So klagt er Wilhelm I. seine Nöte, so erlebt er 1878, in tiefem Herzensjammer, die Attentate, er ruft Bismarck auf: „handeln Sie!“ Er möchte es noch erleben, daß jener „andere Bahnen sucht“. Er hat den Beginn der konservativen Ära noch eben kommen sehen. Die Ideale Roons, eine ganz feste christliche Autorität hat auch Bismarck in den neuen Zeiten nicht einfach durchführen können; wohl aber würde Roon die neue Bewegung der achtziger Jahre mit ihrem monarchischen, sozialreformerischen, zugleich auch christlich-positiven Zuge freudig mitgemacht haben. Indessen, sein Leben erlosch. Nach fünf Ruhejahren sanken die Abendschatten schwerer hernieder. Die Briefe dieser Jahre, die uns zugänglich sind, spiegeln gelegentlich die ganze Innigkeit der Liebe zu den Seinen, fast immer die Lebendigkeit gesteigerten religiösen Ernstes ab: er lebt dem Tode und dem Jenseits entgegen; daß die Probleme „dieses unseres fröhnerischen Erdendaseins“ den alten Kämpfer doch nicht losließen, sahen wir; sein letztes Trostwort für sie ist jetzt geworden: Gott sitzt im Regimente. Sein Sohn bezeugt, daß er auch in diese Jahre hinein mit Zweifeln, „oder doch um die Gewißheit des Glaubens“ zu ringen gehabt habe, bis er auch da zu einem letzten, zuversichtlichen Abschluß gekommen sei; die innere Arbeit war ihm also auch treu geblieben bis an das Ende. Er hat damals Betrachtungen aufgezeichnet, zu denen das Bruchstück einer Grabschrift gehört. Er prüft und beurteilt sein Wesen, er spricht von Sünden und Unterlassungen, von Reizbarkeit und Herbigkeit, von dem Bösen, das er nicht gewollt und dennoch getan, von Gläubigkeit und Freudigkeit: streng und aufrichtig wie stets, und in dieser Aufrichtigkeit seiner starken und bewegten Seele wahrlich ehrwürdig.

Im Februar 1879 suchte er seinen von den Wunden des Juni wieder geheilten Herrn in Berlin auf. Der Kaiser begrüßte ihn herzlich, umarmte und küßte ihn; bald danach warf eine Erkältung den beinahe Sechsundsiebzigjährigen auf das letzte Lager. Er blickte von seinem Krankenzimmer aus auf die Fenster des kaiserlichen Palais. Die Seinen umgaben ihn; zuletzt, am 21. Februar, zwei Tage vor Roons Tode, kam sein Kaiser oder, wie er es empfand und sagte, sein König zu ihm. Die Witwe hat geschildert, wie Wilhelm sich auf einen Lehnstuhl neben dem Bett niederließ, wie die Köpfe der beiden alten Herren dicht zusammen waren und sie leise sprachen, Roon immer von neuem das eine: „Dank, Dank,

mein König." „Dann stand der geliebte Herr noch am Bett, hielt die eine Hand, und die andere aus der Binde nehmend, streckte er die Finger nach oben: „Dort sehen wir uns wieder", drehte sich langsam um, sah noch einmal zurück und rief: „Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden viele!" Das war erschütternd. Im anderen Zimmer hielt er sich das Tuch vor die nassen Augen und schluchzte."

So schlicht-heroisch und so groß war das Lebewohl der beiden Greise, die so viel miteinander getan hatten. Sie werden in der Geschichte untrennbar sein. Eine jede Erzählung vom Leben Roons muß mit diesem Abschiede seines Königs schließen.

* * *

Ich wende mich zum Eingange zurück.

Roon war als Mann über das ältere, idealistische Geschlecht unter seinen Zeitgenossen hinausgegangen. Als Greis ist er wieder abgelöst worden durch ein nachwachsendes, jüngeres; die flutende, massenerfüllte Gegenwart entzog sich ihm, er blieb hinter ihr zurück. Daß auch sie von seinen Kräften miterfüllt ist, hat uns sein Leben dargetan. Heute noch ist seine Einwirkung, diese Einwirkung nicht nur des Realismus, dem er gedient und vorgekämpft hat, und der Deutschland noch jetzt im wesentlichen beherrscht, nicht nur des Staatsmannes, sondern zumal des Eigensten, das in ihm war, des militärischen Altpreußentums, die Einwirkung des preußischen Militärs von 1860—1870, ganz greifbar unter uns; und sie wird weiterwirken, auch wenn sich ihre unmittelbaren Spuren nach menschlicher Art allmählich mehr und mehr verwischen. Noch sind sie völlig unverwischt: die Nachwelt wird in der Neubegründung unserer Flotte — auch er hat dereinst ihren ersten Anfängen manch gutes Wort geredet! — vergleichend und verbindend einen Folgeakt aus Wilhelms I. und Roons Neubegründung unseres Landheeres erblicken und sicherlich feststellen, daß die Kräfte von 1860 um 1900, wenn auch mannigfach verwandelt, doch wieder zutage getreten sind. Gewiß, das Lebenswerk Roons ist den Deutschen in das Blut übergegangen. Andere Einwirkungen sind neben der seinigen einhergeschritten und ihr nachgefolgt; die einen, die Bismarck verkörpert, schwungvoller und von großartigerer Genialität als die seine, aber von verwandter Richtung; indessen, auch entgegengesetzte

haben sich wieder geregt. Auch das Berechtigte der Roonschen Art bedarf der Ergänzung; andersartige Kräfte des deutschen Wesens, leichtere, freiere, geistigere, künstlerischere sind wieder am Werke, und wir müssen wünschen, daß auch sie sich lebendig in unserem Vaterlande behaupten und entwickeln. Auch diese aber, sicherlich, dürfen sich des Mannes freuen, wie er war und bleibt: in seiner starken und einfachen Monumentalität wird er, der große Handler, auch dem künstlerisch schauenden Blicke immer eine der Zierden seines Zeitalters sein, für jedes künftige reizvoll und unausschöpfbar, weil er — so trat er uns vor Augen — in sich selber lebensvoll, reich und tief war, ein ganzer Mann und ein ganzer Mensch. Er wird weiterwirken, lange über uns hinaus; weiterleben aber wird er in aller Zeit.

* * *

Wettiner und Hohenzollern

Zu einem Briefwechsel aus dem neunzehnten Jahrhundert
Herbst 1911

An der Geschichte der deutschen Einzelstaaten ist jahrhundertelang die Geschichte des deutschen Staatslebens, soweit es lebendig war, verlaufen; die Einzelstaaten und ihre Dynastien sind in dieser langen Entwicklung zu festen Individualitäten geworden — ebenso verschieden- und eigenartig, wie es auch die Individualitäten der deutschen Stämme und der deutschen Landschaften sind; das zu beobachten, gehört zu den feineren Reizen unserer vielgespaltenen, aber auch vielgestaltigen deutschen Geschichte. Es ist jetzt gerade ein halbes Jahrtausend, daß im mittleren Norddeutschland Wettiner und Hohenzollern nebeneinander stehen: der Ursprung der Staaten ist verwandt, ihre Entwicklung möglichst verschieden gewesen. Das reichere Sachsen ist früh ein Staat mehr der Kultur, das ärmere Brandenburg mehr der Macht geworden; uns scheint von früh her Brandenburg der zukunftsvollere. War es aus inneren Gründen notwendig, daß er der größere wurde? Geographische Vorbedingungen haben ihm sicherlich geholfen, über die weiten Flächen der norddeutschen Tiefebene hin ungehemmt zu wachsen; Sachsen stieß, wenn es sich dehnen wollte, im Westen gegen die Berge. Ich würde nicht wagen zu behaupten, daß diese Naturschwierigkeiten irgendwie unüberwindlich und eigentlich maßgebend gewesen wären; historische, menschliche, persönliche Ursachen scheinen mir entscheidender gewesen zu sein. Die Wettiner haben durch die Spaltung ihrer Linie ihre Kraft von Anfang an zersplittert; sie haben im sechszehnten Jahrhundert eine Weile lang unter den deutschen Fürstenstaaten überhaupt die Führung gehabt und unvergeßliche Tage gesehen: aber die Spaltung lähmte sie, und nach Moritzens Tode erlahmte auch ihre persönliche Kraft, ein politisch-persönlicher Niedergang begann, der eigentlich niemals wieder gutgemacht worden ist. Mit den Hohenzollern, die im Reformationsjahrhundert an historischer und persönlicher Bedeutung hinter ihnen zurückstanden, rangen sie im stillen um das Übergewicht: der entscheidende Landzuwachs, Magdeburg, fiel aber ihrem märkischen Nebenbuhler zu. Von 1600 an versanken die Albertiner in ein unbewegtes, wenig produktives Dasein; sie hatten die Führerschaft des deutschen Protestantismus geerbt, sie wußten sie nicht zu entwickeln; seit 1640 wuchs ihnen der Nachbar, der Große Kurfürst, persönlich, politisch, konfessionell, territorial über den Kopf. Noch einmal hat einer von ihnen die Nebenbuhlerschaft kräftig, mit

einem Zuge fast von Genialität, aufgenommen: August der Starke gewann die polnische Königskrone, sein Ehrgeiz ging weit über den deutschen Nordosten dahin. Mit der dauerhaften Energie der Hohenzollern nahm es aber auch diese politisch stärkste Entfaltung Wettins nicht auf; angesichts des Militär- und Beamtenstaates der großen preußischen Fürsten lebte sich das Kursachen des achtzehnten Jahrhunderts üppig und geistvoll aus, eine der Heimstätten der deutschen künstlerischen und literarischen Bildung, ganz anders als das Preußen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II.: aber an Macht, an Spannkraft war es weit zurückgeblieben, die Führerschaft des Protestantismus hatte es längst abgegeben, den Vortritt in eine große politische Zukunft überließ es den Nachbarn. Die Wettiner suchten, katholisch wie sie geworden waren, beim Hause Habsburg Deckung gegen den überwuchernden Ehrgeiz, der von Berlin her bereits auch gegen den Donaustaat anging. Sie blieben Glieder des alten Deutschlands, des Reiches; Preußen wuchs aus dem Reiche hinaus, in eine europäische Machtstellung hinein. Daß Friedrich August gegen den erdrückenden Rivalen an der Seite der Maria Theresia focht, war natürlich genug; natürlich auch das starke Gefühl des Gegensatzes, das die Preußen erfüllte: Sachsen war ihnen zu nahe, um anders denn als zuverlässig fügsamer Freund von Preußen geduldet werden zu können; solange es der nicht war, war es der Feind, den man sich mühen mußte, zu verkleinern und, wenn es sein mußte, zu verschlingen. Friedrich der Große behauptete sich; in seinen konservativen Spätzeiten gewann er, auf dem Boden der Reichspolitik, auch Sachsen bereits zum Bundesgenossen: ein Menschenalter hindurch gingen die beiden Gegner des Siebenjährigen Krieges freundlich miteinander. Friedrich August der Gerechte, der letzte Kurfürst und erste König von Sachsen, strebte nicht zu erobern. Er prägte den Charakter seines Hauses, wie er sich seit langem durchgebildet und die sachliche Entwicklung mitbestimmt hatte, endgültig aus: Korrektheit und Selbstbeschränkung bezeichneten ihn. Kein rücksichtslos ausgreifender Ehrgeiz; auch was er an Ehrgeiz besaß, betätigte sich vorsichtig, rechtlich, aber schwunglos; in den Länderaufteilungen um den Jahrhundertwechsel blieb Sachsen denn auch von neuem weit hinter Preußen zurück. Man wollte hier nur das Erlaubte, man wollte nichts sein als ein deutscher Mittelstaat auf dem Boden des Deutschen Reiches. Das war das

Ergebnis der sächsischen Geschichte eines Vierteljahrtausends, von 1550 ab, das Ergebnis auch für das Wesen, für die politische Weltanschauung des albertinischen Hauses: ehrenwert aber nicht lebenschaffend; es war in allem zu dem Schicksal, dem Wesen, den Erfolgen der Hohenzollern das Gegenstück. Der Wirbel der napoleonischen Kämpfe riß dann zwar auch den König Friedrich August mit sich fort und zuletzt in den Sturz des Imperators hinein: 1815 verlor der getreue Verbündete des Geschlagenen die Hälfte seines Landes an Preußen, und Preußen hätte beinah das Ganze verschluckt. Nichts begreiflicher, als das Gefühl des Gegensatzes, als die Feindseligkeit des Dresdner Hofes und seines Volkes gegen den gesetzlosen, durch seine Stärke und Lebendigkeit emporgetragenen Rivalen. Der alte Prozeß war bis dahin immer weiter vorgeschritten: der eine immer größer, der andere immer kleiner geworden; sein Dasein selber schien auch für die Zukunft durch diese Nachbarschaft bedroht. Erinnerungen und Eigentümlichkeiten jeder Art rückten die beiden Genossen schroff gegeneinander; wie sehr die Dynastie den deutschen Sonderstaat darstellte, ihn geformt hatte und trug, wie sehr er sich um sie kristallisierte und eben ein und dasselbe Wesen sie beide durchdrang, Land und Staat einerseits, das Herrscherhaus andererseits — dafür ist dieses Paar norddeutscher Staaten ein klassisches Beispiel.

Aber nun umschloß die beiden Feinde der Deutsche Bund von 1815; er deckte sie auch gegeneinander; und auf die Unruhe und die grenzenlosen Möglichkeiten des großen Revolutions- und Kriegszeitalters folgte die Stille der Jahrzehnte der Restauration. Und in diesen Jahrzehnten reichten sich, über jeden Riß der Vergangenheit hinweg, aus den beiden gegnerischen Häusern jugendliche Fürstensöhne freundschaftlich die Hände. Der preußische Kronprinz und der künftige Thronfolger Sachsens, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Johann traten einander herzlich nahe: die neuen Verhältnisse der konservativen Staatenwelt, der sie ja beide angehörten, ermöglichten das, und Gleichheit der Bildung und der Weltansicht verwirklichte es. Sie standen beide auf dem Grunde des Deutschen Bundes, auf deutschem Grunde, den sie beide mit charakteristischer Ausprägung den „teutschen" nannten; sie waren beide Zöglinge der großen Geistesepoche, die eben auf ihrer Höhe angelangt war und sich in Fülle und Ruhe auslebte; sie waren beide Gläubige der Nationali-

tät im konservativen Sinne, der religiösen und politischen Romantik. Die beiden Staaten bedrohten einander in diesen Ruhezeiten nicht. Ihre Überlieferung ging freilich weiter. In Johann war die des wettinischen Staatslebens: er war gebildet, konservativ, bundestreu, gutdeutsch, korrekt, wie das beste Wettinertum; wieweit in Friedrich Wilhelm die härtere preußische Überlieferung sich mit den Idealen der stillen Tage von 1820 stieß, werden wir noch zu fragen haben. Aber er war dazu geboren, sich mit Prinz Johann zu verstehen. Sie wurden Freunde auf Lebenszeit.

* * *

Friedrich Wilhelm und Johann waren seit 1823 Schwäger: sie hatten Zwillingsschwestern geheiratet, zwei von den fünf Töchtern des Königs Max Josef von Baiern, von denen die dritte, als Gemahlin des Erzherzogs Franz, zur Mutter Kaiser Franz Josefs geworden, die vierte später Königin von Sachsen geworden ist. Wir wissen von Prinz und König Johann seit längerer Zeit ziemlich viel: das sächsische Königshaus hat einer befreundeten Geschichtschreibung früh allerhand wichtiges und intimes Material ausgeliefert, und sächsische Staatsmänner haben wichtige Denkwürdigkeiten hinterlassen. Auch von vertraulichen schriftlichen Lebensäußerungen Friedrich Wilhelms IV. und seiner nahestehenden Freunde besitzen wir bereits eine Menge, und manches Bedeutsame und Tiefpersönliche aus der Feder seines Bruders Wilhelms I. In diesem Herbste aber hat Prinz Johann Georg von Sachsen diesen Reichtum durch eine unendlich dankenswerte Gabe vermehrt: er hat, von Hubert Ermisch fachlich unterstützt, den „Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen" in einem vornehmen Bande von 500 Seiten, in mustergültiger Form, herausgegeben und damit eine Fülle neuer, sachlich-allgemeiner und zumal persönlich-intimer Kenntnis erschlossen, die, in der Rückhaltlosigkeit ihres Inhaltes, der völlig zwanglosen Leichtigkeit und Unmittelbarkeit ihres Tones, den uns bekannten Stoff auf das wertvollste ergänzt, ihn in manchem übertrifft, in allem farbig belebt. Der Reiz dieses Briefverkehrs, der den Leser durch 48 Jahre hindurchleitet, der mit Billetten zwischen Prinz Wilhelm und Prinz Johann 1825 beginnt, dann Friedrich Wilhelm und Johann in dreißigjähriger vertraulichster Aussprache

zeigt (1827 bis 1857), zuletzt Wilhelm I. und seinen sächsischen Freund in ernster Auseinandersetzung und warmer Freundschaft, bis an Johanns Tod (1873), ist vielseitig und groß. Dieser Aufsatz hegt den Wunsch, die allgemeine Bedeutung dieses fürstlichen Austausches im Rahmen des Verhältnisses, das wir bis 1820 verfolgt haben, des Verhältnisses zwischen Wettin und Hohenzollern, im Rahmen der deutschen Gesamtentwicklung besonders herauszuarbeiten. Denn alle die schillernden Wandlungen zartester persönlicher Beziehungen, die der Leser dieser 348 Briefe miterlebt, stehen im Zusammenhange einer entscheidungsvoll großen Zeitgeschichte: alle Stufen unserer Einigungsgeschichte, alle Stufen des deutschen staatlichen Werdens in einem gewaltigen Halbjahrhundert treten in warmen Farben hervor, und es waren ja eben die Zeiten, die den alten Widerstreit der beiden Häuser noch einmal, bis zur letzten Krise, steigerten und ihn schließlich ganz lösten.

Zunächst zwar hat nicht dieser allgemeine Klang die Herrschaft. Ein paar Briefe Prinz Wilhelms gehen voran: nüchtern, geschäftlich; dann springt Friedrich Wilhelm hinein, und alles Sachlich-Politische, Historisch-Allgemeine scheint von dem Wellenschaume einer höchst persönlichen Persönlichkeit weggeschwemmt, deren Äußerungen dahinströmen wie ohne Regel, kraus, prickelnd, willkürlich. So ist gleich der erste seiner Briefe, der erste nach dem Durchbruche der Freundschaft: voller Herzlichkeit und Zärtlichkeit, voller Scherze und persönlicher Anspielungen, ein wenig Personalpolitik, ein wenig Literatur, allerhand Spielerei; Johann ist dem Schwager schon zum „Giannettino" Doria geworden, er selber unterschreibt sich noch als Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen. Bald wird er, seinem Aussehen gemäß „Dicki", der andere „Hansy"; oder er tauft ihn um und redet den sächsischen Freund, den Danteforscher, nach dem Dantestein in Florenz, als seinen carissimo Sasso di Dante an, oder als Giovanni degli Alberti, aber auch als Jeannot, ja als John Bull; jener folgt seinen Sprüngen gefällig nach, ihre ganze Umgebung erscheint in Namensverdrehungen. Am schlimmsten spielt der Kronprinz sich selber mit; er malt seine Initialen in ein großes D hinein und setzt „iky" dahinter; er zeichnet, nach dem Spitznamen, den er zuhause trug, einen Butt als Unterschrift hin. Er wird, in frühen oder späten Tagen, nicht müde, seine Wohlbeleibtheit zu verspotten, sich in geistreicher Skizze — so breit wie hoch —

bildlich zu karikieren, er nennt sich 1828 den „dicken, närrischen Freund aus Köln an der Spree", 1833 „Deinen miserablen, dicken, seinenbauchimmernichtverlierenwollenden Freund". Er schilt seinen eigenen Brief: „Welch ein erzdummer Brief! 's ist ein Skandal, über eine Woche ist der Brief alt — noch so jung und schon so dumm!"; er schilt so manchesmal, lustiger oder ernster, sich selbst. Und er fährt in seinen Schreiben umher wie ein Feuerbrand; alle Sprachen müssen herhalten und werden gemengt, dazu die Dialekte, der sächsische und der berlinische — übrigens sind die Schwäger weder in der deutschen noch in den ausländischen Sprachen besonders korrekt. Bei Friedrich Wilhelm sprüht es von Sarkasmen und einfachem Ulk; man erstaunt immer wieder über seine Fähigkeit, Menschen und Dinge mit barocken Wendungen zu übergießen. Auch der berlinischeste Wortwitz fehlt keineswegs: „Elise hat's kalte Fieber; sehr leicht; aber **Potz**tausend, God **dam!** was hilft das?" Noch der 58jährige König verdrehte Zukunft in Kuh-Zunft, vielleicht sogar, trotz seines dogmatischen Respektes vor dem deutschen Bunde, mit einem Seitenblick auf dessen hohe Regierungen; daß er aber, noch ein Jahr später, mitten in einer ernsten Auseinandersetzung aus „paktiert" das Doppelwort „pack-thiert" machte, geschah lediglich, weil der Witz ihn nicht ruhen ließ. Johann von Sachsen war offenbar eine langsamere, schlichtere und nüchternere Natur; er ließ sich mitreißen, und so macht er Wortwitze wie Friedrich Wilhelm und scherzt er in dessen springendem Tone — nicht immer ohne einige Mühe, die man spürt. Einmal ruft er sich selber zur Ordnung: „Der Mensch kann nicht alle Tage witzig sein." Seiner Gemahlin legt sich der Berliner Schwager mit immer neuen Huldigungen zu Füßen, aber auch dies in seiner Art: er „reicht der göttlichen Jumelle die Wange zum Tatscheln, wie ein Kakadu, mit Erlaubnis zu sagen" (1828); 1833 haben die Wangen schon Eigennamen bekommen: „Schön Mokerl küss' ich die kleinen Hände und halte Gommy und Dummy zum Tätscheln hin." Wem diese Scherze etwas viel zu werden drohen (Friedrich Wilhelm würde ihm mit guter Laune — Seite 161 — entgegenrufen: „Geduld! Geduld überwindet Sauerkraut!"), der wird bedenken, daß ein so höchstpersönlicher Austausch zwangloser Äußerungen zwischen Nahestehenden in seiner Färbung wohl immer einen Hauch annehmen wird, den der Dritte nicht völlig versteht, und er wird gut tun, sich zu freuen, daß man ihn hier so

in das Ungewollteste hineinschauen läßt. Und natürlich, hinter den leichten und wunderlichen Formen standen auch sehr andere Dinge, nicht nur, auf beiden Seiten, wahre Liebenswürdigkeit und Herzenswärme und ein reines, reiches Familiengefühl, das den Lesenden erwärmt und gewinnt; man griff weiter und höher: da fielen charakteristische Worte über den gemeinsamen Schwager König Ludwig I. von Baiern, dessen geistreiche und barocke Sonderbarkeiten Friedrich Wilhelm (1829) mit kongenialerem Wohlwollen begriff als der korrektere Johann; charakteristische Worte auch über den Tod eines Papstes, wobei der katholische Sachse an Wärme des Mitgefühls weit hinter dem protestantischen Preußen zurückblieb. Und natürlich: die ganze Gemeinsamkeit der Bildung, die die beiden vereinigte, stand dahinter, die Romantik, von der ich sprach. Seit 1821 beschäftigte sich Prinz Johann mit Dante, seit 1827 bedachte er die Veröffentlichung seiner Übersetzungen; hierin traf er sich mit Friedrich Wilhelm ganz, und erst die tiefe Gemeinschaft der Gesinnungen ließ die so verschiedenen Temperamente der zwei Schwäger so ganz ineinanderfließen. Auch der Kronprinz war Dantekenner; er begleitet die Studien des anderen mit bewundernder Liebe; und wenn Johann an drei Stellen das stärkste Gewicht darauf legt, daß er die Verdeutschung des Inferno „genau, Tag für Tag und Stunde für Stunde, 530 Jahre nach Dantes Austritt aus der Hölle" zu Ende gebracht habe, daß er das Paradies gerade am Tage St. Bernhards, der Dantes Führer dort war, angefangen und dann wieder beendet habe, so spricht aus diesem Mitteldinge zwischen Mystik und Spiel doch eine tiefere Empfindungsverwandtschaft mit Friedrich Wilhelm, als man wohl sonst gelegentlich meinen möchte. Und in Ton und Inhalt kommt diese deutlich zutage, wo er den Kronprinzen einmal (1829) scherzend „bei allen Göttern Griechenlands und Skandinaviens, bei Dante und Goethe, bei Beatrice und Laura, bei unserem Haß für die Nützlichmacher, bei allen blauen Pflaumen Dresdens" (die einen Hauptgeschenksartikel Johanns bildeten) um eine dringende Nachricht bittet. Man muß diese Stimmung mit ihrem Dufte und ihren Überraschungen kennen, um Friedrich Wilhelm und seine Welt zu begreifen. Man folgt den beiden gern nach Italien, das sie 1828 gemeinsam besuchten; viele Jahre lang klingt der Enthusiasmus für das Land, seine Schönheit, die Genien seiner Vergangenheit, und klingt die sehnsüchtige

Erinnerung an den gemeinsamen Genuß bei beiden wieder: bei Friedrich Wilhelm noch 1838 in einem schwungvollen Erguſſe voll superlativischer Anreden an seinen Sasso di Dante Sassissimo, voller Träume von Dante und Ravenna, voller Huldigung für die ewige Stadt.

Dieses Persönliche — es durchdringt die ganze Kette ihrer Briefe — wird wohl das Merkwürdigste bleiben, das die Veröffentlichung bietet; es öffnet die feinsten Blicke in das Gefühl der Zeit und die Seele der beiden Männer. Nur langsam hat sich ihr Verhältnis aus diesen Gefilden des Geistes in die Wirklichkeit der staatlichen Aufgaben hinüberentwickelt: obgleich sie auch in der staatlichen Gesinnung, eben als Schüler von Restauration und Romantik, einander immer nahe standen und beide stetig an staatlicher Arbeit beschäftigt waren — mit nüchternerem Geschäftseifer wohl Johann, aber auch Friedrich Wilhelm von jeher mit geschäftlichem Verständnisse.

Von 1830 an traten diese Gegenwartsfragen vor. Es ist so viel absichtliche Selbstironie in Friedrich Wilhelms Briefen: der Romantiker und der Berliner wetteiferten darin. Wir empfinden diese Ironie — diesmal eine sehr ungewollte! — stärker und blutiger bei dem ersten Male, wo der Kronprinz zu seinem Freunde mit strafendem Ernste sprach. Die Julirevolution hatte ihre Wirkungen auch nach Sachsen hinüber erstreckt; der Preuße fand, daß die sächsische Regierung der Revolution zu nachgiebig entgegentrat. Prinz Johann wurde — denn der alte König Anton berief den Thronfolger Friedrich August zum Prinzen-Mitregenten und überließ diesem ältesten Bruder Johanns bereits die Führung — damals zu einer Art von sächsischem Kronprinzen; die zwei Schwäger standen von nun an etwa auf gleichen Ebenen. Friedrich Wilhelm rühmt „die edle Art", wie Friedrich August „sich nehme": „Ich bekenne frey, daß ich mir nicht genug Weisheit und Fassung zutraue, eine ähnliche Stellung nicht bloß so wie er, sondern überhaupt, ohne Ehre und Reputazion zu verlieren, auszufüllen." Trotzdem drängte er die Sachsen zur rücksichtslosen, militärischen Festigkeit. Der Leser denkt in doppelt beziehungsvollem Sinne an den Niederbruch dessen, der diese Worte schrieb, gegenüber dem Berliner Aufstande von 1848. Johann war Legitimist wie er, sie verstanden einander auch in diesen bewegten Jahren; aber er verteidigte seine Regierung und das Maß,

das man einhalten müsse; er war doch offenbar der praktisch Geschmeidigere unter ihnen. Ihr Briefwechsel war damals interessant genug; persönlich am bezeichnendsten sind heftige Ausbrüche Friedrich Wilhelms über die Revolution, das apokalyptische Ungeheuer, und ist der jähe Sprung, mit dem er aus dem Pathos dieser Anklage plötzlich in „abkühlende" Wortwitze hinüberspringt; noch bezeichnender vielleicht die Totenklage des preußischen Thronfolgers um Kaiser Franz von Österreich 1835, „dem lieben herrlichen Franzl", dessen Nachfolger Ferdinand er, obwohl er wußte, daß er schwachsinnig sei, aus der Fülle seines teutschen Patriotismus heraus die erneuerte römische Kaiserkrone wünschte. „Dadurch wäre auf ewige Zeiten der Präsident des teutschen Bundes der unbestritten höchste Herr der Christenheit." Das war ganz Friedrich Wilhelm IV.!

1840 wurde er König. Das Verhältnis zu seinem sächsischen Freunde blieb davon unberührt; der Ton hat wohl an Jugendlichkeit verloren, es kommen Zeiten, wo der Ernst zu überwiegen scheint: aber zumal Friedrich Wilhelm lenkt doch immer wieder in die alten Form zurück; sie waren ihm allzu natürlich. Immer wieder der alte Scherz; in Johanns entsetzten Zuruf nach dem Tschechschen Attentate dringt doch die Komik des Gedankens ein, „daß man Dich, Dicki, à bout portant gefehlt hat", und er erhält die Antwort: „Beruhige Dich, holder Freund — ‚Dicky' ist nicht gefehlt worden." Daneben stehen Briefe voll Zärtlichkeit und Zartheit; aber auch politische Ratschläge Johanns, in denen die Sorge vor der Unberechenbarkeit des geistreichen Freundes durchblickt; und gelegentlich wird die alte Gesinnungsfreundschaft praktisch wirksam. Die beiden sächsischen Brüder treiben den Preußen recht zähe zu Taten gegen die deutsch-katholische Oppositionsbewegung und finden ihn geneigt. Ja, Johann benutzt seine persönliche Verbindung, um auf die preußische Eisenbahnpolitik zu drücken: er bittet (1843 und wieder 1854 und 1856) den König von Preußen, den Bau neuer Linien, die Sachsen umgehen und schädigen würden, zu verhindern. Wie hat Friedrich Wilhelm sich dazu gestellt? Er verbat sich die persönliche Einrede keineswegs, die seine Bundesfreundlichkeit, seine Billigkeit aufrief; er zeigte für beides sein volles Verständnis. Er wollte Sachsen nicht wehe tun; aber seine Behörden waren (1854) entgegengesetzten Sinnes; da vertagte er die Sache. Indessen wies

er doch den sächsischen Freund auf ähnliche Klagen hin, die Preußen gegen Sachsen habe; er regte Kompensationsverhandlungen an. Wenn ich recht verstehe, so kann man Friedrich Wilhelm hier nicht vorwerfen, daß er seinen persönlichen Beziehungen irgendein Interesse seines Staates geopfert habe.

Und hier liegt ja ein Hauptwert dieser Briefe. Man fragt sie nach dem Einflusse dieser Verwandtschaften und Freundschaften auf die Regierung des eigenen Staats. Die deutschen Dynastien sind miteinander — und darüber hinaus mit den europäischen — so vielfach verschwägert; hier greift man es überall und nahe mit Händen. Wie groß ist dieser Verwandtenkreis, von München nach Dresden, Berlin, Wien hinüber! Noch nach Olmütz heißt Kaiser Franz Josef dem Sachsen „unser lieber Neffe", dem Preußen „unser prächtiger Franzy". Wieviel Gemeinsamkeit der persönlichsten Gefühle war damit gegeben; in unserm Falle kam die der Überzeugungen dazu. Es ist vielfach behauptet worden, daß diese Verbindungen tief in das Geflecht der deutschen Staatspolitik hineingegriffen haben, und daß der persönliche Verkehr der Fürsten für die Ereignisse und ihr Verständnis unendlich viel ausmache. Niemand wird das ganz bestreiten wollen. Diese Bande umschlossen die lebendigen Menschen, natürlich, und als lebendige Menschen haben unsere Fürsten auf ihr Regiment Einfluß geübt. In ruhigen Zeiten wird dies alles vermutlich besonders wirksam gewesen sein; niemand im deutschen Fürstenstande konnte persönlichen Mächten dieser legitimistischen Art geneigter sein als Friedrich Wilhelm IV. In der Eisenbahnfrage sahen wir ihn dennoch nicht eigentlich weichen; und wenn die unmittelbar großen Fragen gestellt würden, wie würden sich dann Staat und Herrscher, sachliche Überlieferung und persönliche Neigung miteinander verständigen? Wir lenken zu den Problemen zurück, die der Eingang dieses Aufsatzes besprach. Bis 1848 waren Wettin und Hohenzollern in Frieden; wie, wenn die alten Gegensätze sich erneuerten?

Das Revolutionsjahr 1848 kam und brachte die Probe. Im Innern, das ist bekannt, wurde Friedrich Wilhelm zunächst geschlagen und richtete sich langsam wieder auf. Mit welchen Erinnerungen an 1830 mag Prinz Johann die Berliner Märztage verfolgt haben? Er sprach damals und später seinem Freunde im Sinne maßvollen Entgegenkommens zu, wie die Sachsen es 1830

geübt hatten. Die eigentliche Abweichung begann jedoch, seit Preußen, als Macht leidlich wieder hergestellt, vom Anfang 1849 an daran ging, im Einvernehmen oder Widerspruch mit Österreich, der Frankfurter Nationalversammlung und den deutschen Sonderstaaten das deutsche Problem zu lösen. Das Jahr 1848 hatte es ja aufgerollt. Kleindeutschland oder Großdeutschland? Ein engeres Reich, fest in sich geschlossen, und daneben der bloße Bund mit Österreich? Alle nationalen Kräfte mühten sich um die Antwort; der preußische Ehrgeiz war aufgerufen worden: würde Preußen die Erbschaft Friedrichs des Großen in verwandelter Zeit wieder emporheben? Es ist bekannt: seinem Nachfolger in Sanssouci zuckte die Hand danach; Friedrich Wilhelm IV. war nicht ganz ohne preußischen Ehrgeiz; er war vor allem deutscher Patriot, er ersehnte längst ein gestärktes, einheitlicheres Deutschland. Er hat in der Union die kleindeutsch-preußische Lösung aufzugreifen versucht. Aber abgesehen davon, daß die Lage damals noch in keinem Sinne reif und die Lösung beinah noch unmöglich war: er selber hat sie doch auch niemals recht gewollt. Er liebte Österreich, er blieb Legitimist, ja im Grunde Großdeutscher; den Anlauf der Union hat er mitgemacht, aber niemals mit ganzer Seele und mit einheitlicher Wucht. Das Revolutionäre, das Eigenmächtige einer starken preußischen Politik stieß sein zartes und doktrinäres Empfinden ab; er war innerlich uneins, gebrochen: seine persönlichsten Gesinnungen gingen *gegen* seine eigene Politik. Der preußische Großmachtstrieb zwang auch diesen widerstrebenden Hohenzollern vorwärts, von außen her und ein wenig auch aus seinem eigenen Herzen heraus; aber sein Stoß war immer zwiespältig und schon deshalb verloren.

Da hatten die Wettiner es besser. Sie waren ganz einheitlich. Sie fühlten sich als gute Deutsche und waren es auch; hatte doch Prinz Johann die Erweiterung der Befugnisse des Deutschen Bundes, also den Ausbau des nationalen Staates stets gewünscht und auch in diesen Briefen verfochten! Korrekt, wie sie stets gewesen, waren die Wettiner in Dresden auch jetzt, als Mitglieder des Bundes; redlich und rechtlich wie in allen Dingen empfand Johann auch dem Bundesrechte gegenüber; er wollte seiner Pflicht als deutscher Fürst stets Genüge tun. Und zwar im Sinne des Bestehenden. Das ganze Deutschland sollte es bleiben! Wer würde die Ausstoßung, die Abtrennung Österreichs verantworten können?

Preußen soll mit Österreich zusammengehen; von der Revolution soll es sich abwenden; es soll bundestreu, bescheiden, korrekt bleiben, sich dem Deutschen Bunde ein- und unterordnen und diesem selbstlos dienen: das ist auch Preußens rechtliche und nationale Pflicht. Kein Zweifel, daß der Prinz in voller Ehrlichkeit so dachte; er hat diese Gedanken in rückhaltloser Klarheit, Wärme und Schärfe dem Hohenzollern entgegengehalten, in Briefen, die sich manchmal zu Denkschriften entfalten, in fester, männlich-sicherer und beredter Sprache. Allerdings — indem er, völlig gutgläubig, so sich und seinen Staat dem Ganzen anheimgab, gehorchte er nicht bloß der sächsischen Tradition, sondern auch dem allerdeutlichsten sächsischen Interesse. Das preußische Kleindeutschland bedeutete die Mediatisierung der deutschen Mittelstaaten unter Preußen; die reichere Ausbildung des großdeutschen Bundes festigte ihre Selbständigkeit und ordnete vielmehr den gefährlich aufstrebenden Staat der Hohenzollern, das alte Schreckbild der kleineren deutschen Könige, einer Gesamtheit unter, in der Österreich und diese Königsstaaten das Heft in den Händen gehabt hätten. So war die Sachlage. Johann empfand sie nicht als eine Schädigung Preußens; das mochte sich trösten und im neuen Gesamtstaate so viel Früchte gewinnen als es konnte; als eigene Großmacht neben oder gar über Deutschland wollte er es nicht anerkennen. Er dachte und handelte völlig konsequent; sein Staatsinteresse war einfach und fand in seinen Ansichten einen widerspruchslosen Ausdruck; er verbarg Friedrich Wilhelm kein Glied seiner Beweiskette. Er wollte nicht mediatisiert sein, er forderte von Preußen Bundestreue; er warnte, ganz wie in den Tagen von Olmütz der konservative Parteiführer Bismarck es in der preußischen Kammer getan hat, Preußen vor dem Bündnisse mit der Revolution, vor einem falschen Ehrbegriffe, vor der Entzündung eines, ganz Europa auf deutsche Schlachtfelder einladenden, neuen Siebenjährigen Kriegs. Friedrich Wilhelm brauste wohl einmal heftig auf; er hielt monatelang an seinen Unionsplänen fest — und gab zuletzt Johann Recht, indem er sie fallen ließ. Getan aber hat er das aus Mangel an rücksichtslosem Staatssinn, aus Mangel an einseitiger Festigkeit und Kraft des Wesens und des Willens; dem sächsischen Freundesworte fällt dabei wohl kaum ein Anteil zu. Die Stimme, die da zu ihm sprach, sprach ohnehin und laut in seiner eigenen Brust. Daß er trotzdem den Versuch aufgenommen hat, so

unlebendig er in seinen Händen auch bleiben mußte, ist ein gewichtiger Beweis für die Wucht, mit der auch ihn die Macht des Staates mit sich riß, dessen Haupt er war: auch ihn, der nicht geeignet war zum Friedrich II.! So viel Zwangsgewalt besitzt die Geschichte und die Macht über den, der sie zu beherrschen scheint.

Alle Sonderbarkeiten von Friedrich Wilhelms Temperament klingen auch in diesem Briefwechsel an; man läßt mit Staunen die Stimmung des ersten Briefes auf sich wirken, den er sehr bald nach Olmütz dem alten Freunde schrieb. Aber sie waren nun wieder einig; in den Jahren der Reaktion durften sie es bleiben. Johann war der Schwiegervater von Victor Emanuels Bruder; er freute sich, als Friedrich Wilhelm die Piemontesen vor Anschlägen gegen Österreich drohend warnen ließ. Die große europäische Krise des Krimkrieges kam heran: Österreich neigte bedenklich dazu, mit Engländern und Franzosen gegen Rußland vorzugehen, und wünschte, den Deutschen Bund mit sich zu reißen. Darwider standen die beiden Schwäger dieses Mal völlig zusammen — so einheitlich, wie es bei Friedrich Wilhelms widerspruchsvollem Wesen und Handeln nur eben möglich war. Johann hat ihm in diesen Jahren von 1854 ab wieder wichtige Briefe und Staatsschriften geschrieben, seit dem August 1854 auch er selber als König. Er ist auch hier wieder der politischere Kopf; die Seitensprünge des anderen sind ihm unheimlich, die Zorneswallungen gegen Österreich sucht er zu besänftigen und redet zum Maße. In der Hauptfrage gingen sie zusammen: Preußen hat sich und Deutschland den Wirbeln eines Krieges, der nicht für Preußen und Deutschland geführt worden wäre, eben noch glücklich ferngehalten. Charakteristisch ist an Johanns Warnungen, daß er auch da wieder als Großdeutscher und als Bundesglied sprach, daß er Österreich nicht allzu sehr zu reizen empfahl und es immer noch zu gewinnen hoffte, daß er im schlimmsten Falle doch immer bundeskorrekt zu bleiben und, wenn die Bundesmehrheit so entschiede, gegen seinen Willen selbst einen Krieg mitzumachen entschlossen war. In preußische Bahnen, wie sie der König kaum, wohl aber dessen Frankfurter Gesandter einzuschlagen bereit war, lenkte der sächsische Fürst auch dieses Mal durchaus nicht ein.

Vielmehr, er sah mit tiefer Sorge auf diese Partei der preußischen Machtpolitik, der sein königlicher Freund nicht zugehörte, die aber in der hohen preußischen Beamtenschaft so mancherlei Anhalt besaß

und deren wichtigsten Herd — er entwickelte es in einem großen Aufsatze noch kurz vor Friedrich Wilhelms Erkrankung — „die preußische Bundesgesandtschaft", d. h. Bismarck bildete. Er wiederholte seine alte Mahnung: den Bund gilt es zu stärken und zu entwickeln, und diese „Stockpreußen" wollen ihn entkräften, sie wollen Österreich ausschalten, Deutschland zum mindesten in Norden und Süden zerspalten, sie wollen nur Preußens Macht. Johanns Gegenprogramm war wieder ganz einheitlich und folgerichtig; sollte Friedrich Wilhelm IV. es erhalten und es noch gelesen haben — die tiefe Verwandtschaft dieses antipreußischen, großdeutsch-mittelstaatlichen Programms mit seinen eigensten Idealen hätte er, halb widerstrebend, doch zugeben müssen.

Auch er war nicht stark genug gewesen, die altpreußische Strömung ganz zurückzudämmen: und eine Richtung seines zwiespältigen Wollens war ihr ja doch auch zugeneigt. Den Stürmer in Frankfurt a. M. hatte schließlich doch er selber erst groß gemacht und ihn bis zuletzt, trotz aller wachsenden Abweichungen, nicht ohne Wohlgefallen geduldet. Er meinte das Verschiedenartige zu vereinen; seine höchste Liebe gehörte doch der Welt seines alten Freundes, und der Klang ihres Verkehrs blieb auch persönlich ganz frisch und herzensnah bis zuletzt.

Da traf ihn im Herbst 1857 der Schlag. An die Stelle des einen Hohenzollern trat der andere; das letzte Wort Johanns an den ersten war eine tiefgreifende Warnung gewesen; der zweite gehörte beinah zu der Gruppe, gegen die sie gerichtet war. Auch er war der alte Freund König Johanns; seit dreißig Jahren duzten sie sich, und Briefe hatten auch sie längst gewechselt. Sehr sonderbar, wie diese älteren Billette des Prinzen Wilhelm aus der Korrespondenz der beiden anderen fremd herausfallen: man kommt aus duftendem Garten auf die gepflasterte Straße; alles klingt freundlich, ehrlich, aber knapp, nüchtern, das Militärische überwiegt, nur über die eigene Verlobung verlauten einige ernstpersönliche Worte. Aber das war 1829 gewesen. Nun vollends tritt der Leser in eine veränderte Welt. Es wäre nutzlos oder unmöglich, die persönliche Art der Briefe Wilhelms so eingehend beschreiben zu wollen, wie es diejenigen seines Bruders verlangten. Hier ist nichts Auffallendes, Subjektives, Sprühendes. Der Klang der Worte ist schlicht, unliterarisch, fast dürr, aber klar; kein ästhetischer Reiz, außer dem einer festen

Treue gegen sich selbst. Die Briefe sind — bis an das Ende — warmherzig, freundschaftlich, in Fällen persönlichen Leides echt, zart und gütig, von aufrichtiger Gläubigkeit; gewandt sind sie nie, außer da, wo menschlich-politische Erregung dem Redenden die Zunge löst und ihm im Zorne beredt macht. Die Politik tritt ganz anders in den Vordergrund als zuvor; nicht das menschliche Bedürfnis schrankenlosen Austausches beseelt den Briefwechsel dieses Freundespaares: die Geschäfte geben den Ton, die Sache herrscht. Freundschaftlich haben die beiden Monarchen sich 1858 begrüßt; „bei dem redlichen, festen und konsequenten Willen, den man bei mir kennt, wird man wissen, was man von mir zu halten hat," schrieb der Prinzregent; er werde „die goldene Mittelstraße" suchen; 1860 sprach er, ärgerlich, von seiner „etwas ledern-praktischen Natur, die sich nicht auf Theoreme und Phrasen einläßt, sondern immer mit praktischen Dingen aufzutreten sucht". Das war gar nicht geistreich, aber selbstbewußt. Ich habe nicht geglaubt, bei Friedrich Wilhelm IV. den Zwang des preußischen Staatsinteresses leugnen, den Einfluß der Rücksichtnahme auf befreundete Verwandte hoch anschlagen zu dürfen. Bei Wilhelm I. ist freundschaftliches Gefühl der Zusammengehörigkeit sicherlich da, aber kein Leser kann sich dem Eindruck entziehen, daß solche Gefühle, auch subjektiv, weit und zweifellos hinter das Staatsgefühl zurücktreten. Er empfindet einfach, nicht zwiespältig, wie sein Bruder; daß er die großen Bahnen der Zukunft nicht selber gefunden hat, bestätigen auch diese Briefe; aber ebenso, daß er von vornherein sich völlig gleichsetzte mit seinem Staate, daß er dessen Überlieferungen in sich trug, ohne Nebenherrschaft anderer Gefühle. Der Abstand ist groß und klar. Es ist heute bei manchen wieder üblicher geworden, König Wilhelm I. ein wenig abschätzig zu behandeln. Niemand wird dem Verfasser dieses Aufsatzes zutrauen, daß er dem Könige die Leistung zuschreiben wolle, die der Genius neben ihm, und menschlicherweise, wir wissen es wohl, manchmal gegen ihn vollbracht hat. Aber was Wilhelm I. bedeutete, das spricht dieser Briefwechsel wieder auf das eindringlichste aus: die Sachlichkeit, das Machtgefühl, die Selbstverständlichkeit seines preußischen Willens. Es war, auch wenn nicht der höchste staatsmännische, so doch ein ganz neuer Zug, den sein Eintritt in die Ereignisse einführte: der preußische Herrscher war vor allem wieder Preuße.

Es soll hier nicht über den Inhalt der 120 Seiten, die Wilhelms und Johanns Briefwechsel füllt, schrittweise berichtet werden. Das eine ergibt sich, gerade wenn man das Entscheidende herausheben will, sogleich: vom ersten Jahre an tritt Hohenzollern hier wieder, ebenso bewußt wie seit langem die wettinische Anschauung sich in Johanns Briefen ausgeprägt hatte, den Wettinern gegenüber; auf Johanns klares, ja schneidendes Bekenntnis war von Friedrich Wilhelm IV. niemals eine klare Antwort im Sinne der preußischen Überlieferung erteilt worden: hier ertönt sie sofort. Die Krise des italienischen Krieges von 1859 bringt gleich anfangs alle Anschauungen zum Reden. Johann fordert von Preußen, daß es sich bundesgetreu, unbedingt und ganz für Österreich einsetze; Wilhelm tut das nicht und verteidigt seine Politik. Er seinerseits verlangt und betreibt die Reform des Bundeskriegswesens und betont mit der Sicherheit des Selbstverständlichen, daß dieses sich um die beiden deutschen Großmächte gruppieren müsse, ohne die der Bund nichts sei. Früher war stets Johann der Angreifer gewesen; jetzt ist es Wilhelm; seine Briefe sind fast verletzend scharf. Es ist, historisch und grundsätzlich angesehen, wohl das interessanteste Stück der Sammlung, in dem König Johann sich nun verteidigte: Wilhelm sehe die Dinge mehr als Militär wie als Politiker an; er denke sich in die natürliche Lage der Mittelstaaten nicht hinein, die ihre Selbständigkeit nicht aufgeben wollen und können. Das war ganz richtig: diese Gerechtigkeit erwies Wilhelm den Mittelstaaten nicht; die war auch nicht die Sache des natürlichen Gegners. Und er hätte, indem sein Freund jede Preußenfeindlichkeit von sich abwies, wohl antworten können: aber Gerechtigkeit finde Preußen bei Johann doch auch nicht. Und damit hätte Wilhelm recht gehabt. Es ist ja fast verblüffend, mit welcher Bestimmtheit Johann dem großen Nachbarstaate die innersten Vorbedingungen seines Großstaatcharakters abschneidet. Ihm ist Preußen eben ein Bundesglied wie jedes andere; daß es Großmacht war und bleiben wollte und mußte, und daß dies eine unausfüllbare Kluft zwischen ihm und den kleineren Staaten bedeutete, das schob er, von seinem Bundesstandpunkte her, kurzerhand zur Seite. Bei Friedrich Wilhelm IV. ging das; auch zu dessen Bruder beteuerte er, sicherlich ehrlich, er sei von seiner Ritterlichkeit und Redlichkeit vollständig überzeugt: aber mit Recht setzte er ihn doch, der politischen Grundansicht und -absicht nach, derjenigen

Partei der Stockpreußen, der Bismarcke, gleich, die er 1857 vor Friedrich Wilhelm IV. so heftig befehdet hatte.

Daß Wilhelms I. beste Empfindung dieser Partei zugehörte, ist die Voraussetzung aller großen Ereignisse des nachfolgenden Jahrzehntes gewesen; prachtvoll tritt das gerade hier zutage. Der Sturm des kommenden Zusammenstoßes weht bereits durch diese Blätter von 1859 und 1860. Und so ging es fort: einig war man gegen Napoleon, uneinig gegen den Nationalverein; dann blitzt der Konflikt von 1863 auf: König Wilhelm hat sich dem österreichisch-mittelstaatlichen Drucke entzogen, er folgt dem alten sächsischen Freunde nicht auf den preußenfeindlichen Fürstentag nach Frankfurt a. M. — im Hintergrunde seiner Worte steht bereits Bismarck. Johann verteidigt überaus charakteristisch das Frankfurter Projekt: wieder hält er für unvermeidlich, daß Preußen seine Großmachtskrallen sich beschneiden lassen müsse. Ihm führt Herr von Beust, mithelfend, so manchesmal die Feder: 1864 führt sie für König Wilhelm der Geheimrat Abeken, und dessen Meister Bismarck schreibt in die Zeilen hinein. Aber Schleswig-Holstein kommt es zwischen Österreich-Preußen und dem Bundestage fast zum Bruch; Preußen verwirft von neuem in aller Form das Recht der Mehrheit der Kleinen am Bunde; die Großmächte werden gezwungen werden, ihn zu sprengen. Schon über diese Ärgernisse tauschten die beiden Freunde harte Erklärungen aus; es ist belehrend zu sehen, wie sich auch König Wilhelm, nach seiner Art, ganz wie Johann, dabei auf den Rechtsstandpunkt stellte: er war überzeugt, staatsrechtlich und moralisch recht zu haben, und glaubte, hier wie dann 1866 gegen Österreich, immer nur in der Verteidigung zu stehen. Daß die Fäden ein anderer knüpfte, erkennt man wohl; aber zugleich die Einheitlichkeit und Wucht, mit der sich der König schließlich doch immer auf die Seite seines Staates schlug: naiver, derber, männlicher, mit unendlich stärkerer Empfindung für das militärisch Notwendige und militärisch Unerträgliche als je sein Bruder; er selber, so empfand er es, gekränkt in seinem sachlich und persönlich Tiefsten, und deshalb bereit zum Schlage; er hielt ihn für einen bloßen Gegenschlag, aber er war entschlossen, ihn, da man ihn zwinge, auch wirklich zu führen.

Im Mai 1866 schließt die Korrespondenz der beiden Freunde, die ihre Freundschaft festhalten wollen, mit einem schrillen Klange von Stahl. Der alte Gegensatz brach los: in den beiden Fürsten hat er

sich charakteristisch entfaltet: sie tragen die Überlieferungen und die Bedürfnisse ihrer Staaten wirklich in sich, ein jeder von seinen Notwendigkeiten scharf und tapfer durchdrungen, keiner dem Wesen, das der andere verkörperte, gerecht, aber ein jeder sich selber, wie es sein Amt verlangte, getreu. Der deutsche Krieg entschied die Streitfrage, für die es einen Ausgleich nicht gab; in den Friedensverhandlungen wandte sich Johann mit Würde, nicht ohne Schärfe, an die Billigkeit des Siegers; es ist bezeichnend, daß jener ihm einen militärischen Herzenswunsch freundlich, aber mit sachlicher Klarheit, abschlug. Aber König Johann vollstreckte, was er gleich im August 1866 zugesagt hatte: er werde sich „mit Redlichkeit" in die Lage fügen, die „eine höhere Waltung" neugeordnet habe. Er hatte korrekt auf dem Boden der Wettiner Politik gestanden; die Korrektheit war durch die lebendigeren Kräfte der Macht geschlagen worden; er übertrug sie, als Gesinnung, in den neuen Bund und dann in das neue Reich: offen und zuverlässig auch jetzt, kein Führer der Dinge, auch nicht nach seinen persönlichen Kräften, aber ein würdiger und ehrwürdiger Diener der Aufgaben, die sich ihm auferlegten. Wir spüren an den Briefen, die seit Ende 1866 noch folgen, wie diese Gesinnung, wie auch die alte Freundschaft, wie dann die auch moralisch entscheidende Wirkung des nahenden und des vollzogenen Krieges gegen Frankreich — denn dieser Gegensatz zu Frankreich war die große gemeinsame Überlieferung auch zwischen Wettin und Hohenzollern! —, wie die Pflicht und der Wille zur Arbeit für den neuen deutschen Staat die beiden Männer und das, was sie verkörperten, zueinanderführte, inniger und inniger. Johann blieb, in Vorsicht, getreu; sein Sohn Albert griff schon sehr viel aktiver in die Räder des großen Vorganges ein; die siegreichen Heere und ihre Führer verwuchsen miteinander zu gemeinschaftlicher Zukunft. Die letzten Jahre gehören einem freundlichen und friedlichen Zusammenklange und Ausklange: der Kampf der alten Genossen hat sich entschieden und dadurch gelöst. Das gilt für die Personen wie für ihre Staaten. Preußen hatte seinen Nachbar nicht verschlungen; eine unendlich kunstvoll und doch so einfach aufgebaute, neue höhere Einheit umschloß sie beide: aber daß Sachsens Platz dabei unter Preußen war, blieb unbestritten. Und daß der Kleinere und Besiegte dabei Entsagung üben gemußt, die schwer fiel, soll niemand vergessen: nur der Kampf hatte sie bringen können; wie sie sich dann innerlich

durchsetzte und zur Versöhnung und zur Mitarbeit wurde, das verdient den Dank des nachgewachsenen Geschlechts. Das alte Sachsen ist in dem neuen Deutschland aufgegangen; den entscheidenden Klang hat der neuen Mischung der andere, der Großstaat verliehen. Untergegangen ist Sachsen so wenig wie die übrigen Staaten des neuen Reichs; seine Eigenart blieb eine der vielen lebendigen Eigenarten, die unser Reich fortdauernd erfüllen und erfrischen. Hergang und Ergebnis sind uns nicht neu; aber wie sie sich wirklich durchgelebt haben, in atmenden Menschen, in Kämpfen, Schmerzen und schließlichem Ausgleiche, im Vollzuge alter historischer Kräfte und doch in persönlichen Gestalten und persönlichen Schicksalen und Gefühlen von charakteristischer und packender Kraft, das hat dieser fürstliche Briefwechsel mit einem zugleich sprühenden und eindringenden Lichte erleuchtet.

* * *

Baden, Preußen und Deutschland in Großherzog Friedrichs I. Geschichte

Rede, gehalten bei der Universitäts-Feier des 80. Geburtstages und der goldenen Hochzeit des Großherzogs, zu Heidelberg Ende Oktober 1906

Es war unserer Universität ein selbstverständlicher Wunsch, die dreifache Feier des Großherzogshauses und seines Landes, in der sich das goldene Ehefest und der 80. Geburtstag mit fünfzigjähriger Führung der Fürstenwürde in einzigartiger Vereinigung verband, noch einmal in besonderem Akte akademisch zu begehen, sobald die neue Arbeitszeit ihre Lehrer und Schüler wieder zusammenführte. Sie hat durch ihre berufenen Sprecher freudig Anteil genommen an den Huldigungen der Septembertage. Und wie vielen ihrer Mitglieder ist in den Stunden, die das Großherzogliche Paar dann hier in Heidelberg verbracht hat, die volle Wärme dieses großen Familienfestes, das in aller Wahrheit die Tausende eng und herzlich aneinander band, ganz unmittelbar durch Auge und Seele geströmt, die Welle von schlichter Liebe und reiner Ehrfurcht, die von dem Anblick der zwei greisen Häupter, die aus dem Klange bewegter und bewegender Herrscherworte, aus dem ergreifenden Klange einer gütigen, tiefvertrauten Stimme zu uns herüberflutete. Es waren Worte, die sich, wie einst bei den zwei Jubelfeiern unserer Hochschule, gerade auch uns zuwendeten: Worte der Erinnerung, der Zusammengehörigkeit, des Vertrauens. Drei Namen aber hat Großherzog Friedrich, wenn er so zu uns von den Mächten seines Lebensganges und seiner Lebensansicht sprach, in alten und neuen Tagen bedeutungsvoll miteinander verknüpft: mit dem der Ruperto-Carola, deren Schüler er sich nannte, die beiden fürstlichen des Markgrafen und Großherzogs Karl Friedrich, des Königs und Kaisers Wilhelm I. Er selber hat vor unseren Ohren die Töne angeschlagen, die wir auch heute weiterhallen lassen mögen, wenn wir uns rüsten, ihn zu feiern nach seinem Sinn: nicht bloß, weil diese Universität heute des Bundes zwischen Karl Friedrichs Enkel und Kaiser Wilhelms Tochter festlich gedenkt, sondern weil auch der strengen Betrachtung, die ihre leitenden Gedanken aus dem Innern seines historischen Wesens emporzuheben strebt, diese Namen die Leuchten sind, die ihren Blick in die Tiefe führen. Und nur das kann ja die Absicht akademischer Feier sein, dem Herrscher zu huldigen, indem sie in erneuter Betrachtung die großen Zusammenhänge der Regierung aufsucht, auf deren goldener Abendhöhe wir stehn. Der Prorektor hat dem Historiker das Wort erteilt. Wir freuen uns in Dankbarkeit, daß unser Fürstenpaar in lebendig frischer Gegenwart unter uns weilt und

über uns waltet; wir haben es in diesen Jahren erfahren, wie das Regiment des Achtzigjährigen die Anforderungen neuer Tage ergriff, den Bau der Verfassung mit Kühnheit weiterbildete: das aber empfinden wir doch, daß diese Regierung längst einen festen historischen Klang hat, der ihr Wesen bestimmt. Immer von neuem hat Großherzog Friedrich ja dieses Eine, Beherrschende verkündet, hell und tief wie mit Glockengeläut: er ist in Preis und Mahnung der hohe Prediger des Reiches geblieben, dem die mitschaffende Arbeit seiner früheren, die erhaltende seiner späteren Tage gegolten hat und das er verkörpert als badischer Fürst. Von besonderer Stelle aus, die er stets behauptete, hat er seinen bedeutsamen Anteil genommen an einer weiten Bewegung der Gesamtnation: wie Badisches und Deutsches — um es gleich hier zu sagen: Preußisch-Deutsches — sich in seinem Wesen und seinem Wirken lebenslang zueinander verhalten haben, das ist für seine Geschichte der entscheidende Gesichtspunkt historischer Erfassung.

Der Zusammenhang, in den damit auch unsere Betrachtung hinausgewiesen wird, ist weit und tief. Wie viele und vielgestaltige Kräfte haben zu der Einigung Deutschlands, in der dies Dasein gipfelte, zusammengewirkt! Wir wissen es: geistige Kräfte des Gedankens und der Sittlichkeit und der schöpferischen Kunst, die hoch hinaufgehen in das Innerste unserer Geschichte, die unserem zerfallenden Volke Größe und Einheit bedeuteten in Zeiten der Machtlosigkeit und der Schmach, die es zusammenfaßten, es emporhoben und stählten, die Deutschland waren, als es kein Deutschland gab, die ihm Gewähr und Antrieb nationaler Zukunft blieben, weil dieser Geist sich auch seinen Körper bauen werde — aus seinem großen geistigen Zeitalter der kulturellen Einheit ist unserem Volke das große politische hervorgegangen, nicht durch den Gegensatz allein, sondern viel mehr noch in lebendiger Fortwirkung. Und wir kennen die wirtschaftlichen, die sozialen Gewalten, die dann — lange nach jenen geistigen — die Einheit forderten, vorbildeten, ihre Träger und Hebel wurden: der Verkehr, der Deutschland zusammenschloß, das Bürgertum, das gesamtdeutsch wurde und eines Gesamtdeutschlands bedurfte. Für unsere Einigung als Hergang, für einen Fürsten, der in ihr stand, war dies beides, Geist wie Wirtschaft, aber doch nur der Hintergrund: unmittelbar berührten ihn die reinpolitischen Faktoren, untrennbar von jenen anderen und doch eine

Welt für sich, mit eigenen Formen, eigenen Antrieben und Wirkungen: die politischen Bewegungen, die von der französischen Revolution aus auch den deutschen Boden erschüttert haben, mit Idealen, die das achtzehnte Jahrhundert sich vollenden gesehen in Paris, die der Liberalismus des neunzehnten auch in Deutschland zur Macht erhob, Idealen der Freiheit und der Einheit, des Rechtes und der eigenen Souveränität der Gesamtnation, mit Idealen, die ein dumpfes Menschenalter hindurch im stillen rangen, bis sie Geist und Wirtschaft in ihren Dienst gezwungen hatten, und nun, in den tragisch großen und tragisch törichten Kämpfen von 1848, die zähe Wirklichkeit des deutschen Lebens großartig und vorschnell zu unterwerfen, umzugestalten, nach ihren Regeln neu aufzubauen unternahmen. Das deutsche Bürgertum brach damals, als politische Gewalt, wirklich zum Lichte durch; Einheit und Selbstbestimmung der Nation aber scheiterten, auf den Sandbänken der Unreife der Zeit, an den Felswänden des alten deutschen Staates. Der Liberalismus, das deutsche Gefühl, der Glaube an die Nationalsouveränität sind damit nicht getötet worden, aber in den Vordergrund des staatlichen Wirkens trat die staatliche Macht: Preußen hat, wohl im Bunde, aber zugleich im Gegensatze mit jenem Deutschtum, aus seinem Wesen heraus, im Sinne seiner staatlichen Selbstsucht, das neue Reich geschaffen. Man kann die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zuspitzend auf die Formel dieses Gegen- und Ineinanderwirkens, dieses immer flutenden Gegensatzes von Deutschland und Preußen bringen. In strenger Zucht und rauhen Kämpfen hatte sich der Staat der Hohenzollern aufgeschwungen, in dem staatlich matten Deutschland der alten Zeit ein fremdartiges Wesen von stählerner Kraft und stählerner Härte; er hatte sich durchdringen lassen von deutschem Geiste und die Führung des deutschen Wirtschaftslebens an sich gebracht, er hatte ein Bürgertum in sich ausgebildet, er wuchs seit der ersten Hälfte des Jahrhunderts hundertfach mit Deutschland ineinander — und blieb doch in den Tiefen seines Charakters er selbst. Reichtum und Feinheit der Kultur kam ihm von Deutschland her: er blieb die Macht. Den kleindeutschen Patrioten der Kaiserpartei ward der Entschluß, das Band mit Österreich zu zerreißen und den Gesamtstaat auf die allein mögliche Grundlage der preußischen Führung zu stellen, schwer wie er war, doch immer noch leichter als die Auseinandersetzung mit

Preußen selbst. Sollte der preußische Sonderstaat Deutschland beherrschen? nur dann, wenn er aufhörte, Sonderstaat zu sein, wenn er in Deutschland aufginge: sie wollten, so hat mein Freiburger Amtsgenosse vor kurzem dargetan, Preußen in sich zerschlagen, ihm keinen Gesamtlandtag, nur Provinziallandtage gönnen; ein deutsches Land sollte es sein, kein eigener Staat. Aber das alte Preußen reckte sich und zersprengte das Gewand, in dem man es fesseln wollte; es blieb es selber; aus seiner Eigenart, aus jenem heroischen Großstaatsdrange, der von jeher innere wie äußere Macht und zugleich innere Lebendigkeit erzeugt hat, sind Wilhelm I. und Otto von Bismarck emporgestiegen, die Söhne, die Vollstrecker, die Vollender der altpreußischen Geschichte und der altpreußischen Sonderart. Nicht die Ideen von 1848, nicht den Glauben des Deutschtums an sein nationales Recht haben sie vollstreckt; sie haben diese deutschen Kräfte benutzt und ein Teil davon anerkannt, und Altes und Neues hat sich seit 1866 immer tiefer durchdrungen: allein der Bildner des neuen Deutschlands war das alte Preußen als territorialer Staat. In dem Hergang unserer Einigung aber stand denen, die sie geleistet oder doch geleitet haben, das Verhältnis Preußens nicht einmal zur Nation, sondern zu den deutschen Einzelstaaten bei weitem in erster Reihe; sind es doch die Regierenden in allen diesen Staaten, die Dynastien und ihre Häupter gewesen, an die sich der Vollzug der Einheit — weit stärker als eine unklare Auffassung es wohl geglaubt hat — tatsächlich anschloß. Unmittelbar neben Preußen stand da der zweite dieser Staaten, die größte der vielgescholtenen napoleonischen Gründungen des Südens, das bairische Königreich: eine volle Eigengewalt auch dieses, kraft seiner Größe, seiner Vergangenheit und seines staatlichen Selbstgefühls, eine Gewalt von halb europäischer Stellung, wie Preußen sie ganz besaß, hart in der Selbstsucht ihrer Macht und für die Nation so manches Mal unbequem, aber eine Tatsache, die sich behauptet hat wie die preußische auch. Und neben diesen beiden, dem Großstaat und dem eigentlichen Mittelstaat, die Reihe der andern aus Nord und Süd, in sich gegründet ein jeder und willens, sein Dasein und sein Wesen festzuhalten, Erzeugnisse und Träger der deutschen Staatsgeschichte seit einem halben Jahrtausend: in dieser Reihe auch Baden.

Dieses badische Großherzogtum, lang hingelagert vom Boden-

see zum Main, die Grenzmark des Südwestens gegen Frankreich, in sich bunt zusammengefügt, und doch, als Rheinstaat und dank einer eigentümlichen Lebenskraft und -frische, rasch zusammengewachsen zu Einheit und individuellem Leben — es hat von Anbeginn seines neuen Bestandes an jede Bewegung des deutschen Gesamtlebens besonders heftig in sich gespürt; es war wie vorausbestimmt zur Hingabe an die nationale Idee. Es nahm die geistig-politischen Anregungen, die Frankreich so reichlich ausströmte, in seiner ganzen Breite, in ihrer ganzen Stärke in sich auf; Lage und Einflüsse und eigenes Temperament führten sein Volk von 1815 an immer an die Spitze der liberalen Heerschar. In keinem der mittleren Staaten war die Regierung dem Drange der modernen politischen Kräfte, dem Drange der modernen Souveränität so stark und unmittelbar ausgesetzt: wenn die Hoffnung der Nation scheiterte, wenn Nation und Sonderstaat in Gegensatz traten, hier drohte der Gegensatz und die Enttäuschung, das erlebte man in dem radikalen Taumel von 1848—1849, alsbald mit der Verneinung, der Zerstörung des Sonderstaates und seiner neuen Dynastie. Diese selbst aber trug aus den engen Gebieten, in denen sie seit alters wurzelte, in die neue Zeit eine Eigenart hinüber, die auch geneigt war, sich den Strömungen freundlich einzuordnen, deren Feindseligkeit ihr gefährlich werden konnte. Der Biograph Großherzog Friedrichs hat die innerliche Verwandtschaft nachgewiesen, die durch die weiten Generationen des Zähringer Hauses hindurchgeht: ein Zug milder Friedlichkeit, der Liebe zum stillschaffenden Wirken daheim, der Selbstbeschränkung und Weisheit; der derbe, hohe Ehrgeiz des Eroberns, des Hinausdrängens in die Welt ist ihnen fremd. Karl Friedrich ist für diese Eigenart reicher und feiner kultureller Arbeit im patriarchalischen Staate das vollendete Musterbild: der gesetzlose Gewinn, den die Epoche Napoleons ihm zuwarf, war seine eigenste Sehnsucht nicht, aber in der friedlichen Durchdringung und Hebung des Gewonnenen arbeitete sein Anstoß fort. Indessen ward seine Schöpfung von außen her feindlich bedroht: deutsche Nachbarn hätten gewünscht, sie zu verkleinern, und härter und dauernder als sie lastete auf Baden der französische Druck. Was hat diese welsche Gefahr dem deutschen Westen lange Jahrhunderte hindurch bedeutet! wie haben immer von neuem französische Heere diese schönen Lande verwüstend durchzogen, französisches Machtgebiet in

alles Leben dieser Staaten eisern hineingegriffen, hemmend, ängstigend, zerstörend! Das hörte im neuen Jahrhundert nicht auf: immer stand vor den Toren Badens der mächtige Nachbar, und die Kanonen Straßburgs beherrschten Süddeutschland.

Wen also in der deutschen Welt führte die überlieferte Eigenart seines Hauses, führte der innere Zustand seines bewegungsreichen Landes, die natürliche Stimmung seines Volkes gegenüber der nationalen Idee, die Gefährdung Frankreichs und die europäische Politik, wen führten positives Erbe und der Trieb der Selbsterhaltung gegen Revolution und Ausland, das Bedürfnis seines Hauses gleichermaßen wie seines Landes, so sehr zur Anlehnung an ein größeres, deckendes, ebenso beruhigendes wie schirmendes Ganzes? Man könnte von diesen sachlichen Vorbedingungen aus das Streben nach diesem innen und außen sichernden Gesamtstaate bei einem badischen Fürsten gewissermaßen als eine Forderung der Staatsraison, des Eigeninteresses konstruieren wollen. Ehre genug läge auch darin: ein klares Rechnen ist ein staatsmännisches Verdienst, und wie viele haben denn zur richtigen Zeit so richtig gerechnet? Zumal da ja doch die Opfer an fürstlicher und staatlicher Selbstherrlichkeit, die man immer zu bringen hätte, auf der Hand lagen: und wenn sie auch eingebracht werden mochten durch die Mitgliedschaft in einem starken Bundesstaate, einen Entschluß, eine tapfere und schmerzliche seelische Durchkämpfung kosteten sie stets. Das war unter allen Umständen, auch falls es von nüchterner Überlegung des eigenen Nutzens ausging, ein hohes Verdienst.

Aber die Konstruktion, so wenig sie dem Großherzog etwas nähme: unvollständig und falsch wäre sie doch. In so glatten Bahnen laufen menschliche Dinge nicht: die lebendige Persönlichkeit verlangt ihr Recht. Karl Friedrichs Enkel trug die feine Gewissenhaftigkeit, die Empfänglichkeit des Markgrafen für die sittlich-geistigen Gewalten seiner Zeit in seiner Seele weiter. Sie berührten ihn auf der Universität: der ältesten einen ihrer lebenden Schüler hat er sich neulich genannt; was er vor 63 Jahren hier aufnahm, bei dem alten Schlosser, mehr noch bei dem jugendlich vorwärtsweisenden Häusser und nachher in Bonn bei Dahlmann, das ist eine bestimmende, niemals erloschene Macht seines Lebens geworden: das aber war wohl die bedeutsame Lehre des politischen Wirklichkeitssinnes, der in den 40er Jahren aufzublühen wenigstens be-

gann, jedoch vor allem war es der Glaube der Zeit, eine Überzeugung, die über die Schichten kühler Klugheit hinabreichte in die Tiefen einer warmgestimmten Seele. Wir wiederholen, wenn wir diese Einflüsse mit einer Art eigenen körperschaftlichen Stolzes betonen, was der Großherzog selber mehr als einmal in schöner Dankbarkeit beteuert hat. Zu diesen Männern und diesen Gedanken, die aus dem achtzehnten Jahrhundert herkamen und das neunzehnte gestalten halfen, zu diesen Reichen unserer alten Bildung und der neuen Bekennerschaft zur Nation führen die Wurzeln seiner geschichtlichen Wirksamkeit hin, und mit dem Rechnen, das der Fürst sich und seinem Amte schuldig ist, durchdrang sich die Ehrlichkeit eines hellen Idealismus. Es haben auch andere unter seinen Standesgenossen bei Dahlmann gelernt und dort oder sonst sich jenen Glauben ihrer Zeit erlebt: Friedrich von Baden ist unter ihnen der hervorragendste geblieben, an Höhe der Stellung und an Persönlichkeit und Durchbildung zugleich. Freilich, als er in Heidelberg studierte, war er noch nicht einmal Thronfolger: da mochte er die Schwingen noch leicht heben, in den Äther des allgemeinen Gedankens empor; es kamen die Tage, da die Wirklichkeit ihre Lasten auf ihn lud, und vor der deutschen stand ihm als nächste und selbstverständlichste die badische Pflicht.

Die Aufgabe seiner Biographie wird stets sein, die Stufen klarzulegen, in denen seine Entwicklung dann wieder aufgestiegen ist zum Deutschen. Die Revolution hat ihn nach Schleswig, aber auch nach Wien getragen und ihn im eignen Lande tief und schwer verletzt; auf die Episode der preußischen Freundschaft von 1849—50 folgte ein Jahrzehnt, das in Deutschland und auch am Oberrhein der Vorherrschaft Österreichs gehörte. Der junge Regent und Großherzog hat sich ihr niemals rückhaltlos hingegeben; so manches wies ihn, den Protestanten wie den Politiker, auch damals auf Preußen. Über seiner innerlichen Stellung in diesen dumpfen Jahren liegt noch ein Schleier. Die badische Politik, das ist gewiß, lief in den Gleisen der Reaktion und wesentlich denen Österreichs: das Schwergewicht dieser Zeiten bestimmte auch ihr die Richtung. Der Großherzog wünschte die deutsche Einigkeit: Preußen und Österreich im Einvernehmen. Uns ist es leicht, zu wissen, daß die Lage unserer Nation erst geklärt werden konnte, wenn diese Zweiheit überwunden ward; den Zeitgenossen, überall, vollends im Süden, war dies eine

Erkenntnis, die erst erstritten werden wollte; und wer konnte an Preußen glauben, solange es — denn Friedrich Wilhelm IV. war König — kein Preußen gab? Die friedenstörenden Stöße, die in Frankfurt a. M. der jugendliche Bismarck den deutschen Verhältnissen und jenem Einvernehmen versetzte, brachten auch in Karlsruhe ein charakteristisches Mißfallen hervor: es konnte schwerlich anders sein. Und doch war jener Kämpfer die preußische Zukunft. Die Gegenwart aber dieses preußischen Preußentums war damals bereits Prinz Wilhelm, der die Regierung seines königlichen Bruders während der 50er Jahre so schwer ertrug. Und den jungen badischen Herrscher führte sein Leben langsam und unweigerlich dennoch diesem Preußen zu: in den Zeiten, da es als Staat versagte, reichte er ihm in seiner reinsten Persönlichkeit menschlich und doch auch politisch die Hand: er trat dem Koblenzer Gegenhofe, dem Prinzen von Preußen herzlich nahe, er führte Prinz Wilhelms Tochter als seine Gemahlin nach Karlsruhe. Sie war nicht ihres Vaters Kind allein: wie sie dem jüngeren Geschlechte zugehörte, so mischte sich in ihr mit dem altpreußischen Zuge der weimarisch-deutsche. Sie hat sich dem Lande, dessen Fürstin sie wurde, rückhaltlos angetraut und ist Badnerin geworden und stets gewesen mit ganzer Seele, wie Pflicht und Liebe es sie gleichermaßen hieß. Darum die Herkunft aus ihrem heimatlichen Boden in ihrem Wesen zu verleugnen war sie so wenig berufen wie irgendeine lebendige und feste Natur: seine Spuren hat sie mit Selbstverständlichkeit bewahrt, und die innerliche Durchdringung der Schicksale ihres alten und ihres neuen Heimatlandes bahnte ihr Dasein ganz von selber mit an.

Der Prinzregent von Preußen war es, der als Erster die Starrheit der Reaktionszeit löste: unter den befreienden Antrieben, die aus Deutschland kamen, das ist doch unzweifelhaft, hat auch sein Schwiegersohn daheim den Bann dieser Jahrzehnte gesprengt. Der Umschwung von Ostern 1860 wies seinem ganzen künftigen Leben, den Geschicken Badens bis heute mit einem entscheidungsvollen Stoße die Bahn. Jedoch es war eine badische Landessache, in der sich dieser Umschwung, gewiß nicht ohne Zusammenhänge mit dem allgemein-deutschen, und dennoch ebenso gewiß von innen heraus vollzog: die Abwerfung des Konkordats; und die Gestaltung, die er Baden gab, war so badisch wie nur möglich. In dem Augenblicke, der Preußen und Baden innerlich zu vereinen schien, wich die Zu-

kunft des einen weit von der des andern ab. In Preußen führte die liberale Ära von 1858 zum Verfassungskonflikt: denn allzu weite Probleme und Gegensätze waren in diesem Staate ungelöst, und hinter allen inneren Ausgleichversuchen stand gebieterisch drohend die große Frage der Macht, der monarchischen wie der deutsch-europäischen. Wenn dieser Staat voranschritt, klirrte es von Waffen, und wenn sein König sich den Wünschen der Zeit zuneigte, so schnellte er doch alsbald zu seinem vollen Machtanspruch, zu neuem Kampfe wieder zurück. Auch Baden blieb seinem natürlichen Wesen getreu, aber es war von anderer Struktur: ungestört von europäischen Aufgaben mochte es sich den Pflichten widmen, die einst Karl Friedrichs Sorge gewesen und die in der neuen Zeit neu wurden und doch die alten blieben. Die Osterproklamation Großherzog Friedrichs ist uns eine der feinsten Blüten des liberalen Zeitalters, eines der schönsten und der bezeichnendsten Schriftwerke der deutschen Verfassungsgeschichte ihres Jahrhunderts. In ihr gewinnt das neue Baden, in ihr sein Herrscher erst sein eigenstes historisches Gesicht: Versöhnung mit der katholischen Kirche, aber Autonomie des Staates; Vereinigung von Volks- und Fürstenrecht; eine einmütig vorwärtsgeführte Entwicklung unter dem Segen gesetzlicher Freiheit. Baden trat an die Spitze des konstitutionellen Staatslebens in Deutschland; an seine Spitze im vollen Sinne sein Fürst. In seiner Seele ist die Entscheidung von 1860 gereift, durchstritten worden; mit voller persönlicher Kraft setzte er sich für sie ein: die eingeborene Art seines Landes wurde erst Wirklichkeit durch seine persönliche Tat, und über alle Kämpfe und Erfolge eines reichen halben Jahrhunderts hat sie hingeleuchtet, diese Persönlichkeit, milde und dennoch fest, von ausgeprägter Besonderheit, die sich behauptet hat nach rechts und links, ausgleichend und zielsetzend zugleich, liberal zugleich und fürstlich, und bei bestimmtem persönlichem Willen eben doch die eigentliche Verkörperung seines Badnertums.

Nun folgte die reiche Gesetzgebung der 60er Jahre. Kirche und Schule, Gerichtsverfassung und Verfahren, Verwaltung und Wirtschaft und Geistesleben: alle wurden sie von einem Strome liberaler Neuordnung erfaßt und mitgeführt, überall im siegreichen Geiste des bürgerlich-individualistischen Geschlechts, parlamentarisch und dennoch fürstlich; über die mancherlei inneren Anstöße führte die

leise und feste Hand des obersten Steuermannes sein Schiff hinweg. Treu blieb sich dieses Regiment nach außen hin: auch in der deutschen Politik lebte es sein Wesen aus und wirkte es lebenschaffend: aber freilich, hier stieß es an die Grenzen seiner Art und seiner Macht.

Die nationale Bewegung war seit 1859 in neuem Flusse; neue Wolken stiegen von Frankreich her auf; mit Franz von Roggenbach zusammen versuchte Großherzog Friedrich, von Baden aus, eine nationale Politik. Alles, was einst in dem Jüngling Wurzel geschlagen hatte von nationalen Gedanken liberaler und kleindeutscher Richtung, alles, was aus der Lage seiner Staates und seiner Dynastie an Anregungen hervorgehen konnte, das blühte jetzt — wie? vermögen wir noch nicht im einzelnen zu verfolgen — in ihm auf und gewann seine staatsmännische Wirkung. Jetzt gab es wieder eine bewußte Nation und gab es vor allem wieder ein Preußen: er reichte ihm die Hand; er wünschte, es vorwärts zu treiben zu nationalen Schöpfungen, er diente so seiner Politik, seinem Lande und seinem Gesamtvolke zugleich. Er erkannte dies Preußen als den natürlichen Halt, als den einzig möglichen Träger deutscher Einheit; er nahte ihm werbend und helfend — aber freilich als Badener und als Deutscher. Er wollte den engeren Bundesstaat unter Preußen, mit Österreich durch ein dauerndes, weiteres Bündnis verknüft. Das waren die Ziele, zu denen die Zukunft gelangt ist, und auch die Ziele preußischer Politik. Aber wieweit geht die Gesinnung auseinander, mit der im Jahre 1861 Roggenbach von der einen, Bismarck von der andern Seite her dem König Wilhelm ihr äußerlich verwandtes Programm vortrugen! Hier stehen die Macht und daneben die Wirtschaft voran, und gebietet über Zweck und Mittel, hart und stolz und nüchtern erfaßt, das preußische Staatsbedürfnis; dort das der deutschen Nation und ihrer Ideale. Der Großherzog hat bald darauf die ganz persönlich durchgearbeiteten Leitgedanken seiner Politik selber aufgezeichnet: die Konsolidierung Mitteleuropas — Deutschland nebst Österreich — ist ohne die kleindeutsche Einheit nicht möglich, und ohne diese Konsolidierung kein freies Vorwärtsschreiten Europas; innerhalb Deutschlands aber wird der Bundesstaat die Einzelstaaten und ihre Dynastien decken, die der Einheitsstaat zerdrücken möchte. Da verbindet sich also der notwendige badische Gesichtspunkt, die für einen badischen Staatsmann und Fürsten ent-

scheidende Realpolitik, mit dem gesamteuropäisch-liberalen. Und auf dem Frankfurter Fürstentage von 1863 führte der Großherzog zwar mit klarer Tapferkeit die Opposition gegen Österreichs zerfließende großdeutsche Reformpläne und trat für Preußen mit einer Wucht ein, die den halb bairisch, halb altreichsfürstlich gestimmten Chlodwig von Hohenlohe verwunderte: er legte dem Kaiser Franz Josef aufrichtig und rückhaltlos seinen Glauben an die Notwendigkeit des Bundesstaates, d. h. der Ausstoßung Österreichs dar. Indessen, von Preußen, so wie es war und handelte, trennte ihn hier wie in jenen Äußerungen vieles. Er wollte, seiner Stellung und Gesinnung nach, das engste Bündnis mit der liberalen deutschen Meinung, auf der er fußte, auf die er belebend einwirkte, und der Weg, den er wie sein Minister anstrebten und für möglich hielten, war der einer friedlichen Auseinandersetzung mit Österreich; naturgemäß, denn der Bruderkrieg war ihrem Sinne innerlich zuwider und bedrohte zudem Badens staatliche Existenz. Daß dennoch er allein helfen konnte, hat die Tat Bismarcks gelehrt; wer aber wußte und wollte das damals? Die Zahl dieser Realisten des Entschlusses war — und zwar in allen Lagern — winzig genug; und durchgesetzt hat diesen Entschluß Bismarck fast völlig allein. Aber freilich, sein Preußen war dem Großherzoge auch wesensfremd: es war und wollte etwas anderes als er. *Auch für Friedrich von Baden ward Bismarck zum Manne des Schicksals.* Mit König Wilhelm konnte sich der Großherzog, obwohl er einem jüngeren und andersgerichteten Geschlechte angehörte, verständigen und verstehen und immer mehr zu tiefer Einigkeit durchdringen, Fürst und Fürst, Mensch und Mensch. Mit Otto von Bismarck hat er sich verbünden können: sie haben schon 1863 tatsächlich zusammengewirkt, und von 1866 ab unmittelbar und bewußt; immer wieder hat sie dann, zwei Jahrzehnte hindurch, ihr oberster Leitstern, der nationale, zusammengeführt. Doch es hält schwer zu glauben, daß sie sich jemals innerlich miteinander verständigt, geschweige denn innerlich miteinander gedeckt haben, und daß nicht das Gefühl persönlicher und ideeller Abweichung in jedem von ihnen stärker gewesen sein sollte als das der Gemeinsamkeit. Sie atmeten, der preußische Edelmann und der südwestdeutsche Fürst, allzu verschiedene Luft, und sie waren allzu verschieden geartet. Die wahrhaft historische Betrachtung, die sich über den Tageslärm erhebt, wird das schwerlich bestreiten, aber auch

schwerlich beklagen. Sie wird sich der Vielfältigkeit unseres deutschen Daseins und unserer Geschichte und ihrer persönlichen Träger und Spiegelbilder freuen, der Fülle lebendiger Kräfte und lebendiger Gestalten gerade inmitten unseres hehren Einheitskampfs. Sie wird einen jeden von seinem Boden aus seinen Zielen natürlich zuschreiten sehen, in seiner Besonderheit, mit seinem Rechte, nach dem besonderen Maße seiner Antriebe, seines Wollens, seiner Kraft: sie ist berufen, sie alle verstehend zusammenzufügen und nicht nörgelnd gegeneinanderzustellen, aber freilich, sie der Wahrheit gemäß voneinander zu unterscheiden. Auch Großherzog Friedrich ging seinen Gang. Ich darf ihn hier nicht erzählend verfolgen, nur seine Stationen muß ich nennen.

Der preußische Minister nahm 1864 die Führung den möglichen deutschen Bundesgenossen Preußens mit hartem Griffe aus der Hand und befreite Schleswig-Holstein, gegen sie, durch und für die preußische Macht. Er trieb mit ungeheurem Willen Preußen in den österreichischen Krieg hinein: Roggenbach erkannte den Mann und das werdende Werk, aber es war nicht das seine; er zog sich zurück. Sein Fürst hat Bismarck damals bekämpft; dann sah er die große Abrechnung nahen. Er blieb preußisch; Personen und Dinge rissen ihn 1866 auf die Gegenseite; der Sieg Preußens machte ihn frei. Wie er von da bis 1871 mitgerungen und mitgesiegt hat, das haben uns die letzten Jahre immer klarer aufgehellt. Er lenkte Baden jetzt rückhaltlos in den Strom der Nationalpolitik hinein: Baden allein in Süddeutschland schloß sich dem Norden politisch und militärisch völlig an. Wieder gingen seine und des Bundeskanzlers Bahnen auseinander. Er ertrug es schwer, daß jener im Sommer 1866 die Südstaaten — nicht freiwillig, aber doch auch nicht ungern — draußen gelassen hatte, zwischen Österreich und Frankreich, ihren eigenen staatlichen und parteilichen Gegensätzen ausgeliefert, und daß er auch jetzt vor allem seinen Norddeutschen Bund konsolidierte und des Reifens der deutschen Früchte im widerstrebenden Süden geduldiger wartete, als dem gefährdeten Staate am Oberrhein genehm sein konnte. Wir wissen von den Gründen, die Bismarck zurückhielten, und hören in dem Zorn und der Trauer, mit denen man sie von Karlsruhe aus würdigte, die begreifliche und ehrwürdige Seelennot der Zeitgenossen, denen der Zwischenzustand harte Lasten auflud, aber nicht das Urteil der Geschichte. Wir zollen dem edel-

sinnigen Fürsten und seinen Ministern, die in dem Dunkel dieser Jahre ausharrten, Bewunderung und Dank, ohne des starken Lichtes zu vergessen, das damals doch schon durch alle Wolken hindurch vom Norden her über ganz Deutschland sich ergoß. Wir sehen die Geschichte der Nation sich festigen und vorwärtsschieben, allem Übelwollen zum Trotze; aber wir sehen im Süden keinen, der dem gewaltigen Baumeister der deutschen Zukunft so getreulich und wertvoll geholfen, auf seinem eigenen Gebiete Boden und Steine vorbereitet, in den Nachbarstaaten störende Gegenwirkungen lahmgelegt hätte, wie Großherzog Friedrich. Wie weit der Spalt zwischen der bairischen Macht- und Sonderpolitik, die von München aus der dennoch deutschgesinnte Hohenlohe trieb, und den Taten und Worten, mit denen der Großherzog ihm erwiderte, das Mögliche, den Teil willig ergreifend, aber nie auf das Ganze und die Zukunft verzichtend, stets vorwärtsweisend und rastlos! Die natürliche Verschiedenheit der beiden süddeutschen Staaten prägt sich in dem Verkehre der beiden führenden Männer charakteristisch aus: aber den Weg der Nation und den Weg des Sieges wandelte damals nur der eine. Das Geschick zu vollenden lag nicht in seiner Macht: soweit es in eines Menschen Händen lag, die Lösung zu bestimmen, hat Bismarck ihr Stunde und Form bestimmt. Aber wiederum, reiner und eifriger mitgewirkt hat kein anderer, Großherzog Friedrich wurde in Wahrheit zum Mitbegründer des Reiches, und die Monate in Versailles krönten auch ihm das größte Jahrzehnt seiner Geschichte. Wir kennen seine Politik vom Juli 1870 ab aus ihren Akten: die Bereitschaft, mitzuschlagen, und den Wunsch zur abschließenden Einigung vom ersten Tage an, den freudigen Einsatz aller Kräfte; die feste Bescheidung, die jeden Lockruf zum Landgewinne von sich weist, das eigene, längst zur Einheit gewordene Staatsgebiet fraglos festhält, aber auch jede Erweiterung ablehnt, selbstlos, nur dem Ganzen feurig hingegeben — ein auseinanderstrebendes, halbfremdes oberrheinisches Königreich hat Großherzog Friedrich nicht an Badens Stelle setzen gewollt; er hatte nicht den Machttrieb weder des Preußen noch des Baiern: badisch blieb er und deutsch wollte er sein. Und dann das Drängen und Helfen zur Gründung des Reiches, die Opfer, größer als er sie zu bringen gebraucht hätte, freudig gebracht aus persönlichem Entschlusse; die Mitarbeit in Versailles, wertvoll in sich selbst, wertvoll in ihrer Wirkung auf den ganzen

Süden; die Werbung für das Kaisertum, das keiner seiner Standesgenossen so aus der Tiefe des Herzens ersehnte und begrüßte; in allem immer wieder die Hingabe, die über alles Eigene die Heiligkeit des großen Zieles stellt. Es kamen die Stunden, da auch ihn nach monatelangem Ringen, Warten, Sichbezwingen einmal der Groll über die allzu hohe Sonderstellung, die er Baiern bereitet glaubte, zu heißem Unmut mit sich riß; aber auch in diesem Streite um die Fassung des Kaisertitels überwand er zuletzt sich selber und half zum Frieden und zur Weihe des nationalen Feiertags. Und vorher, zwischen allen den Starken, Eigenwilligen, leidenschaftlich Schöpferischen, die im Heerlager zu Versailles nebeneinanderstanden, aufeinanderstießen, wie frei und mild und wie unentbehrlich die Arbeit des Ausgleiches und der Vermittlung, zwischen König und Kronprinz und dem in Schmerzen und Kämpfen das Neue heroisch gestaltenden Kanzler! Die Führung in diesen großen Dingen hatte die politisch-militärische Gewalt, und deshalb die Gruppe ihrer preußischen Träger: beseelend und vollendend aber wirkte der südwestdeutsche Fürst mit, wie eine recht ausdrückliche Verkörperung der innerlichen Kräfte, die seine Heimat, der Süden, sein Baden dem Einigungswerke hinzubrachte und die wir so wenig aus ihm hinwegdenken können, wie Großherzog Friedrichs helle Gestalt — der „Stolz", mit dem sein nüchtern-mannhafter Minister Jolly damals auf ihn blickte, bleibt der historischen Betrachtung nicht nur des badischen, des deutschen Beobachters berechtigt und lebendig. —

Seit 1871 lebt Friedrich von Baden im neuen Reich. Was er seitdem am Reiche selber, in dessen Regimente, gewirkt hat, ist uns nur erst gelegentlich erkennbar; wo wir es fassen können, bleibt es seiner früheren Art getreu. Wie er öffentlich für das Reich die Stimme erhoben hat, immer von neuem, im reinen Pathos der großen Schaffenszeiten, feiernd, aufrichtend, mahnend, warnend, das wissen wir alle, und wer das einmal aus seinem Munde vernommen hat, vergißt den Eindruck nicht. Manches hat er wohl anders gewünscht, als es geschah und wurde: die süddeutsch-liberale wie die fürstliche Stimmung seines Wesens ist von dem Gange, den der staatsmännische Genius an der Spitze des neuen, preußisch-deutschen Deutschlands nahm, wohl auch jetzt nicht immer befriedigt gewesen, und so rückhaltlos herzlich er sich mit dem ehrwürdigen Kaiser gleichsetzte, so tief er Wilhelms I. ganzen Wert für die Nation ergriff

und vertrat — der Wegfall der liberalen Generation aus der obersten Reichsleitung, den seines ihm engverbundenen Schwagers tragischer Tod bedeutete, muß auch für ihn, den Alters- und Gesinnungsgenossen Kaiser Friedrichs, nicht nur ein persönlicher Verlust gewesen sein. Aber in neuen wie in alten Zeiten hat er Mitempfindung und Mitarbeit niemals versagt: stets war Großherzog Friedrichs Persönlichkeit, getreu und warmblütig, bei der Sache des Reichs. Und mochte dessen Gegenwart den Träumen des Idealismus, die das reichsgründende Geschlecht dereinst gehegt, nicht in allem entsprechen: was der Großherzog von ihm vor allem erwartet hatte, das hat es ihm, seinem Lande, seiner Nation geleistet. Es gab Deutschland und es gab Baden Sicherheit, Deckung, Macht — einen gesteigerten mittelbaren Machtanteil schließlich auch dem Haupte des Sonderstaats. Es entwickelte das Zusammenleben der Nation, es bildete nach 1871 einen Reichsstaat aus, für den die Versailler Verträge nur erst die Umrisse gezogen hatten; es ließ jene deutschen und jene preußischen Kräfte, die einander so schwer gefunden hatten, trotz allem immer inniger in- und durcheinanderfließen, es durchdrang Deutschland, vom nationalen Heere aus, aber nicht nur in diesem, mit der Zucht und der Staatskraft des Preußentums und ließ doch die nationalen Gewalten und Preußen durchtränken. Es befestigte die alten historischen Mächte, deren Kreisen der Bundesfürst angehörte, und denen die Revolution im Namen der nationalen Souveränität einst den Tod angedroht hatte: die Monarchie, im Reiche wie im Einzelstaat, und den Einzelstaat selbst. Auch der Einzelstaat erlitt nun hundert Einwirkungen des Gesamtstaats: er mußte die Führung, nicht die staatsrechtliche allein, an das Reich abgeben; gesamtdeutsch wurden alle entscheidenden Bewegungen und Kämpfe, und die großen Verhältnisse griffen in das Leben auch jedes Sondergebietes umgestaltend hinein. Auch Baden wurde von den Problemen, die die Gesamtnation jetzt einheitlich erschütterten, gepackt; neue Schichten und neue Parteien bildeten sich aus; alle großen Wendungen der Gesamtgeschicke und der Reichspolitik übten ihren unmittelbaren Rückschlag auch hier. Das erfuhr es im Kirchenstreit; das erfuhr es seit der umfassenden Umkehr alles politischen Lebens um 1879: auch der badische Konstitutionalismus hat immerhin seine Färbung verändert, Staat und Regierungsgewalt sind auch hier stärker geworden. Auch Baden ward von der Erweiterung

aller Staatsaufgaben, die Bismarcks neue Wirtschafts- und Sozialpolitik vom Reiche her so gewaltig durchsetzte, berührt; und die Kulturarbeit des Einzelstaates ward, seit ihm das Reich so viel von seiner politischen Arbeit abnahm, ja überhaupt nur vertieft und bereichert. Das gilt für alle Bundesstaaten, und wir preisen es für alle, daß sie ein großes Stück eigener Lebendigkeit behalten haben, daß Einheit und Vielheit sich im neuen Reiche heilsamer, als bei unseren um ihre nationale Straffheit so oft beneideten Nachbarn, durchdringen und ergänzen: wir erkennen in dieser Vielfältigkeit doch auch heute noch einen Segen, von dem wir nicht lassen dürfen. Jedoch Baden erhielt sich mehr: es behielt in ganz besonderem Maße sein eigenes, sein älteres Wesen bei. Es blieb das Land Großherzog Friedrichs, und die Grundzüge der liberalen 60er Jahre bestanden in ihm fort. Von wertvollen Mitarbeitern, die sich in langer Reihe abgelöst haben, umgeben, hat ihm sein Fürst, der immer blieb und auch der gleiche blieb, den hohen Segen der Stetigkeit, der Weiterbildung seiner besonderen Eigenschaften gewahrt. Der neue Aufschwung der Monarchie war auch hier vornehmlich die Folge ihrer Leistungen zwischen 1860 und 1870: aber so preußisch sie in Preußen — und man muß sagen: im Reiche — blieb, so badisch blieb sie in Baden, und ihr Bestes war mit der Persönlichkeit ihres Trägers, ihrer beiden Träger auf das Innigste verknüpft. Wir haben diese Monarchie in ihren neulichen Festtagen wieder empfunden, persönlichkeitsvoll, wie sie ist. Es ist gewiß wahr, daß Großherzog Friedrichs fürstliches Bild so nur in Deutschland denkbar ist, und auch in Deutschland heute so nur hier: deutsch und badisch in all seiner Art, die wir kennen, mit den gütigen, nachdenklichen, innerlichen Zügen der Seele und des Angesichts; ein Mann der geistigen Waffen auch im politischen Kampfe, der zu den Seinen von Liebe und sittlichem Gehorsam, von der „Wacht des Herzens" spricht, von der Wirkungskraft mehr des reinen Gefühles als der stürmischen Größe eines machtschaffenden Willens; durchaus, seine Geschichte kündet davon, nicht ohne Schwung und auch nicht ohne Zorn, aber so, wie er sein Wesen ausleben durfte, der Mann der warmherzigen Weisheit, der klaren Beschränkung auf den Lebenskreis und die Lebensziele seiner Heimat und seiner Ahnen; mit dem Gesamtvaterlande so wohl vertraut, daß auch die neuen Aufgaben in der Welt und auf den Meeren sein verständnis-

volles Fürwort gewannen, aber wurzelnd und erst ganz entfaltet doch in den Verhältnissen dieser reichen, schönen und schlichten Südwestecke des deutschen Landes, in diesem, wie sein Biograph es gesagt hat, altbadischen Patriarchalismus, den er mit allen Forderungen des neunzehnten Jahrhunderts versöhnte und ebendeshalb lebendig erhielt, in dieser fürstlichen „Seelsorge" des erlauchten Großherzogspaares, das, engverbunden in Art und Wirkung, unermüdlich seine Fäden gesponnen hat in wohltätiger Liebe, in warmer Hingabe, über jede Landschaft seines in sich doch wieder so vielgestaltigen Gebietes, über die Ebenen am Rheine und die Täler und Berge des Schwarzwaldes und am Bodensee; neben der stets staatlich auf das Allgemeine und aufwärts gerichteten Fürsorge ihres Gemahls die ganz persönlich und im einzelnen schaffende, wirtschaftliche, soziale, religiöse, weiblich gestimmte der hohen Frau, deren Gestalt im Glücke und Leide des Hauses und im öffentlichen Dasein von der seinigen untrennbar ist für ihr Land und untrennbar bleiben wird für die Nachwelt.

Baden ist auf den Wegen weitergeschritten, in die er selber es einst deutlich hineingeführt hatte. Aber wir sehen es: es waren Wege, die herkamen aus der Vergangenheit des Zähringer Geschlechts und Staats. Und der 80jährige Herrscher empfindet in sich — er hat sie oft gepriesen — die ganze Wirkungsmacht der historischen Zusammenhänge. Wie in Kaiser Wilhelm I., mit dessen politisch so charakteristisch verschiedener und menschlich doch ihm so vertrauter und heute so mannigfach verwandter Erscheinung man ihn unwillkürlich und gern zusammenrückt, so fließt altes und neues auch in ihm in Eins zusammen. Ihm selber freilich ist Kaiser Wilhelms Name, wenn er ihn in jenen Äußerungen, von denen ich ausging und zu denen ich am Schlusse zurückkehren darf, als einen der für sein Dasein entscheidenden preist, der Ausdruck für seine eigene Arbeit am und im Reiche: er hat ein gutes Recht, diesen Zusammenhang, die historische Macht von 1870, für sich aufzurufen, wo er von seinen Lebenswerten spricht. Und alles, was ich ausführte, hat die Engigkeit des Bandes wieder aufgezeigt, das ihn daneben mit Karl Friedrich vereint: seine eigene Geschichte ist wirklich die Verknüpfung jener zwei Gestalten und dessen, was sie bedeuten, zu einem neuen Ganzen; und fast möchte man meinen, daß Karl Friedrich in diesem Ganzen doch noch überwöge bis an den heutigen Tag. Denn das

Gewicht des eigentümlich Badisch-Deutschen, das er ausdrückt, wird durch die dritte jener Kräfte noch verstärkt, zu denen wir den Großherzog sich bekennen hörten: was ihm für die Entwicklung seines persönlichen Wesens die deutschen Universitäten waren, das habe ich angedeutet. Aber ich habe es nicht erschöpft. Er dankt der deutschen Bildung seiner Jugendtage mehr als seinen politischen Glauben: er dankt ihr den eigentümlichen Klang seiner eigenen Bildung überhaupt, seinen Glauben in weltlichen und ewigen Dingen zugleich, den geistigen Zug, den Drang zum Gleichmaß, zu einem reinen Gleichgewicht der seelischen Kräfte, zur Klarheit und zur Vielseitigkeit des persönlichen Lebens, zu warmer und zarter Menschlichkeit. In diesem Drange ist er wohl wieder Karl Friedrichs Enkel: aber zugleich der Sohn des Deutschlands, über das noch der Hauch der großen Philosophie und der großen Dichtung hinstrich, der Sohn jener deutschen Einheit, die vorgelebt ward in der geistigen Kultur. Er hat mitgerungen, ihr die politische anzuschließen; er trägt den Rock des neuen gewaffneten Deutschlands: aber aus seinem Wesen, wie dem seiner Altersgenossen sonst, duftet noch heute die Blüte jener hohen Tage zu uns, in denen er jung war. Heute aber strebt wiederum dieser Zug des einstmals „Deutschen", sich stärker zu entfalten inmitten der Einseitigkeit des neuen realistischen Deutschlands, das ich „preußisch" nannte: in neuer, suchender geistiger Sehnsucht und Schaffenshoffnung und Genußfreude, in heilsamer Erweiterung und Ergänzung, nicht selten freilich bereits in neuer ästhetisierender Einseitigkeit. Großherzog Friedrich darf sich dieser Verinnerlichung und Verjüngung herzlich freuen: sie knüpft an die Kräfte seines eigenen Innern an. Aber auch ihrer Einseitigkeit hat er den Glauben seines Lebens entgegengehalten: unser trotz allem unpolitisches Volk, von allzu deutlichen Gefahren täglich und rings umdroht, darf seines Staates, es darf der mahnenden Geschichte seiner Einigung, es darf der Notwendigkeit seines Zusammenhaltes und seiner Waffnung, der Notwendigkeit der männlich strengen Kräfte, die es vom Norden her aufgebaut haben, nicht einen Tag lang vergessen: ein Rückfall in die alten Schwächen wäre, heute mehr als jemals zuvor, der nationale Tod. So hat Großherzog Friedrich 1903 zu Heidelberg den alten Bund von Hochschulen und Reichsgesinnung gefeiert; so hat er den Studenten die Stärke unseres Vaterlandes auf die Seele gelegt — die Stärke, die

allein unsere Freiheit bewahrt. Ihm aber ist sie vor allen Dingen doch wieder geistig: zu der geistigen Kraft hat er damals aufgerufen, die über das Tagtägliche zur Pflicht für das Ganze erhebt, und ihre Stählung wies er den Hochschulen zu.

Wir haben Anlaß, uns dieses Vertrauens zu freuen, dieser Einigkeit unseres Herrschers mit dem, was wir uns selber wünschen und von uns selber fordern. Wir haben ein halbes Jahrhundert lang solche Einigkeit mit unserm obersten Rektor empfinden dürfen: das war für die Hochschulen dieses Landes, das war für unsere Hochschule ein unvergleichlich reicher Segen. Wir sind ihm dankbar für hundertfältige Förderung alles äußeren und inneren Lebens der Universität: eine Blütezeit wie unter ihm hat sie niemals erblickt. Wir dürfen ihm noch tiefer für jenes Persönlichste danken. Er hat von uns stets Wahrhaftigkeit verlangt und ertragen: wir empfinden es als ein hohes Glück, daß es uns möglich ist, uns in voller Wahrhaftigkeit zu ihm und zu seiner Meinung von unsern Pflichten zu bekennen, jene Einheit zu fühlen zwischen ihm und seiner alten Universität. Wir wissen uns ihm nahe: das ist die schönste Form der Huldigung, die wir uns selber ersehnen. Wir streben, wenn wir von ihm reden, die leitenden Gewalten von Großherzog Friedrichs Dasein zu erkennen, betrachtend, zergliedernd, wie es unseres Amtes ist; wir streben zu bestimmen und zu verstehen. Aber wir fühlen dieses Dasein zugleich als eine lebendige Einheit, in sich und mit uns, wir spüren seine Einwirkung, wir dürfen es lieben, als die Verkörperung so edler allgemeiner Kräfte unserer Welt, und über allem, als ein persönliches Dasein, wie es uns atmend vor Augen steht: Erkenntnis und Liebe ist hier einmal Eins. Ich habe den Gegensätzen nachgespürt, durch die, in tiefbewegten, unvergeßlich großen Zeiten, dieses Leben dahingeschritten ist und die, historisch angeschaut, es selber durchwalten. Es hat sie menschlich überwunden durch das Eine, durch das es uns alle überwindet und das uns von den Höhen dieser beiden Feste in unsere Herzen hineinleuchtet, mit warmem und ruhigem Abendsonnenglanze: durch Harmonie.

* * *

Nachweise

1. (Zu Seite 1.) Philipp II., zuerst gedruckt in den Preußischen Jahrbüchern 73, 2, 193 ff. August 1893, vgl. Arnold Reimanns Deutsche Bücherei 88. Eine geistig neu durchgearbeitete, stofflich eingehendere Ausführung der gleichen Grundgedanken enthält mein Philippbildnis von 1921 in den „Meistern der Politik", herausgegeben von E. Marcks und Karl Al. von Müller, Bd. I 1922 (zweite Auflage im Druck).
2. (Zu Seite 23.) Elisabeth: ungedruckt. Gesprochen im Professorenverein zu Leipzig, Dezember 1896, der Keim einer Monographie über „Königin Elisabeth von England und ihre Zeit," Bielefeld und Leipzig 1897. Da dieser Vortrag seinen Aufbau und seine Form für sich besitzt, ist er hier, mit leichten Ergänzungen, veröffentlicht worden. Der Verlagshandlung von Velhagen und Klasing danke ich für ihre Zustimmung.
3. (Zu Seite 45.) G. v. Coligny: ungedruckt. Vgl. meine Biographie Colignys I 1, 1892.
4. (Zu Seite 63.) Coligny-Guise: Probevorlesung vor der philosophischen Fakultät der Universität Berlin, gehalten 1887, gedruckt Historische Zeitschrift 62 (1889) 42 ff., nebst kritischen Anmerkungen, die hier weggelassen worden sind. Durch meine Untersuchungen im Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français 1891 (40, 144 ff.) wird dieser Aufsatz nicht berührt.
5. (Zu Seite 81.) La Rochelle: Feuilleton der Magdeburgischen Zeitung, 14. Mai 1886 („eine Osterfahrt durch Frankreich").
6. (Zu Seite 91.) Ludwig XIV. und Straßburg: öffentliche Habilitationsvorlesung, Berlin 1887. Gedruckt in Nord und Süd, November 1889, 51, 221 ff. Vgl. meine Abhandlungen in den Gött. Gel. Anzeigen 1885, 3, 114—142, und in der Zeitschrift f. d. Gesch. des Oberrheins V 1 (44).
7. (Zu Seite 109.) Pitt: gedruckt in Velhagen und Klasings Monatsheften, Januar 1906, 535 ff.
8. (Zu Seite 141.) „Ostdeutschland in der deutschen Geschichte", Carl Neumann gewidmet, erschienen bei Quelle und Meyer 1920, 61 Seiten, aus einer Vortragsreihe der Universität München für die Ostdeutschenhilfe, in Gemeinschaft mit van Calker, Joachimsen, Mollier, Sauerbruch, Max Weber und Wölfflin.

9. (Zu Seite 175.) „Luther und Deutschland. Eine Reformationsrede im Kriegsjahr 1917", erschienen bei Quelle und Meyer 1917, 47 Seiten, mit literarischer Schlußanmerkung, einem Hinweise besonders auf E. Troeltsch. Vortrag, gesprochen in München, Darmstadt, Straßburg und Augsburg; dänische Übersetzung 1918.
10. (Zu Seite 203.) Hohenzollern: Velhagen und Klasing, Januar 1901, 497 ff. Der Schlußabschnitt steht unter den Gesichtspunkten und der Stimmung der großen Flottenagitation seiner Entstehungszeit. Für die (in der neueren historischen Literatur ja viel umstrittenen) Werte des alten, absolutistischen Preußens und sein Verhältnis zum späteren verweise ich zugleich auf die allgemeinen Darlegungen des I. Bandes meiner Bismarckbiographie 1909. Ich habe meiner Hochschätzung der alten Monarchie bis heute nichts abzustreichen gefunden.
11. (Zu Seite 243.) Friedrich der Große: aus der Neuen Rundschau, Februar 1912, 161 ff.
12. (Zu Seite 259.) 1813: ungedruckt. Diese in Amerika, in Cornell, (März 1913) entworfene Festrede wendete sich im Rahmen eines deutschen Vereins, unter dem Zeichen Hugo Münsterbergs, an Zuhörer nicht nur deutscher Herkunft. Ihr Gesichtspunkt mag deshalb von den Festreden auf heimatlichem Boden leise abweichen (die aufsteigende Notwehr von 1913/14 klingt hier nur eben an); der Gegenstand, die Fragen, die Gesinnung sind die gleichen.
13. (Zu Seite 279.) 1848: gedruckt in Velhagen und Klasings Monatsheften, März und April 1898, S. 100 ff., 169 ff. Die zahlreichen Forschungen seit 1898 hätte ich nicht einarbeiten können, ohne den Charakter des Aufsatzes umzustürzen. Doch gehen meine heutigen Ansichten — auch Friedrich Wilhelm IV. gegenüber — völlig in der Richtung, die ich 1898 bezeichnet habe, ich halte meine Übersicht im ganzen noch keineswegs für veraltet. Zum Wirtschaftlichen würde ich ergänzend auf Biermanns Buch über Marlo-Winkelblech verweisen.
14. (Zu Seite 325.) Kaiser Wilhelm: „Wilhelm I. Rede, bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg am 5. Dezember 1901 gehalten", in zwei Auflagen erschienen bei C. Winter in Heidelberg (1902). „Diese Rede bittet darum, als Rede aufgenommen zu werden." Vgl. meine Biographie: Kaiser Wilhelm I., 1897, 8. Auflage 1918, Duncker und Humblot.
15. (Zu Seite 341.) Roon: Deutsche Rundschau, Mai 1903, 202 ff. Ich wiederhole hier die zwei Anmerkungen von S. 203: 1. die Anführung der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon", von Waldemar Grafen von Roon. Zuerst in Buchform 1892; in vierter Auflage (drei Bände) 1897. Dazu „Kriegsminister von Roon als Redner", politisch und militärisch erläutert, von demselben, drei Bände, 1895—96. 2. „Ich habe Roon seine historische Stelle bereits in meinem „Kaiser Wilhelm I." anzuweisen gesucht; indem ich das dort gezeichnete Bild in dieser Gelegenheitsstudie

biographisch erweitere und ergänze, habe ich zu einer veränderten Auffassung nirgends Anlaß gefunden. Auch auf das Porträt in dem „19. Jahrhundert in Bildnissen" (neben den zwei Porträts in den „Denkwürdigkeiten") und den kurzen Text, mit dem ich jenes begleitet habe, darf ich mich beziehen, im übrigen auf die grundlegenden Auffassungen Friedrich Meineckes in seiner meisterhaften Biographie Boyens (1896, 1899) und seinem Aufsatze über „Boyen und Roon" (Historische Zeitschrift 1896), sowie auf die Aktenstücke in den „Militärischen Schriften Kaiser Wilhelms" (1897) und die Gespräche und Nachrichten in Theodor von Bernhardis gedruckten Tagebüchern. Weitere Nachweise im Anhange meines Kaiserbuches." — Die Begründung und Rechtfertigung von Roons Haltung als Mitglied des Ministeriums der Neuen Ära, die mein Text entwickelt, vertrete ich auch heute noch gegen abweichende Meinungen, die mir bekannt sind, durchaus. Zur Ergänzung würde ich vornehmlich das eindringende Buch von Hermann Witte nennen: Die Reorganisation des preußischen Heeres durch Wilhelm I., 1910.

16. (Zu Seite 381.) Wettiner und Hohenzollern: aus Velhagen und Klasings Monatsheften, November 1911, 366 ff. Anzeige von: „Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen, herausgegeben von Johann Georg, Herzog zu Sachsen, unter Mitwirkung von Hubert Ermisch", Leipzig, Quelle und Meyer 1911, VII und 514 Seiten.

17. (Zu Seite 403.) Baden usw.: „Rede, gehalten bei der akademischen Feier des 80. Geburtstags und der goldenen Hochzeit zu Heidelberg am 27. Oktober 1906", Heidelberg, C. Winter, mit einer literarischen Anmerkung, die zumal auf Alfred Doves „Großherzog Friedrich" 1902, sowie auf meinen früheren, z. T. eingehenderen Aufsatz („Großherzog Friedrichs Regierung 1852 bis 1902", im Festblatte der Karlsruher Zeitung zum 24. April 1902) und auf meinen Vortrag über Preußen und Deutschland verweist: The Transformation of Germany by Prussia, in den Lectures on the History of the 19th Century, Cambridge 1902, ed. by Kirkpatrick. Ich danke der Winterschen Verlagshandlung für ihre Erlaubnis zum Abdruck, zugleich von Nr. 14 und 18.

* * *

Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Von Geheimrat Professor Dr. G. von Below. 197 Seiten.

„In glänzendem Aufbau schildert der Freiburger Historiker den Entwicklungsgang, den die deutsche Geschichtsforschung im neunzehnten Jahrhundert genommen hat. Ausgehend von dem Einflusse der Aufklärung entwirft er mit breitem Pinselstrich ein farbenreiches Bild der gegen sie gerichteten romantischen Bewegung, in die er Ranke mitten hinein stellt, um an ihm schließlich die ganze deutsche Geschichtsforschung zu messen. Das Buch Belows gehört zu den gehaltvollsten Veröffentlichungen der letzten Jahre." Konservative Monatsschrift.

Der deutsche Staat des Mittelalters

Ein Grundriß der deutschen Verfassungsgeschichte. Von Geheimrat Professor Dr. G. von Below. 307 Seiten.

„Um ein schätzenswertes Werk ist die deutsche Geschichtsschreibung durch von Belows Buch über den Staat reicher geworden. Weit über den Kreis der nächstberufenen Fachgenossen hinaus sichert ihm wissenschaftlichen Widerhall nicht minder die Gewähr seines Urhebers wie der Belang seines Inhalts, der uns heute näher geht denn je. Als ein lehrhaftes Werk wird der ‚Deutsche Staat' seine Früchte tragen."
Jahrbücher für Nationalökonomie.

Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer. Von Professor Dr K. Hampe. 5. Auflage. 302 Seiten.

„Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit vereinigt das Bändchen in vorbildlicher Weise... Das Buch kann daher sowohl als fesselnde Lektüre für Freunde der Geschichte, wie zum Lernen für Studenten, zur Vorbereitung für Lehrer aufs wärmste empfohlen werden." Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Untergang des römisch-deutschen Reiches. Von Professor Dr. O. Weber. 212 Seiten.

„Diese vorzügliche Arbeit schildert in anschaulicher klarer Darstellung die Entwicklung der deutschen Geschichte in der Zeit zwischen dem Ende des großen Krieges und der Auflösung des römisch-deutschen Kaiserreiches... Verfasser hat es vorzüglich verstanden, bei einer kurz zusammengedrängten Darstellung die richtige Verteilung einzuhalten und eine Scheidung von dem mehr oder minder Wichtigen vorzunehmen... Wir können W.s gehaltvolle Studie jedermann auf das angelegentlichste empfehlen." Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Die Reichsgründung

Von Geheimrat Professor Dr. E. Brandenburg

2 Bände, zusammen 918 Seiten

„Das Brandenburgische Werk ist aber gar nicht nur für die Genossen der gelehrten Zunft bestimmt. Sondern, so glauben wir, für alle guten Deutschen, denen es am Herzen liegt, ihr geeintes Vaterland richtig zu verstehen. Natürlich leuchtet die wissenschaftliche Arbeit immer durch. Schritt für Schritt fühlt man die feste Hand des streng und rücksichtslos urteilenden Historikers, dem die Wahrheit das einzige Gesetz ist und der sich um der Wahrheit willen auch nicht scheut, hie und da eine vielen liebgewordene aber unhaltbare Vorstellung von Personen oder Dingen zu beseitigen ... Man suchte nach einer Führung durch den Überreichtum des angesammelten geistigen Stoffes. Eine solche Führung bietet uns Brandenburg in seinem prachtvollen Buch! Wir durchmessen mit ihm die ganze lange Strecke, die unsere Väter und Brüder im verflossenen Jahrhundert gehen mußten ... Gerade die gedrängte und auf das Wesentliche abgestellte Schreibweise hat uns, um ein Beispiel herauszugreifen, den Verlauf der preußischen Union bis zu ihrem Niederbruch in Olmütz so klar gemacht, wie wir es sonst nirgends erfuhren."

Leipziger Tageblatt.

Briefwechsel

zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen

Unter Mitwirkung von Hubert Ermisch herausgegeben von

Johann Georg, Herzog von Sachsen

512 Seiten mit 1 Porträt

„Wir gewinnen den tiefsten und unmittelbarsten, ungeschminktesten Einblick in eine Fürstenfreundschaft, wie sie so innig wohl nur selten bestanden haben mag, und wir werden dadurch ganz und gar gefangen genommen, weil diese Freundschaft zwischen zwei geistig so hoch stehenden und so gemütvollen Fürsten geschlossen war ... Die kindliche Fröhlichkeit, das heitere Lachen Friedrich Wilhelms an diesem so wenig steifen Hofe, das allen Angehörigen desselben noch bis in die spätesten Tage als eine glückhafte Erinnerung vor der Seele stand, sie quillt überall aus diesem Briefborn ... Der eigentümliche Duft dieser Briefe mit ihrem Humor, ihrem Reichtum an Phantasie und ihrem Geist hat seine Ursachen besonders darin, daß Friedrich Wilhelm seinem Hansy gegenüber sein Herz ganz auf der Zunge trägt ... Der ästhetische Reiz dieser ungezwungenen Briefe wird erhöht durch die politischen Klänge, die in die heiteren Plaudereien hineindringen."

Archivrat Dr. v. Petersdorff. Deutsche Literaturzeitung.

Kurzgefaßtes System der Gesellschaftslehre

Von Professor Dr. O. Spann

400 Seiten

„In der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften sind die kurzen Zeitspannen politischen und gesellschaftlichen Umsturzes stets die Stunden, die die unmittelbarsten und lebendigsten Erkenntnisse vermitteln. Solche Zeiten des Kommens und Gehens, des Erblickens der alten und der neuen Dinge, ihrer Oberfläche wie der Tiefe, aus der alles entsteigt, öffnen unsere Augen für das innere Wesen gesellschaftlicher Vorgänge. Einer solchen geistigen Hochspannung ist auch das vorliegende Werk entsprungen. Hier wird auf Grund der Ergebnisse seiner geschichtlichen, philosophischen und volkswirtschaftlichen Forschungen die Frage der Gesellschaftsordnung einer kritischen Würdigung unterzogen."

Deutscher und Preußischer Staatsanzeiger.

„Die geistvollen und in wohl alle Gebiete der ganzen Kultur übergreifenden Darlegungen sind eine überaus wertvolle Bereicherung unseres staats- und gesellschaftswissenschaftlichen Schrifttums."

Eiserne Blätter.

Der wahre Staat

Vorlesungen über Abbruch und Neubau der Gesellschaft

Von Professor Dr. O. Spann

304 Seiten

Das Werk enthält alles Wesentliche der Politik und Staatslehre. Es stützt sich auf den ganzen Kosmos der sozialen Wissenschaft und kann im gewissen Sinne als ein Gegenstück zu Platons Staat angesehen werden. Es ist so ein kurzer Abriß der Soziologie.

Im ersten Teile werden die Grunderklärungen der Gesellschaft „Individualismus" und „Universalismus" knapp, aber mit einer Vollständigkeit, wie sie im ganzen soziologischen Schrifttum der Gegenwart nicht zu finden ist, dargestellt. — Im zweiten Teile werden die drei großen Ideenkreise unserer Zeit, Demokratie, Sozialismus und der sozialpolitisch-völkische Umkreis einer eindringenden, z. T. vernichtenden Kritik unterzogen. — Der dritte aufbauende Teil knüpft an die soziologischen Grundbegriffe an und entwickelt den Begriff des Standes im geistigen wie handelnden Sinne als die gesellschaftliche und politische Grunderscheinung, von der der Neuaufbau des Staats auszugehen habe Der Verfasser weist nach, daß die Grundtendenz der heutigen kapitalistischen Wirtschafts-Entwicklung nicht Konzentration der Betriebe ist (wie der Marxismus und die Sozialisierungspolitik meint), sondern die Bildung ständiger Gruppen. Im Kollektivvertrag sieht der Verfasser den Hauptansatz zur neuen Ständebildung.

Führende Forscher und Denker

Von Geheimrat Professor Dr. A. Riehl

249 Seiten

Wenn ein so hervorragender Gelehrter wie Riehl aus der Fülle seiner Arbeiten die Besten gesammelt einem weiteren Kreise zugänglich macht, so ist das ein literarisches Ereignis. In der Tat übertreffen diese Essays wohl alles, was über die großen Forscher und Denker der Vergangenheit geschrieben wurde. Riehl blickt tief in die Psyche jener Männer, würdigt in kritischer Klarlegung ihre Systeme und eröffnet die Erkenntnis ihres Schaffens. Er zeigt an hervorragenden Beispielen wie in der Geistesgeschichte die Philosophie als geistige Macht im Leben der Menschen hervorgetreten und zwar im Bunde mit dem Wissen ihrer Zeit, aber darüber hinaus als Mitschöpferin der Kultur. So werden die Philosophen Plato, Giordano Bruno, Kant, Fichte, Lessing, die Forscher Haym, Galilei, Robert Mayer und Helmholtz uns nähergebracht. Riehls Werk ist ein Genuß für jeden philosophisch und naturwissenschaftlich interessierten Leser. Da ist nichts von langatmigen schwerwissenschaftlichen Deduktionen, sondern die ganze Darstellung ist lebendig, anregend und dabei tiefschürfend. Dem Werke gebührt ein einzigartiger Platz in der philosophischen Literatur.

Volkserzieher

Biographische Studien zur Geschichte und zum System der Volkserziehung

Von Stadtrat Dr. Julius Ziehen

152 Seiten mit zahlreichen Tafeln

„Der Verfasser begnügt sich nicht mit einer rein historisierenden Darstellung, sondern, die Geschichte als Lehrmeisterin der Menschen wertend, zeigt er auf Grund des geschichtlichen Tatbestandes, inwiefern das Wirken der Volkserzieher der Vergangenheit für die Gegenwart nutzbar zu machen ist, was wir heute von den Männern von einst nach der negativen und positiven Seite zu lernen haben. Eine Fülle von Anregungen ist in dem Buche enthalten. Wer Hand anlegen will, die Nöte der Gegenwart zu heben und ihre Bedürfnisse nach den verschiedensten Richtungen hin zu befriedigen, wird ihm sehr viele wertvolle Winke und Lehren entnehmen. Kaum eine Seite der menschlichen Kulturentwicklung bleibt unberücksichtigt; führt der Verfasser doch Männer der verschiedensten Zeiten und Länder, Völker und Religionen, Berufsarten und sozialen Schichten, Betätigungsgebiete und Begabung dem Leser vor... Die Form der Darstellung ist eine sehr geschmackvolle und ansprechende; die Ausstattung des Buches würdig und vornehm. In angefügten Anmerkungen orientiert der Verfasser kurz über die wichtigste einschlägige Literatur." Zeitschrift für pädagogische Psychologie.

Unsere religiösen Erzieher

Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern

Herausgegeben von

Professor Lic. B. Beß

5. bis 8. Tausend. Völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage
2 Bände mit 348 und 247 Seiten und 20 Tafeln

Das schwere Schicksal, das über Deutschland hereingebrochen, hat in weiten Kreisen das religiöse Empfinden in seinen Tiefen aufgerüttelt und seine Sehnsucht nach geistigen Stützen gesteigert. Hier wird dies Buch ein Helfer sein. Von all diesen religiösen Erziehern geht eine stärkende, emporziehende Kraft aus, denn sie führen den Leser zur Quelle wahren Lebens, zur Religion, zu Gott.

„Das ganze Werk ist ein trefflicher Weckruf an alle Gebildeten unserer Nation, die Religion als Religion zu erkennen und anzuerkennen, und damit einer Wiedergeburt unseres Volkes aus den tiefsten Tiefen heraus die Bahn zu bereiten." Die Studierstube.

„Wer diesen verschiedenen Erziehern und Auslegern zu folgen bereit ist, wird in eine Fülle von Unvergleichlichem, in einen Reichtum des sieghaftesten Lebens hineinschauen, der das Herz mit Freude erfüllt, es aus der natürlichen Gebundenheit unseres Wesens ruft, es erquickt und erzieht." Evangel. protestant. Kirchenbote.

Religiöse Erzieher der katholischen Kirche

aus den letzten 4 Jahrhunderten

Herausgegeben von

Professor S. Merkle und B. Beß

„In diesen Bildern tritt uns echte Religiösität, die edelste Blüte menschlichen Geistes, an ihren Quellen entgegen. Es sind religiöse Gestalten, die mit feuriger Gottesliebe eine werktätige Nächstenliebe zu verbinden wußten, die dem heutigen Geschlechte besonders frommen: Die große Spanierin Therese von Jesu, der liebenswürdige Italiener Philipp Neri, der männliche Savoyarde Franz von Sales mit seiner geistlichen Tochter Franziska von Chantal, der Bettlerpriester Vinzenz von Paul, der edle Gascogner Fenelon mit Frau von Guyon, der vom Geiste des deutschen Idealismus erfüllte Sailer, der tiefsinnige Alban Stolz und zuletzt der englische Konvertit Newmann. In all den hier vorgeführten Lebensbildern ist das allgemein Menschliche und allgemein Christliche herausgearbeitet und nachgewiesen, wie sie vermöge ihrer überragenden geistigen Befähigungen und sonstigen Eigenschaften als Erzieher auf weite Kreise zu wirken vermochten, und in diesem Sinne leistet das Werk dem Ideal der geistigen Einheit unseres Volkes einen großen Dienst."

Pädagogische Woche.

Deutsch-Ostafrika im Weltkriege

Wir lebten und kämpften

Von Gouverneur Dr. Heinrich Schnee

451 Seiten

mit zahlreichen schwarzen und bunten Tafeln und Karten

„Schon äußerlich macht der starke Band mit seinen zahlreichen Bildern und Plänen, vor allem aber den farbigen Tafeln einen stattlichen Eindruck." Mecklenburgische Zeitung.

„Werke, wie das vorliegende, sind ein bleibendes Denkmal deutscher Kolonialarbeit. Das Buch geht weit über den Rahmen eines Kriegsbuches hinaus, denn es gibt wertvolle Aufschlüsse über Verkehr, Handel, Pflanzungen und Kultur, es macht mit Landschaft und Leuten vertraut, aber es bleibt nicht an Äußerlichkeiten haften, sondern erschließt dem Leser die Seele des Landes." Berliner Morgenzeitung.

„Die erste zuverlässige, zusammenhängende Schilderung jener unerhörten Aufregungen, Anforderniſse an Mut und Pflichtgefühl aller Betroffenen ... Sie zeigt die deutsche zielbewußte Tätigkeit, das deutsche Organisationstalent im hellsten Lichte! Und nur dadurch ist es ja auch Lettow-Vorbeck und seinen Kämpfern möglich gewesen, in all den viereinhalb Jahren der Bedrängnis durch eine vielfache Übermacht auszuharren." Deutsche Zeitung.

Der Weltkrieg

in seiner Einwirkung auf das deutsche Volk

Herausgegeben von

Max Schwarte, Generalleutnant

521 Seiten

Was der Krieg an einschneidenden Wirkungen dem deutschen Volke auf allen Lebens- und Schaffensgebieten brachte, wie er es zum Umgestalten aller Gedanken und Arbeitsgewohnheiten zwang und wie er in dieser Umgestaltung die Grundlagen schuf und die Wegziele wies für den demnächstigen Neubau, für die Lebensnotwendigkeiten und Zukunftshoffnungen — das alles in einem Bande zusammengefaßt zu schildern ist in dem Buche von führenden Männern aller in Betracht kommenden Berufe unternommen. Kriegsführung zu Lande, zur See und in der heimatlichen Arbeit, innere und äußere Politik, Verwaltung und Volkswirtschaft, Landwirtschaft, Industrie und Technik, Handel und Verkehr, Gesundheitspflege und Fürsorgewesen, Rechtspflege, Frauenarbeit, Religion und Unterricht, Kunst, Presse und Literatur: jedes Gebiet wird von einer seiner führenden Persönlichkeiten unter dem Gesichtspunkte der Kriegseinwirkung behandelt, verschieden je nach der staats- oder volkswirtschaftlichen Anschauung der Verfasser, aber einig in der Richtlinie der heißen Liebe zum Vaterlande.

BINDING LIST JUN 1 1952

HMod
M3196m.2

Marcks, Erich
Männer und Zeiten...
6. umgestaltete Aufl.
vol.1

538117

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED